

Ost-westlicher Dialog –
Dialog Wschodu i Zachodu
Polnische Woche – Tydzień polski
Saarbrücken 2015

Marco Klüh
Roland Marti
(Hg.)



SARAVI PONTES –
Beiträge zur internationalen Hochschulkooperation
und zum interkulturellen Wissenschaftsaustausch

Herausgegeben von Astrid M. Fellner, Roland Marti,
Christoph Vatter, Elisabeth Venohr

Band 5



Marco Klüh, Roland Marti (Hg.)

Ost-westlicher Dialog –
Dialog Wschodu i Zachodu
Polnische Woche – Tydzień polski
Saarbrücken 2015



universaar

Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre

© 2017 *universaar*
Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Postfach 151150, 66041 Saarbrücken

ISBN 978-3-86223-209-3 gedruckte Ausgabe
ISBN 978-3-86223-210-9 Online-Ausgabe
ISSN 2198-0551 gedruckte Ausgabe
ISSN 2198-056X Online-Ausgabe
URN urn:nbn:de:bsz:291-universaar-1603

Projektbetreuung *universaar*: Susanne Alt, Matthias Müller

Satz: Marco Klüh
Umschlaggestaltung: Julian Wichert

Gedruckt auf säurefreiem Papier von Monsenstein & Vannerdat

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Inhalt

Vorwort	7
Ungeliebte Töchter – gebrochene Matrilinearität in Joanna Bators Dilogie <i>Sandberg</i> und <i>Wolkenfern</i> <i>Agnieszka Jezierska</i>	11
Polnische zeitgenössische Musik <i>Krzysztof Kostrzewa</i>	25
Neue lexikalische und grammatische Erscheinungen im Bereich Frauen- und Männerstatus im Polnischen und Deutschen <i>Anna Mróz, Radosław Pawelec</i>	53
Lebens- und Arbeitsbedingungen polnischer Zwangsarbeiter in Deutschland am Beispiel der Bielefelder Region <i>Wojciech Kwieciński</i>	69
Polnische Zwangsarbeiter im Ruhr- und Saarbergbau während des Zweiten Weltkrieges <i>Hans-Christoph Seidel</i>	95
Der „polnische“ Günter Grass – das Phänomen der Rezeption seiner Werke <i>Wiesław Rzońca</i>	113
Une trajectoire, des migrations, un héritage : Lorraine, la polonaise <i>Mateusz Chmurski, Monika Sitek</i>	125
Ausdruck, Kritik, Denken: Einige Bemerkungen zur (neueren und neuesten) polnischen Kunst <i>Mateusz Falkowski</i>	145

Das deutsch-polnische Geschichtsbuch: Über den Vorteil des Dialogischen <i>Magdalena Telus</i>	157
Autoren und Zusammenfassungen	175

Vorwort

Mit der Reihe *Saravi Pontes* – Brücken über die Saar – hat sich in den letzten Jahren ein Publikationsorgan etabliert, dessen Hauptanliegen auf die gegenseitige Vermittlung benachbarter, nichtsdestoweniger in vielem sich voneinander unterscheidender Kulturräume zielt. Während der erste Band Themen kultureller Beziehungen in der Großregion SaarLorLux behandelt, wendet der zweite Band sich einem östlichen Nachbarn Deutschlands, Polen, zu – und beleuchtet das gegenwärtige Verhältnis beider Staaten aus polnischer wie auch aus deutscher Perspektive. Der dritte Band kreist thematisch wieder um den Grenzraum der drei Länder Deutschland, Frankreich und Luxemburg, wirft speziell für diese Großregion relevante Fragen der Erinnerungskultur auf – ähnlich wie der vierte Band, bei dem das Thema der Erinnerungskultur von deutschen und ukrainischen Wissenschaftlern aus einem kinematographischen Blickwinkel untersucht wird.

Der nun vorliegende fünfte Band der *Saravi Pontes* ist wieder Fragen der deutsch-polnischen Kulturbeziehungen gewidmet. Wie dies auch bei den vorangegangenen Bänden der Fall war, verdankt sich die Entstehung des Buches den fruchtbaren Partnerschaften und den intensiv genutzten Kooperationsprogrammen, die zwischen der Universität des Saarlandes und anderen Hochschulen im Ausland bestehen; hervorzuheben sind für diesen fünften Band insbesondere die seit 1983 bestehende Partnerschaft mit der Universität Warschau sowie die 2012 begründete Partnerschaft mit der Universität Rzeszów.

Die Beiträge von *Saravi Pontes* 5 gehen auf die *Polnische Woche* zurück, die von der Fachrichtung Slavistik vom 8.-12. Juni 2015 an der Universität des Saarlandes ausgerichtet wurde. Die Polnische Woche wurde im Kontext der Musikfestspiele Saar organisiert, die 2015 der polnischen Musik gewidmet waren (www.musikfestspiele Saar.de/musikfestspiele/rueckblick2015). In dieser Woche kamen Wissenschaftler aus Warschau, Rzeszów, Nancy, Frankfurt/Oder, Bochum und Saarbrücken zusammen, um in vielfältiger Weise aus ihrer jeweiligen fachlichen Perspektive unterschiedliche Aspekte des polnischen und polnisch-deutschen Lebens zu beleuchten: ihre Themen waren literatur-, musik-, sprach-, geschichts- und kunstwissenschaftlicher Art, und die schriftlichen Fassungen ihrer Vorträge werden durch diesen Band nun einem breiteren Publikum zugänglich gemacht.

Den Sammelband eröffnet eine Studie der Warschauer Germanistin Agnieszka Jezierska über Joanna Bators Romane *Piaskowa Góra* und *Chmurdalia*. Jezierskas Rekonstruktion der in beiden Romanen zum Tragen

kommenden gebrochenen genealogischen Linie zwischen Großmutter, Mutter und Tochter zeigt einerseits, wie durch diese Romane zeitgenössische polnische Mythen infrage gestellt werden – und lässt andererseits sichtbar werden, welche enge Verbindung zwischen Bators Prosa und dem westeuropäischen feministischen Diskurs besteht. Krzysztof Kostrzewa bietet sodann einen insbesondere für das musikwissenschaftlich interessierte Publikum sehr aufschlussreichen Überblick über die Geschichte der polnischen Musik von 1945 bis in die jüngste Gegenwart. Kostrzewa gliedert seinen Abriss in fünf Perioden, wobei jede Periode im Zusammenhang mit der jeweils vorherrschenden politischen Situation in Polen beleuchtet wird. Über aktuelle Tendenzen aus dem Bereich der Juristischen und der Soziolinguistik informiert der Beitrag von Radosław Pawelec und Anna Mróz: Berufsbezeichnungen für Frauen in Deutschland und in Polen vergleichend, stellen Pawelec und Mróz die jeweils aufkommenden unterschiedlichen Schwierigkeiten dar, auf die jeder Versuch stößt, im deutschen bzw. im polnischen Sprachgebrauch Richtlinien zu etablieren, die dafür Sorge tragen, dass bei Personenbezeichnungen beider Geschlechter Gerechtigkeit herrscht. In naher thematischer Verwandtschaft zueinander stehen die Artikel der Historiker Wojciech Kwieciński und Christoph Seidel: beide handeln von dem dunklen Kapitel der polnischen Zwangsarbeiter zu Zeiten des Dritten Reiches; während Kwieciński sich hierbei auf die Charakteristika der Zwangsarbeit von Polen in der Region Bielefeld konzentriert, zeichnet Seidel ein umfassendes Bild der Lage polnischer Zwangsarbeiter in der Montanindustrie an Ruhr und Saar. Bewusst wurden hier ein polnischer und ein deutscher Wissenschaftler gebeten, das Thema zu behandeln. Mit dem Beitrag über den „polnischen“ Günter Grass von Wiesław Rończa tritt wieder ein literaturwissenschaftliches Thema in den Vordergrund. Der Vergleich zwischen Günter Grass und Tadeusz Konwicki, beides Autoren, die aus den sogenannten Ostgebieten bzw. Kresy – beides Räume kultureller Vielfalt – stammen, führt deren Schaffenspotenzial auf diese Herkunft zurück und erklärt so zugleich die große Popularität des Deutschen Grass in Polen. Der Beitrag von Mateusz Chmurski und Monika Sitek nimmt sodann Bezug auf die bereits in *Saravi Pontes 2* (vgl. dort S. VI) angesprochene Beziehung zwischen Polen und Lothringen: im Mittelpunkt steht hier der polnische König und nachmalige lothringische Herzog Stanisław Leszczyński, dessen Standbild bis heute die *Place Stanislas* in Nancy ziert. Im Anschluss hieran entwirft Mateusz Falkowski, gleichsam parallel zum Beitrag von K. Kostrzewa, einen Überblick über die neueste polnische Kunst. Anhand einer Vielzahl von Kunstwerken der letzten dreißig Jahre gewinnt der Leser einen prägnanten Überblick über die Etappen der Selbstpositionierung der polnischen Kunst in einem sich wandelnden politischen System. Im letzten

Beitrag des Bandes schließlich wendet sich Magdalena Telus der Entstehungsgeschichte des deutsch-polnischen Geschichtsbuchs zu. Das Thema dieses Beitrags ist von besonderer Aktualität, da der erste Band des besprochenen Geschichtsbuchs im Schuljahr 2016/17 an deutschen Schulen eingesetzt werden soll. Wie alle anderen hier versammelten Aufsätze ist dieser Artikel ein eindringliches Beispiel dafür, wie wichtig es für die deutsch-polnischen kulturellen Beziehungen ist, im Dialog zu bleiben, Brücken zu bauen, das Benachbarte, wiewohl Andere, kennenzulernen und zu verstehen.

Allen Autorinnen und Autoren dieses Sammelbandes sei herzlich für ihren persönlichen Beitrag zum Gelingen der *Polnischen Woche* im Juni 2015 gedankt. Unser besonderer Dank gilt Frau Magdalena Telus, die darüber hinaus die Aufgabe auf sich genommen hat, zahlreiche polnisch-deutsche bzw. deutsch-polnische Textübersetzungen anzufertigen, ohne die dieses Buch nicht in der gegebenen Form hätte erscheinen können.

Marco Klüh, Roland Marti

AGNIESZKA JEZIERSKA
(Universität Warschau)

Ungeliebte Töchter – gebrochene Matrilinearität in Joanna Bators Dilogie *Sandberg* und *Wolkenfern*¹

Mein(e) Tabu(s): Mutter und Göttin.

Joanna Bator²

„Während meiner wissenschaftlichen Arbeit fühlte ich mich hilflos“ – gesteht
Joanna Bator.

Um mich herum spürte ich Gleichgültigkeit und ich war nicht imstande mich für etwas richtig einzusetzen. Ich hatte die Möglichkeit, auf dieser akademischen Insel zu leben, ohne mich darum zu scheren, was draußen passiert, doch diesen Sachverhalt konnte ich nicht aushalten. Meine Freunde sind gut ausgebildete Menschen, hören feine Musik und alles ist gemächlich. Wir können die Tür schließen und eine Oper von Händel genießen. Wir können aber auch etwas Kleines unternehmen: ein paar Katzen retten, einige Stunden in einem Sterbehem verbringen. Oder aber ein Buch schreiben. Reicht es aus, wenn ich Bücher schreibe, mit einer engagierten Protagonistin, die ins Leben eintaucht? Keine Ahnung.³

Bator verzichtet auf eine sichere Stelle und die akademische Laufbahn und wählt einen riskanteren Weg – die schriftstellerische Tätigkeit. Sie orientiert sich an hervorragenden Vorbildern, die sie auch im Klartext in ihren

¹ Eigentlich ist Bators Zyklus eine Trilogie, so wird er auch von KritikerInnen und Leserschaft bezeichnet, doch die Geschichte, auf die ich mich in diesem Beitrag fokussieren will, kommt in den zwei ersten Teilen vor, der dritte Teil erzählt einen anderen Sachverhalt (eine viel drastischere Geschichte der Mutter-Tochter-Beziehung), aus einer anderen Erzählperspektive (es fehlt die auktoriale Erzählinstanz der beiden Romane).

² Kwaśniewski, T., im Gespräch mit SchriftstellerInnen: „Między fuksją a penisem, czyli jak się pisze seks w polskiej literaturze.“ In: *Gazeta Wyborcza*, 24.02.2014, Volltext: http://wyborcza.pl/1,75475,15518942,Miedzy_fuksja_a_penisem__czyli_jak_sie_pisze_seks.html#ixzz3oLBEdURW (Zugriff: 30.06.2015), [Zitate aus polnischen Quellen, ohne andere Angaben, in meiner Übersetzung – A. J.].

³ Łupak S., Interview mit Joanna Bator: „Wyścig po Nike wykańcza jak maraton“, 24.10.2013, <http://kultura.newsweek.pl/joanna-bator-o-walce-o-nike-i-najnowszej-powiesci-ciemno-prawie-noc-na-newsweek-pl,artykuly,272391,1,2.html> (Zugriff: 01.09.2015).

Interviews nennt: Elfriede Jelinek⁴ und Herta Müller⁵ – zwei Schriftstellerinnen, die das Schreiben „gegen den schönen Schein“ zum Markenzeichen ihrer Œuvres gemacht haben und die schonungslos an schwierigen Themen rütteln. Bator wiederholt in ihrem Statement die Denkweise ihrer zwei Meisterinnen: „Ich schreibe nicht, um die Welt zu verschönern, sondern um sie zu verändern. Etwas in Frage zu stellen, zu piesacken“.⁶ Ihre Dissertation widmete die künftige Schriftstellerin der Zweiten Welle des Feminismus⁷, was in Polen nicht nur als eine wissenschaftliche Tätigkeit gilt, sondern eher als ein Statement, denn der Feminismus wird hierzulande immer misstrauisch beäugt und impliziert persönliches Engagement des Forschers bzw. der Forscherin; sie bereitete auch Berichte für eine öffentliche Institution (Instytut Spraw Publicznych) vor zum Thema: „Das Bild der Frau in der Fernsehwerbung“⁸ und „Das Bild der Frau in der politischen Debatte in Polen. Die feministische Perspektive“.⁹ Aus diesen Texten geht deutlich hervor, dass Bator den feministischen Standpunkt vertritt, ihre Haltung ist nicht immer objektiv (das ist nicht als Vorwurf gemeint!), ihre bissigen Formulierungen zeigen, was sie für Missstände und wunde Punkte in dem von ihr analysierten Sachverhalt hält.

Mehrere Jahre war Bator als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung für Psychoanalyse und Genderforschung in der modernen Philosophie an der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau tätig. Es ist wohl kein Zufall, dass ihr literarisches Debüt schlicht als „Die Frau“ (*Kobieta*) betitelt wurde. Dieser 2002 veröffentlichte Essay, ein Quasitagebuch, unterscheidet sich diametral von der späteren Trilogie.¹⁰ *Kobieta* ist eine Sammlung von Aufzeichnungen einer literarisch und wissenschaftlich bewanderten

⁴ Die Parallelen zur Jelinekschen Schreibweise wurden von einem der deutschen Kritiker betont, vgl. Buchkritik / Archiv, Beitrag vom 01.06.2011, Deutschlandradio Kultur. Besprochen von Jörg Plato: „Ein kleinbürgerliches Sittenbild Polens“.

<http://www.deutschlandradiokultur.de/ein-kleinbuerglerliches-sittenbild-polens.950.de> (Zugriff: 30.09.2015).

⁵ JFK: „Nike 2011. Joanna Bator i tekstowe rozkosze“, http://wyborcza.pl/1,75475,9750801,Nike_2011_Joanna_Bator_i_tekstowe_rozkosze.html, 09.06.2011, (Zugriff: 01.09.2015).

⁶ Łupak: „Wyścig po Nike wykańcza jak maraton.“ Auch in einem anderen Interview benutzt Bator dieselben Worte, vgl. Kuc, N.: „Joanna Bator od dwudziestu lat jest w podróży“, <http://wywiady-populada.pl/news-joanna-bator-od-dwudziestu-lat-jest-w-podrozy.nld>, 1484136 (Zugriff: 01.09.2015).

⁷ Siehe Bator, J.: *Feminizm, postmodernizm, psychoanaliza. Filozoficzne dylematy feministek „drugiej fali“*. Gdańsk 2001.

⁸ Siehe Bator, J.: *Wizerunek kobiety w reklamie telewizyjnej*. Warszawa 1998.

⁹ Siehe Bator, J.: *Wizerunek kobiety w polskiej debacie politycznej. Perspektywa feministyczna*. Warszawa 1999.

¹⁰ Dieses Buch wurde von der Kritik fast übersehen. Die intensive Rezeption Bators Texte fängt mit *Piaskowa Góra* (Sandberg) an.

Frau, die Ansatzpunkte in der Antike sowie in der Popkultur sucht, ihre Ängste thematisiert – kein Gedanke hängt in der Leere, sondern wird in einen Kontext gebracht, wie Schatten begleiten ihn Namen von SchriftstellerInnen und PhilosophInnen.

Die Waldenburg-Romane¹¹ meiden ostentativ jegliche Intertextualität, orientieren sich eher am realistischen Paradigma, auch wenn sich dieses Paradigma bei einem *close reading* nur als ein Kostüm entpuppt. Die RezensentInnen bezeichnen diese Bücher oft als Saga (z. B. *Saga o ludziach nawianych*¹² – Saga von angewehrten Menschen, *Saga na opak* – eine umgekehrte Saga).¹³

Die Erzählhaltung ist bissig, die achronisch dargestellte Handlung oszilliert an der Grenze zur Plauderei (poln. ‚gawęda‘ – ein Genre, in dem der Zielpunkt weniger wichtig ist als das Erzählen an sich). Daher versuche ich *Kobieta* als ein Pendant, die Kehrseite der späteren Romane zu lesen. Diese hinsichtlich der Form sehr unterschiedlichen Texte sind meiner Meinung nach im Grunde komplementär: dank dem essayistischen Kommentar kommen einige Verdichtungen in der Textur zum Vorschein, die auf der glatten Oberfläche der Romane auf den ersten Blick unsichtbar bleiben.

Ich betone hier die Oberfläche, denn bei einer aufmerksamen Lektüre von Bators Romanen fällt gleich ins Auge, dass die Schriftstellerin mit der realistischen Verkleidung nur irreführt: ihre ProtagonistInnen sind sehr wenige, viele fungieren als *pars pro toto*, wie z. B. ein SS-Mann, der skizzenhaft dargestellt wird und ein typischer Mitläufer des NS-Regimes sein soll; ein Jude, dessen Schicksal mehrere Handlungsstränge verbindet usw. – das dargestellte Universum entpuppt sich als sehr klein, geschlossen, was dazu führt, dass diese Romane einem Lehrstück ähneln und parabelhaft wirken. Ein Paradebeispiel für diese Schreibweise ist der Nachttopf von Napoleon – ein Leitmotiv, das in mehreren Geschichten auftaucht, die abenteuerliche Reise des Gegenstandes zieht sich wie ein roter Faden durch die Erzählung.

Ob Bators Bücher die Welt verändern, möchte ich nicht entscheiden. Mit Sicherheit kann aber festgestellt werden, dass ihre Texte einen wichtigen Beitrag für die Entwicklung neuer Tendenzen in der polnischen Literatur

¹¹ Der Handlungsort ist Wałbrzych, dt. Waldenburg – die Heimatstadt von Bator, die sie vor mehreren Jahren verlassen hatte.

¹² Cuber, M.: „Saga o ludziach nawianych.“ In: *Polityka* 03.02.2009, Volltext: <http://www.polityka.pl/tygodnikpolityka/kultura/ksiazki/281342,1,recenzja-ksiazki-joanna-bator-piaskowa-gora.read> (Zugriff: 01.09.2015).

¹³ Kurkiewicz, J.: „Joanna Bator: Saga na opak.“ In: *Gazeta Wyborcza*, Volltext: http://wyborcza.pl/1,75475,7958784,Joanna_Bator__Saga_na_opak.html, 01.06.2010, (Zugriff: 01.09.2015).

darstellen: Dank eines kühnen Umgangs mit polnischen Tabuthemen wie Identität, Antisemitismus, dank einer schöpferischen und nicht epigonenhaften Analyse der Nationalmythen und nicht zuletzt dank der innovativen Betrachtung der Genderfragen.¹⁴

Statt eines ehrenhaften Polen, der tapfer und eifrig Juden hilft und dabei sein eigenes Leben aufs Spiel setzt (grob gesagt: dieses idealisierte und naive Bild wurde in der polnischen Schule jahrzehntelang vermittelt), haben wir in der Person eines der Nebenprotagonisten, Kazimierz Maślaks, einen Schmalzownik¹⁵-Typus, der aus Opportunismus Juden skrupellos ausnutzt, indem er ihnen falsche Hoffnungen macht. In Wahrheit aber hat er keinen Rettungsplan: nachdem die Juden ihm das Geld und Wertgegenstände abgegeben haben, lässt er sie im Stich. Er hält sich für etwas Besseres, das Schicksal der Juden ist seiner Meinung nach sowieso entschieden¹⁶, er wird in keinerlei Hinsicht von Gewissensbissen geplagt. Er ist eigentlich kein direkter Mörder, moralisch betrachtet ist sein Verhalten aber das eines Mörders, denn die hilflosen Juden haben kaum eine Chance sich zu retten. Einem Schmalzownik ähnlich, wird er durch die Ausbeutung der Hilflosen reicher; der einzige Unterschied ist, dass er nicht mit den Besatzern kollaboriert, doch das Leben der Juden ist ihm vollkommen gleichgültig. Bator legt nahe, dass es in der polnischen Vergangenheit mehrere negative Typen von Menschen gibt, die in der offiziellen Geschichtsschreibung keinen Platz haben; ein weiteres Beispiel ist ein polnischer Partisan, Janek Kos, der im Krieg wenigstens einen Juden rettete. Nach 1945 entpuppt er sich als Lügner, Antisemit (vgl. SB, S. 366-368), Neidhammel und nach mehreren Jahrzehnten als ein gefährlicher Brandstifter, der nach Jahren an eben jenem von ihm mitgeretteten Juden und an dessen polnischer Geliebten vorsätzlich Mord begeht. Der Tod der beiden Geliebten im Feuer ähnelt einer Vernichtung im Krematorium, die Erzählweise legt also nahe, dass der polnische Partisan, wohl ein Nationalheld, sich nicht unbedingt von den Nazi-Henkern unterscheidet. Sein ehemaliges Heldentum wird durch das Verbrechen nach dem Krieg getilgt.¹⁷ Die übliche Unterscheidung zwi-

¹⁴ Der Begriff ‚Gender‘ wird als heikel empfunden und polarisiert die polnische Gesellschaft.

¹⁵ Der abwertende Begriff entstammt dem Warschauer Dialekt des Polnisch-Jiddischen und bezeichnet einen Menschen, der während des Zweiten Weltkriegs versteckte Juden ausfindig machte, sie bei deutschen Besatzern denunzierte bzw. Juden oder ihre polnischen Helfer erpresste um sich Geld oder Wertgegenstände anzueignen.

¹⁶ Vgl. Bator, J.: *Sandberg*. Übers. von Esther Kinsky. Berlin 2015. S. 58. Weiter im Haupttext mit der Sigle „SB“ und Seitenzahl zitiert.

¹⁷ In mehreren Passagen schildert die Erzählung die antisemitischen Ansichten des Janek Kos. Leider wird die deutsche Übersetzung in dieser Hinsicht zensiert, vgl. Piorun, C.: „Be-

schen Gut und Böse wird von Bator in Frage gestellt, ihre zwielichtigen Protagonisten zeigen gefährliche Schattierungen, Diskontinuitäten¹⁸, die in polnischen Narrativen um den Zweiten Weltkrieg eher korrigiert, ausradiert oder ausgeblendet wurden und immer noch werden.

Ein ähnlicher Antiheld ist der Friseur aus einer polnischen Kleinstadt, der noch vor dem Krieg die abgeschnittenen weiblichen Haare sammelt, um sie in Matratzen und Kissen zu stopfen. Im Krieg ist er Gefangener im KZ Auschwitz, wo er mit Eifer oder fast Freude Frauen an Intimbereichen rasiert. Sein Verhalten ist nicht das eines Opfers, sondern das eines Komplizen.

Bator dekonstruiert noch einen weiteren Mythos, der seit wenigstens zwei Jahrhunderten für das polnische Selbstverständnis konstitutiv war – die „Polnische Mutter“ bzw. „Mutter Polin“.¹⁹ In den beiden Romanen wird dieses Muster auf eine subtile Weise kritisch hinterfragt. Bator bildet darin keine Ausnahme, denn in den letzten Jahren entstehen zahlreiche Texte, die den Mythos zertrümmern.²⁰ Bator macht dies aber auf eine eigenständige Art, indem sie die biologische Blutlinie sowie die Bindungsforschung (etwa im Sinne von John Bowlby) nicht als entscheidend wertet. Sie ist eine tüchtige Schülerin von Luce Irigaray, Julia Kristeva oder Adrienne Rich – die Namen der drei wegweisenden Forscherinnen des Mutter- und Weiblichkeitsmythos kommen mehrmals in *Kobieta* vor. Schon in einem ihrer Berichte für das Instytut Spraw Publicznych (Institut für öffentliche Angelegenheiten) distanzierte sich Bator von dem Phänomen der „Mutter Polin“.²¹

Juliusz Kurkiewicz stellt in seiner Rezension fest, dass Bator „mit Misstrauen die konservative Botschaft, die ein Bestandteil dieses Genres [Saga] ist, [betrachtet]: Die Folge der Generationen als Erbe des Blutes und der Werte, die über Identität entscheiden und dem Individuum Würde

schneidung. Die jüdischen Motive in Joanna Bators ‚Sandberg‘.“ In: *OderÜbersetzen* Nr. 4, 2014, S. 138-141 – wahrscheinlich wegen der politischen Korrektheit.

¹⁸ Die Protagonisten von Bator, obwohl skizzenhaft dargestellt, sind psychologisch kohärent, ihre Motivation ist gut fundiert, z. B. wird die rachsüchtige Haltung des Partisanen, Janek Kos, durch den Neid auf Zofia erklärt.

¹⁹ Zur „Mutter Polin“ vgl. Jabłkowska, J.; Saryusz-Wolska, M.: „An- und abwesend. Weiblichkeitsmodelle in der deutschen und polnischen Kultur.“ In: Hahn, H. H.; Traba, R. (Hrsg.): *Deutsch-polnische Erinnerungsorte*, Bd. 3: *Parallelen*. Paderborn; München; Wien; Zürich 2012, S. 337-359, hier S. 350-357, und Titkow, A.: „Figura Matki Polki. Potrzeba demitologizacji.“ In: Hryciuk, R.; Korolczuk, E. (Hrsg.): *Pożegnanie z Matką Polką?* Warszawa 2012.

²⁰ Neuere wichtige Texte zu diesem Thema: Filipiak, I.: *Absolutna amnezja*; Keff, B.: *Utwór o Matce i Ojczyźnie*; Tulli, M.: *Włoskie szpilki, Szum*.

²¹ Vgl. Bator: *Wizerunek kobiety w polskiej debacie politycznej*, S. 5.

verschaffen“.²² „Die Familie, so Claude Lévi-Strauss, ist keine natürliche Tatsache“²³ – stellt Bator in einem Interview fest, in einem anderen spricht sie von „Zwangsverwandschaften des Blutes“.²⁴ Ihre Protagonistin, Dominika Chmura, hat in ihren Urkunden zwei falsche Großväter polnischer Herkunft. In Wirklichkeit ist ihr Vater, Stefan Chmura, ein uneheliches Kind eines russischen Tierbändigers namens Wowka; seine Geburtskunde wurde nach dem Krieg gefälscht (vgl. SB, S. 375). Jadwiga, die Mutter, ist felsenfest davon überzeugt, dass ihr Vater der Ehemann der Mutter war. Erst als Mutter einer erwachsenen Tochter lernt sie die wahre Geschichte ihrer Zeugung kennen: ihre Mutter (also die Großmutter von Dominika) pflegte eine Liebesbeziehung zu dem von ihr versteckten Juden Ignacy.²⁵

I. Die enttäuschte Mutter

Im Mittelpunkt der Wałbrzych-Romane stehen drei Generationen einer Familie, besser gesagt: drei Frauengenerationen: die Großmutter Zofia, die ihre Jugend zur Zeit des Zweiten Weltkrieges erlebt, die Tochter Jadwiga, die nach dem Krieg zur Welt kommt und in der Volksrepublik Polen ihre Familie gründet, schließlich Dominika, die Enkelin, die zwar im Kommunismus zur Welt kommt, jedoch im Kapitalismus erwachsen wird. Es handelt sich dabei um keine herkömmliche Saga, sondern um eine Analyse der Mutter- und Frauentypen. Es ist eine *case study* der Mutter-Tochter bzw. Großmutter-Enkelin-Beziehung. Die Männer verschwinden aus der Geschichte schnell: der Vater von Jadwiga ist nicht mehr da, als das Kind zur Welt kommt. Der depressive Ehemann von Jadwiga ist zwar zu Anfang der Ehe ein Partner der Gattin, mit der Zeit aber zieht er sich allmählich zurück und stirbt vorzeitig. Auch Dominikas (die dritte Generation) konventionelle Beziehungen zu Männern scheitern. Keine der Frauen ist vorbereitet, die Rolle der Mutter und Frau nach den üblichen Erwartungen der Gesellschaft zu erfüllen.

²² Kurkiewicz, J.: „Joanna Bator ‚Piaskowa Góra‘.“ In: *Gazeta Wyborcza*, 01.06.2010, Volltext unter: <http://culture.pl/pl/dzielo/joanna-bator-piaskowa-gora> (Zugriff: 01.09.2015).

²³ „Wszyscy jesteŃmy mieszaŃcami“, Gespräch mit J. Bator, geführt von A. Swoińska, *dwutygodnik.com*: <http://www.dwutygodnik.com/artukul/2547-wszyscy-jestesmy-mieszancami.html> (Zugriff: 01.09.2015).

²⁴ „Piszę, żeby rozumieć“, Gespräch mit J. Bator, geführt von R. Praszyński, *VIVA*, Nr. 25 (439), 05.12.2013, S. 68.

²⁵ Auf diese verzweigten Familienbäume weist auch Esther Kinsky in ihrem Nachwort zu *Sandberg* hin, vgl. Kinsky, E.: „Landschaft mit fragmentierten Lebensläufen.“ In: Bator, J.: *Sandberg*, S. 483-489, hier S. 485.

Um diese gescheiterte Genealogie plausibel zu machen, schildert die Erzählinstanz die Zeugungsgeschichte der Jadwiga. Zofia (die erste Generation) heiratet vor dem Krieg Maciej Maślak. Sie ist nicht richtig in ihn verliebt, aber immerhin ist ihr dieser Mann lieber als zwei weitere Anwärter (vgl. SB, S. 317-318). An dieser Geschichte wird deutlich, dass die einzige Wahl der Frau vor dem Krieg das (Ab)wählen des Kandidaten war, nicht aber die Abgabe an die Rolle der Ehefrau. Die Heirat war selbstverständlich.²⁶

Zofias Ehemann zieht in den Krieg. Während seiner Abwesenheit versuchen die zwei schon erwähnten Männer seine Frau für sich zu gewinnen: Janek Kos und Maniek Gorgól. Letzteren findet Zofia widerlich (vgl. SB, S. 318). Es kommt aber ein weiterer Akteur ins Spiel: eines Abends im September 1944 findet Zofia an ihrem Hauseingang einen Juden vor, der aus dem Warschauer Ghetto entflohen ist. Es wurde ihm Hilfe versprochen, doch später wurde er im Stich gelassen, ohne seine Wertgegenstände, mit denen er seine angebliche Rettung bezahlt hatte (dahinter steckt der schon erwähnte Kazimierz Maślak) (vgl. SB, S. 341). Zofia hilft ihm, bietet ihm ein Versteck, ist begeistert von seiner Klugheit (Ignacy war vor dem Krieg Medizinstudent) und verliebt sich schließlich in ihn. Ihre Gefühle werden erwidert, leider kann das Glück nicht lange dauern. Maniek Gorgól, der verabscheute Verehrer, möchte Zofia für ihre Untreue (ihm gegenüber wahrscheinlich?) bestrafen. Deshalb vergewaltigt er die Frau, fast vor den Augen des gefesselten Juden (vgl. SB, 350-351). Kurz danach wird er von einer Gruppe von Partisanen umgebracht (vgl. SB, S. 354), Ignacy wird eine Fluchtmöglichkeit geboten. Das Liebespaar muss sich trennen.

Kurz danach kehrt der eigentliche Ehemann, Maciej Maślak, nach Hause zurück und kommt gleich auf die dümmste Weise ums Leben: zwar hat er den Krieg überlebt, aber am Tag seiner Heimkehr stirbt er infolge eines Auto-unfalls (der Fahrer ist übrigens sein Verwandter Kazimierz Maślak, der sich überhaupt nicht um den Unfall schert – er verkörpert hier das Böse, aber auch das blinde Schicksal).

Nach seiner geglückten Flucht ins Ausland versucht Ignacy seine Geliebte zu finden, doch der Partisan Janek Kos teilt ihm mit, dass Zofia leider gestorben sei – dies ist der erste Punkt, in dem Kos' angebliches Heldentum einen Riss bekommt.

Neun Monate nach den traumatischen Erlebnissen bekommt Zofia ein Kind, doch sie ist nicht imstande ihre Tochter liebzugewinnen – diesem

²⁶ Auch die Geschichte der anderen Großmutter, derjenigen väterlicherseits, zeigt die zentrale Rolle der Ehe: als Mutter eines unehelichen Kindes heiratet sie einen Witwer und korrigiert damit diese peinliche Tatsache.

Thema widmet Bator besondere Aufmerksamkeit. Das Thema der „bösen Mutterschaft“ wird nicht nur in der polnischen Schreibtradition als heikel empfunden. Die eigene Mutter zu beschreiben gilt als „riskant“, wird „gesellschaftlich eher missbilligt“, ist nicht zuletzt „blasphemisch“²⁷, wie die berühmten polnischen Literaturwissenschaftlerinnen Maria Janion und Izabela Filipiak – Vertreterinnen der ersten polnischen Schriftstellerinnen und Kritikerinnen, die in den letzten Jahrzehnten ein negatives Bild der Mutter-Tochter-Beziehung geschildert haben²⁸ – erläutern. Ähnlich wirkt das ungeschriebene Gesetz der europäischen Kultur, unterstützt sowohl durch das Christentum, als auch die Popkultur. Marias Gehorsamkeit²⁹, biblische Vorbilder der guten (echten) und der schlechten (falschen) Mutter (vgl. etwa das Salomonische Urteil) sind feste Bestandteile des abendländischen Erbes. Insbesondere im katholischen Polen wird diese Verbindung deutlich. Auch Bator thematisiert dieses Phänomen, z. B. in Bezug auf Probst Postronek aus Waldenburg, für den die Mütterlichkeit die einzige akzeptable Weiblichkeitsform neben dem Märtyrertum der Heiligen war.³⁰

Auch in der Antike ist eine gewisse Einseitigkeit zu beobachten, die aus der Genderperspektive interessant sein könnte: es überwiegen Geschichten von Müttern und Söhnen, insbesondere von schrecklichen, rachsüchtigen: z. B. Medea oder Prokne. Eine komplexe Mutter-Tochter-Beziehung finden wir im eleusinischen Mythos. Im Unterschied zu anderen Geschichten aus dieser Tradition handelt es sich hier um eine positive Auslegung: die lebenspendende Mutter Demeter, Fruchtbarkeitsgöttin, wird dem Herrscher des Totenreiches gegenübergestellt; sie gibt niemals ihre Suche nach der Tochter auf, sie bietet Zuflucht und Rettung. Auch Bators Erzählinstanz aus *Kobieta* sieht in Demeter ein positives Vorbild: „Mutter‘ meiner Schlaflosigkeit. ‚Mutter‘ meiner Morgendämmerungsangst. Verbiete den Samen zu keimen, wie Demeter. Rette mich“.³¹

²⁷ Janion, M.; Filipiak, I.: „Zmagania z Matką i Ojczyzną.“ In: Keff, B. (Hrsg.): *Utwór o Matce i Ojczyźnie*. Kraków 2008, S. 81-98, hier S. 81.

²⁸ Ich meine das Buch *Absolutna amnezja*, Warszawa 1995.

²⁹ Auf die Affinität der idealisierten Mutterschaft zu Maria weist u. a. Elisabeth Badinter zu Beginn ihrer *Historia miłości macierzyńskiej* hin. Vgl. Badinter, E.: *Historia miłości macierzyńskiej*. Übers. von K. Choiński. Warszawa 1998, S. 7.

³⁰ Vgl. Bator, J.: *Chmurdalia*. Warszawa 2013, S. 100.

³¹ Bator, J.: *Kobieta*, S. 115. Zu polnischen Idealisierung der Mutterschaft vgl. Kościańska, A.: „Twórcze odgrywanie Matki Polki i Matki Boskiej. Religia a symbolika macierzyńska w Polsce.“ In: Hryciuk, R.; Korolczuk, E. (Hrsg.): *Pożegnanie z Matką Polką?*, S. 147-161.

Die antiken Anspielungen sind für Bator in *Kobieta* von besonderer Bedeutung. Sie erzählt von der Ausblendung einer weiblichen Genealogie wie folgt:

Niemand hat Klytaimnestras Tod gerächt. Tod einer Mutter, die ihren Ehegatten aus Rache für die aufgeopferte Tochter tötete. Sie wurde stillschweigend unter fremdem Staub beigesetzt. Der Muttermord geriet in Vergessenheit unter dem Vorwand eines anderen Todes. Der Tod der Mutter wurde heimlich begraben. [...] Niemand hat diesen Tod entsprechend beweint. Niemand hat die Geschichte für die Töchter niedergeschrieben, damit sie wissen, woher sie stammen. [...] Sie wurden des Horizonts des eigenen Werdens beraubt, wurden zum Teil der fremden Geschichte der Väter und Söhne.³²

„Die Geschichte der Tochter der Mutter wurde noch nicht geschrieben, wir kennen nur die Töchter der Väter“³³ – betont eine der psychoanalytischen Forscherinnen.³⁴ Das Verbrechen des Ausblendens des Weiblichen zeigt Bator am Beispiel von Athene: kaum jemand weiß, dass Athene eine Mutter hatte – Metis. Da Zeus nach seinem Vater Kronos eine übliche Neigung geerbt hatte, diejenigen zu verschlingen, die ihn bedrohen könnten, schont er seine gescheitete Geliebte Metis nicht – sie endet im Inneren des Gottes.³⁵ „In den späteren Quellen geriet die Geschichte der Mutter von Athene in Vergessenheit, wurde durch die Überzeugung ersetzt, dass die tapfere Tochter ohne den weiblichen Anteil vom Vater gezeugt wurde.“³⁶ In ihren Büchern unternimmt Bator den Versuch eine weibliche Genealogie zu schaffen, wobei die männliche Blutlinie als höchst verdächtig betrachtet wird.

Die komplexe und problematische Mutter-Tochter-Beziehung kommt in *Kobieta* vor: „Wir alle sind Jokastas, schreibt Luce Irigaray. Ich will einen Sohn. Ein weiterer Akt des Muttermordes. Meine Angst davor, Mutter einer Tochter zu sein.“³⁷ Auch in der polnischen Kultur und Schreibtradition fehlt es an Mutter-Tochter-Vorbildern. Saryusz-Wolska und Jabłowska stellen

³² Bator: *Kobieta*, S. 8-9.

³³ Vgl. Lasoń-Kochańska, G.: „Kora, Demeter i inne. Córki ojców, Córki matek.“ In: *Ślupskie Prace Filologiczne. Seria Filologia Polska* 4/2005, S. 189.

³⁴ Diese These verliert in Bezug auf neuere Texte ihre Gültigkeit: in den letzten Jahren sind viele Texte entstanden, die diese Leerstelle zu tilgen bemüht sind (z. B. Texte, die das Postgedächtnis zu ihrem Schwerpunkt wählen). Doch es fehlt eine Tradition, und alle neuen Texte, die die Mutter-Tochter-Beziehung unter die Lupe nehmen, müssen sich zuerst etablieren.

³⁵ Vgl. Kubiak, Z.: *Mitologia Greków i Rzymian*. Warszawa 1998, S. 223-224.

³⁶ Bator: *Kobieta*, S. 111.

³⁷ Ebd., S. 104.

aufgrund der Analyse einiger repräsentativen Zitate aus der Literatur des 19. Jahrhunderts fest, „dass die Mutter Polin eine Mutter von Söhnen ist, die leidend, doch auch mit Würde, die heldenhaft-patriotischen Erhebungen ihrer Kinder betrachtet“.³⁸

Bator unternimmt also einen Versuch, etwas zu beschreiben, wofür es kaum literarische Vorlagen auf Polnisch gibt. Sie strebt danach, den komplexen Sachverhalt auf eine psychologische Weise zu deuten. In der Psychologie ist immer häufiger die Rede von Wiederholung der Muster, Schemas bzw. Klischees. „In der Psyche der meisten Erwachsenen, die in der Vergangenheit Schwierigkeiten mit der Mutter hatten, wohnt ständig ihr Duplikat, das spricht, handelt und reagiert, genauso, wie in der frühen Kindheit“.³⁹ Jadwiga empfindet die Folgen der gestörten Mutter-Tochter-Beziehung und reproduziert dieses Muster weiter. Keine Nähe, das Kind als Störfaktor, die Erziehung wird an die Schwiegermutter delegiert. Eine der Ursachen ist das Trauma, das Zofia jahrzehntelang verschwiegen hatte. Die vergewaltigte Frau kann nicht sicher sein, wer sie eigentlich geschwängert hat: der Geliebte Ignacy oder der Vergewaltiger Maniek Gorgól. Daher wird sie in ihrer Tochter ständig nach der geringsten Ähnlichkeit zu Ignacy suchen, doch sie wird in der trägen und geistlosen Jadwiga nichts dergleichen finden. Daher kann sie das Kind „beim besten Willen nicht lieb gewinnen“ (SB, S. 356). Jadwiga verspürt den Mangel an mütterlicher Zuneigung (vgl. SB, S. 350). Auch sie selbst ist enttäuscht, wenn Dominika, ihre eigene Tochter, ihr überhaupt nicht ähnelt: diese ist viel gescheiter und entspricht nicht den mütterlichen Erwartungen: „Du Bankert, Rattenschnauze, Skelett!“ (SB, S. 243) – beschimpft sie ihr eigenes Kind und wiederholt unbewusst die Haltung ihrer eigenen Mutter.

Wenn Jadwiga nach einem Unfall keine Krankenschwester werden kann und das Zuhause zu verlassen plant, wird sich die Mutter keine Mühe geben, um das Kind bei sich zu halten. Bator schafft keinen herzzerreißenden Abschied – ganz im Gegenteil: Zofia empfindet eine gewisse Erleichterung, als der Zug mit der Tochter verschwindet (vgl. SB, S. 27), was als ein Beweis für die fehlende Bindung gedeutet werden kann – bei der Nachkriegsgeneration keine Ausnahme. Hier kommt aber eine weitere Komponente hinzu: Jadwigas Anwesenheit erinnert die Mutter an die Vergewaltigung. Erst nach mehr als zwei Jahrzehnten kann die negative Erfahrung gemildert werden: mit der Geburt der Enkelin. Zofia ist die einzige, die sich über das Aussehen des Kindes wahrhaftig freut: die dunkle Haut, Augen und Haare sind eindeutige Beweise,

³⁸ Vgl. Jabłkowska; Saryusz-Wolska: „An- und abwesend“, S. 353.

³⁹ Estés, C. P.: *Bięgnąca z wilkami. Archetyp Dzikię Kobiety w mitach i legendach*. Übers. von A. Cioch. Poznań 2012, S. 233-234.

dass Ignacy der biologische Vater war (vgl. SB, S. 306). Dieser Sachverhalt wird den Lesenden sehr langsam und achronisch geschildert, genauso wie Jadwiga, die mit Verspätung ihren wahren Hintergrund kennen lernt.

Wenn Dominika den Entschluss fast, in Warschau zu studieren, akzeptiert Jadwiga diese Entscheidung ohne weiteres – dieser Sachverhalt ist eine Wiederholung der Abschiedsszene mit Zofia. Jadwiga bemüht sich, eine gute Mutter zu werden, was insbesondere in den Krankenhauspassagen ins Auge fällt, als Dominika (volljährig) nach einem Autounfall in Koma liegt. Am Bett der bewusstlosen Tochter schmiedet Jadwiga ihre Pläne, sie wünscht sich einen Neuanfang, mit einem Kind ohne Gedächtnis.⁴⁰ Doch Dominika vergisst ihren jüdischen Großvater nicht. Jadwiga leugnet ihre Genealogie, ist felsenfest davon überzeugt, dass „der Jude“ an allem schuld ist.⁴¹ Sie beharrt auf der offiziellen Geschichte, sie habe einen Vater, einen Kriegshelden, gehabt, der unter Apfelbaumblüten gestorben sei, zuvor aber mit bloßen Händen einen SS-Mann und dazu zwei deutsche Schäferhunde erwürgt habe.⁴² Dieses erlogene Identitätsnarrativ ist das Einzige, wozu sich Jadwiga bekennen will. Das Ende ihres mutmaßlichen Vaters war sinnlos, in keiner Hinsicht heldenhaft, es wird ein Versuch unternommen, seinen Tod in einen romantischen Rahmen einzuschreiben, doch das Pathos wird bei der Zusammenstellung mit den zwei „deutschen Schäferhunden“⁴³ (wortwörtliche Übersetzung) lächerlich. Zu den Verdiensten des Vaters wird gezählt, dass er angeblich zwei Tiere umgebracht habe, die nur durch lexikalische irreführende Etymologie mit dem Krieg in Zusammenhang gebracht werden können. Die falsche Genealogie braucht also nicht zusammenhängend erzählt oder durchdacht zu werden, ihr größter Vorteil ist: es gibt sie, sie steht zur Verfügung und kann jederzeit instrumentalisiert werden, um eine andere Geschichte zu verdecken.

II. Gegenentwurf zur Mutterschaft

Joanna Bator sucht in ihrem Schaffen und in ihren Interviews nach anderen Liebesformen, z. B. erwähnt sie Poliamoria, eine Form der menschlichen Liebesbeziehung, die vorsieht, mehr als eine Person im (erotischen) Sinne zu lieben.⁴⁴ Ein solches Ziel wird am Ende von *Chmurdalia* (*Wolkenfern*) erreicht:

⁴⁰ Bator: *Chmurdalia*, S. 112.

⁴¹ Ebd., S. 113.

⁴² Ebd. Poln. „owczarki niemieckie“.

⁴³ Eine andere Fassung dieser Geschichte siehe SB, S. 379.

⁴⁴ Vgl. Łupak, S.: Interview mit Joanna Bator, geführt von Katarzyna Marcysiak: „Wyścig po Nike und Kultowe rozmowy“, <https://www.youtube.com/watch?v=3HY5GH8HAm8>, Erscheinungdatum: 18.03.2014 (Zugriff: 01.09.2015).

eine Utopie auf einer griechischen Insel, wo Dominika mit Gleichgesinnten in einer Art Kommune wohnt, wobei nicht die freie Liebe entscheidend ist; von Belang ist eher menschliche Nähe, Freundschaft und geistige Affinität, die aber grundlegende Unterschiede nicht tilgt. Auch bei Mutter-Tochter-Beziehungen schlägt Bator ein anderes Projekt vor: eine geglückte Liebesbeziehung schildert sie vor allem bei einer der Protagonistinnen: bei Grażynka Rozpuch, die ein Findelkind ist, von einer unbekanntem Mutter verlassen⁴⁵, von zwei alleinstehenden Frauen großgezogen, die zu einer wunderschönen, von Männern begehrten, (nach bürgerlichen Kriterien) nicht unbedingt anständigen Frau wird. Sie hält sich für keine Prostituierte (wenn schon „Nutte“, dann „mit goldenem Herz“, vgl. SB, S. 102). Diese Idee hält sie für verrückt, sie suche doch nach Liebe (vgl. SB, S. 103). Die Geschenke, die sie von den Männern für ihre „Dienstleistungen“ bekommt, braucht sie meistens nicht. In der Obhut der zwei alten Jungfern lernt sie Selbstbewusstsein; sie wird den Nachbarn von den zwei Mutterfiguren „mit mütterlichem Stolz“ präsentiert.⁴⁶ Auch sie wird, wie ihre biologische Mutter, zu einer Rabenmutter (ihren kleinen Töchtern schenkt sie keine Aufmerksamkeit, vgl. SB, S. 101 u. 116 – dies wäre eine Alternative zur Bindungsforschung⁴⁷). Sie wünschte sich eigentlich keines ihrer Kinder, doch ihre drei Töchter und ihr Sohn finden nach vielen Jahren mühelos einen Platz in der Welt und sind mit ihrem Schicksal zufrieden (vgl. SB, S. 25). Sie ist diejenige, die Jadwiga Ratschläge gibt, auf welche Art und Weise sie ihrer Tochter näher kommen kann, als Dominika in Koma liegt. Ihr natürlicher Umgang mit den Kindern ist von jeglichen Rollen und Zwängen befreit. Sie belehrt Jadwiga: „Was soll das heißen, dass du dich [für Dominika] aufopferst, Jadzia? Kannst du sie einfach nicht lieben?“⁴⁸ – diese kurze Passage zeigt, dass das Modell der Mutterschaft, dem Aufopferung zugrunde liegt, nicht funktioniert. Ein natürlicher Weg wäre, mit Pathos gesagt, die Liebe. Das ist auch eine Anklage: im herkömmlichen Modell der Mutterschaft, das so strengen Regeln unterliegt, wurde etwas Wichtiges,

⁴⁵ Vgl. Bator: *Chmurdaia*, S. 44-45.

⁴⁶ Ebd., S. 52.

⁴⁷ Vgl. „[...] the most vulnerable stage for children is roughly between the ages of six months and three years (though it must be said there is much controversy about the lower limit). Before and after these ages, a child does not enjoy being separated from his mother, but he seems to bear it more easily. This ‘clinging stage’ should be respected whenever possible. By all means let a mother take a half-day off, or even an occasional whole day, but anything longer needs careful management“. (Bowby, J.: „Can I leave my baby?“, In: *The National Association for Mental Health* 1958, S. 13-14). Siehe dazu die moderne Auslegung, z. B. Namysowska, I.: „Zaburzenia przywiązania.“ In: *Psychiatria po Dyplomie*, 11, 4, 2014, S. 13-18.

⁴⁸ Bator: *Chmurdaia*, S. 24-25.

sogar Grundsätzliches ausgeblendet. Das Gespräch zwischen Jadwiga und Grażynka ist eine wichtige Gegenüberstellung der kulturellen Mutterschaft und der intuitiven Zuneigung: Jadwiga mit ihrem Aufopferungszwang ist eine typische „Mutter Polin“, doch dieses Muster gerät allmählich in Vergessenheit. Agnieszka Graff, eine wichtige polnische Feministin und – seit ein paar Jahren – Mutter⁴⁹, spricht von diesem Wandel in der Besprechung einer wichtigen Veröffentlichung, und zwar der Sammlung *Pożegnanie z Matką Polką?* (dt. Abschied von Mutter Polin?): „Die Herausgeberinnen des Bandes [...] glauben, dass der postromantische Mythos der Mutter Polin vor unseren Augen seinen privilegierten Status als hegemoniales Kulturmuster und Bezugspunkt für weibliche Identitätsnarrative verloren hat“.⁵⁰ Zwänge und Normen, denen dieses Modell unterliegt, lassen keinen Freiraum für Gefühle.

Erst mit der Zeit findet Jadwiga einen neuen Zugang zu ihrer Tochter und wird zum Bestandteil der glücklichen Gruppe auf einer griechischen Insel – dies aber gelingt nicht auf einem biologischen Wege, sondern ist ein Ergebnis des inneren Wandels Jadwigas.

III. Ausblick

Zum Schluss möchte ich zu einem anderen Sprachregister übergehen, um zu zeigen, dass das Projekt von Bator auf Schwierigkeiten bei der Rezeption in Polen stoßen kann. Dies wäre ein Unterschied zur deutschsprachigen Tradition, wo die Kritik an idealisierter Mutterschaft nichts Ungewöhnliches ist. In Polen gab es aber keine intensive Auseinandersetzung mit dem Medea-Mythos (im Unterschied z. B. zu Lessings Schaffen oder dem Sturm und Drang⁵¹), es gibt auch keine Effi-Briest-Geschichte als Matrix für problematische Mutter-Tochter-Beziehungen. Erst mit der intensiven Elfriede-Jelinek-Rezeption (insbesondere geht es um *Die Klavierspielerin*) wird das Thema

⁴⁹ Ich erwähne diese Tatsache, obwohl sie unwissenschaftlich zu sein scheint, doch Graff spricht und schreibt explizit davon, dass die eigene Erfahrung der Mutterschaft für sie ein wichtiger Ansatz und Ansporn wurde, dieses Phänomen auch zu analysieren und die Beziehung zwischen polnischem Feminismus und Mutterschaft zu untersuchen (vgl. Graff, A.: „Wstęp – czyli o tym, jak się wypada z obiegu, i jak powstała ta książka.“ In: dies.: *Matka feministka*. Warszawa 2014, S. 5-22).

⁵⁰ Graff, A.: „Matka Polka już tu nie mieszka.“ In: dies.: *Matka feministka*, S. 54-61, hier: S. 56.

⁵¹ Zur Rezeption des Medea-Mythos im deutschsprachigen Raum vgl. Calabrese, R.: „Von der Stimmlosigkeit zum Wort. Medeas lange Reise aus der Antike in die deutsche Kultur.“ In: Hochgeschurz M.; Hoch, G.: *Christa Wolfs Medea. Voraussetzungen zu einem Text. Mythos und Bild*. Berlin 1998 und Stephan, I.: *Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur*. Köln; Weimar; Wien 2006.

der Mutterschaft in der Literatur neu gedeutet.⁵² Deshalb kann die Herangehensweise von Bator als schockierend empfunden werden. Eine der polnischen Bestseller-Autorinnen unternahm einen Versuch, die Themenwahl von Bator und ähnlichen AutorInnen zu diskreditieren. Den Anlass dazu bot die Nike-Preisverleihung⁵³ an Bator:

Seit ein paar Jahren werden die Literaturpreise fast immer für dunkle, traurige, depressive Geschichten verliehen, für gebrochene Protagonisten, die im Leben so verarscht werden, dass man nur heulen kann. Nach solchen Lektüren kann sich einer nur in ein benachbartes Geschäft begeben, eine Schnur kaufen und sich aufhängen, wenn das Leben so beschissen ist!⁵⁴

Ich habe schon ein gewisses Alter erreicht und dieses Blut, diese Tränen und Hoffnungslosigkeit als Inhalt aller Medien- und Boulevardzeitungsbotschaften finde ich zum Kotzen. Und ich habe den Anspruch mir selbst zu sagen – genug, ich habe den Anspruch auf ein literarisches Antidot, das weder schwachsinnige Romanze noch Soap ist.

Und bitte, fallen Sie in keine Extreme. Von Syrern, Juden, vergewaltigten Frauen und Morden an Unschuldigen wissen wir mehr als genug!⁵⁵

Diese harsche Zusammenfassung der engagierten Literatur stammt aus dem Blog von Małgorzata Kalicińska, die in einer epigonenhaften und sentimentalen Manier Liebesbeziehungen schildert. Ihre Serie *Miłość nad Rozlewiskiem* (dt. Liebe am See Rozlewisko) wurde sogar als Fernsehserie verfilmt. Sie verkörpert die polnische Zufriedenheit, Abneigung gegen jegliche Revision. Bator dagegen sagt im Klartext: „Ich ziehe die Texte von Jelinek denjenigen von Kalicińska vor“⁵⁶ – die deutschsprachige kühne, kompromisslose Schreibweise bleibt für sie ein Wegweiser.

⁵² Zur Jelinek-Rezeption in Polen siehe Jezierska, A.: „Dyżurna feministka. Dlaczego i jak polskie pisarki czytają Elfriede Jelinek.“ In: *Studia Neofilologiczne* 11, 2015, S. 27-49.

⁵³ Der Nike-Preis ist der wichtigste Literaturpreis in Polen.

⁵⁴ <http://kalicinska.blogspot.com/2013/10/nike.html>, Eintrag vom 07.10.2013 (Reaktion auf die Nikepreisverleihung an Joanna Bator). (Zugriff 12.12.2015)

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ „Piszę, żeby rozumieć“, S. 68.

KRZYSZTOF KOSTRZEWA
(Universität Rzeszów)

Polnische zeitgenössische Musik

Der kurze historische Entwurf über die polnische zeitgenössische Musik umfasst die Zeit von 1945 bis 2015, also insgesamt 70 Jahre. Es sind folgende grundsätzliche Tendenzen zu nennen:

- I. 1945-56: Sozialrealismus (sozialistischer Realismus), Folklorismus und Neoklassizismus
- II. 1956-65: Beschleunigte Rezeption der Avantgarde, u. a. der Zwölftonmusik und des Serialismus
- III. 1958-75: Polnische kompositorische Schule: die sogenannte Sonorität
- IV. Nach 1975: Postmoderne, Mischung aus Moderne und Tradition: Barock, Klassizismus, neue Romantik
- V. Nach 1989: verschiedene Richtungen

I. 1945-56: Sozialrealismus (sozialistischer Realismus), Folklorismus und Neoklassizismus

Die Situation der Musik und im allgemeinen der Kunst in Polen und in anderen Satellitenstaaten der UdSSR war nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs (nach dem 8. Mai 1945) sehr eng mit der politischen Situation verbunden. Eine starke Wirkung hatte die von Andrej Ždanov, Mitglied des Politbüros der Kommunistischen Partei der UdSSR, erneut eingeforderte Durchsetzung der Doktrin des Sozialistischen Realismus. Ždanov legte so den Grundstein für Beschränkungen und Kontrollen der Kulturschaffenden in der Sowjetunion und den Satellitenstaaten, darunter in Polen, der DDR und der Tschechoslowakei. In Polen wurde das Diktat von Ždanov während des Kongresses des Verbandes Polnischer Komponisten in Lagow Lubuski (1948) umgesetzt. Seitdem sollte die Musik der breiten Masse, d. h. den Werktätigen aus Städten und Dörfern verständlich sein. So sollte die Musik (wie auch jede andere Kunstform) in keinem Fall avantgardistisch sein. Der schwerste Vorwurf, den man einem Komponisten in dieser Zeit machen konnte, war der Vorwurf des Formalismus.

Einige der Komponisten ließen sich durch die Ideologie beeinflussen; sie schufen Massenlieder und -stücke mit einer starken gesellschaftspolitischen Färbung, z. B.: *Symfonia zwycięstwa* [*Sieg-Sinfonie*] von Stanisław Skrowaczewski (1954), *Kantata na cześć pokoju* [*Kantate zu Ehren des Friedens*] von Andrzej Dobrowolski (1951), *Powstaje Nowa Huta* [*Es entsteht Nowa Huta*] von Piotr Perkowski (1950), die Kantate *Słowo o Stalinie* [*Ein Wort über Stalin*] von Alfred Gradstein, mit den Worten von W. Broniewski; für dieses letztgenannte Werk erhielt der Komponist Gradstein im Jahre 1952 den Staatspreis. Grundsätzlich dauerte diese Periode bis 1956, doch auch in den Folgejahren wurden Werke unter dem Einfluss der marxistischen Ideologie geschaffen, z. B. die *Fantazja symfoniczna na temat „Warszawianki“* [*Symphonische Fantasie über die „Warszawianka“*] von Mieczysław Sołtys (1957) oder die Kantate *Pokój, przyjaźń, praca* [*Frieden, Freundschaft, Arbeit*] von Tadeusz Maklakiewicz (1959).

In den Jahren 1945-1956 sind außerdem starke Einflüsse der Folklore in den Werken polnischer Komponisten festzustellen; das Muster bildete dabei das Schaffen von Szymanowski und Bartók. Es entstanden damals die Stücke *Symfonia polska* [*Polnische Symphonie*] von Zygmunt Mycielski (1951), *Symfonia kaszubska* [*Kaschubische Symphonie*] von Henryk Hubertus Jabłoński (1951), *Pieśni kurpiowskie* [*Kurpie-Lieder*] von Witold Rudziński (1947) oder *Na glinianym wazoniku* [*Auf einer Tonvase*] (1947), *Kantata żniwna* [*Kantate für die Ernte*] (1948), *Koncert staromiejski* [*Altstadt-Konzert*] (1954) von Stanisław Wiechowicz. Die folkloristischen Einflüsse (Zitate aus Volksmelodien aus Kurpie) sind auch in der *Sinfonia rustica* (1948) von Andrzej Panufnik spürbar. Diese war die erste Symphonie des Komponisten nach dem Krieg; Partituren der zwei früheren Symphonien verbrannten während des Warschauer Aufstands im Jahre 1944.

Auch die Werke von Witold Lutosławski waren in dieser Zeit von der Volksmusik inspiriert: *Melodie ludowe* [*Volksmelodien*] für Klavier (1945), *Bukoliki* [*Bucolika*] für Klavier (1952); Kinderlieder, u. a. *Spóźniony słowik* [*Verspätete Nachtigall*] (1947) und *O panu Tralalińskim* [*Über den Herrn Tralaliński*] mit dem Text von Julian Tuwim (1947), *Mała suita* [*Kleine Suite*] für Kammerorchester (1950), *Tryptyk śląski* [*Schlesisches Triptychon*] für Sopran und Orchester (1951), *Preludia taneczne* [*Tanz-Präludien*] für Klarinette und Kammerorchester (1955) und das wahrscheinlich hervorragendste Stück dieser Periode *Koncert na orkiestrę* [*Konzert für Orchester*] (1954).

Inspiration von Seiten der Folklore gab es auch später; hier können v. a. die Orchesterwerke von Wojciech Kilar erwähnt werden: *Krzesany* (1974),

Poemat symfoniczny Kościelec 1909 [Tondichtung *Kościelec 1909*] (1976), *Siwa mgła* [*Grauschleier*] für Bariton und Orchester (1979).

Die zweite Strömung neben dem Folklorismus, die sich in den Werken polnischer Komponisten in der Nachkriegszeit 1945-1966 stark bemerkbar machte, war der Neoklassizismus. Der polnische Neoklassizismus kann in 3 Typen eingeteilt werden:

1. Der archaische Neoklassizismus
2. Der richtige Neoklassizismus, abgeleitet aus der Schule von Nadia Boulanger
3. Der romantisierende Neoklassizismus¹

In einer archaischen Variante wurden Elemente alter polnischer Musik verwendet. Ein Beispiel ist Jan Krenz' Bearbeitung der Symphonien der in der Zeit des Klassizismus aktiven polnischen Komponisten, wie Wojciech Dankowski und Antoni Milwid. Die bekanntesten Werke des archaisierenden Neoklassizismus sind zwei Stücke von Tadeusz Baird: *Colas Breugnon – suita w dawnym stylu* [*Colas Breugnon – Suite im alten Stil*] für Flöte und Streichorchester (1952) und *Cztery sonety miłosne* [*Vier Liebessonette*] nach Worten von William Shakespeare (1956).

Zum Haupttyp des Neoklassizismus, dem richtigen Neoklassizismus, gehört eine große Gruppe von Komponisten: Antoni Szalowski, Stefan Kisielewski, Michał Spisak, Grażyna Bacewicz, Artur Malawski, Bolesław Szabelski, Aleksander Tansman. Sie blieben unter dem Einfluss von Nadia Boulanger. Charakteristisch sind hier: Motorik, transparente Textur, die Vereinfachung der Melodie und Harmonie, brillante Orchestrierung.²

Der dritte Typ, der romantisierende Neoklassizismus, ist durch eine Individualisierung der Melodie gekennzeichnet, aber auch durch „konstruktywizm harmoniczny, rozbudowa środków formalnych, pogłębiona ekspresja“.³

Ein Beispiel ist das Schaffen von Roman Palester – *II Symfonia* [*Zweite Sinfonie*] (1942), *III Kwartet Smyczkowy* [*Drittes Streichquartett*] (1942-44). Roman Palester (1907-1989) lebte während des Zweiten Weltkriegs in Warschau; 1940 wurde er für sechs Wochen in den Pawiak⁴ eingesperrt. Während des Krieges verschwanden viele seiner Partituren (im Zuge des Warschauer Aufstands). Nach dem Krieg ging Palester 1947 nach Paris und blieb dort bis

¹ Vgl. Helman, Z.: *Neoklasycyzm w muzyce polskiej*. Kraków 1985; Nidecka, E.: *Realia muzyki polskiej w drugiej połowie XX wieku i na początku XXI wieku*. Rzeszów 2014, S. 27.

² Nidecka, E.: *Realia muzyki polskiej*, S. 27-28.

³ [„den harmonischen Konstruktivismus, die Erweiterung der formalen Mittel und den vertieften Ausdruck“] – Ebd., S. 28. Vgl. auch: Helman, *Neoklasycyzm w muzyce polskiej*.

⁴ Pawiak – das deutsche Gefängnis in Warschau während des Zweiten Weltkriegs.

1952, wegen der wachsenden Ideologie des sozialistischen Realismus, der die kreative Freiheit beeinträchtigte. In den Jahren 1952-1972 hielt er sich in München auf, dann kehrte er wieder nach Paris zurück.

II. 1956-65: Beschleunigte Rezeption der Avantgarde, u. a. der Zwölftonmusik und des Serialismus

1. Zwölftonmusik

Das erste polnische dodekaphonische Stück war Józef Kofflers *Musique de ballet*, Op. 7 (1926). Der Komponist wurde 1886 in Lemberg geboren, in einer polnisch-jüdischen Familie. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs komponierte Koffler 12 dodekaphonische Stücke, darunter das *Klavierkonzert* (1932), das das erste dodekaphonische Klavierkonzert in Europa war; es entstand also zehn Jahre vor Schönbergs *Klavierkonzert*.⁵ Das letzte Stück Kofflers war die *Symphonie Nr. 4* für großes Orchester, Op. 26 (1940).

Józef Koffler studierte an der Universität Wien (Jura, Harmonielehre, Komposition und Musikwissenschaft), danach kehrte er 1925 nach Lemberg zurück. Er stand in Briefkontakt mit Schönberg und analysierte dessen Werke. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Lemberg im Jahre 1941 wurde Koffler mit seiner Frau und seinem Sohn in das Lager in Wieliczka bei Krakau deportiert. Nach der Auflösung des Ghettos versteckte er sich in der Nähe von Krosno und wurde wahrscheinlich am Anfang des Jahres 1944 von den deutschen Nationalsozialisten erschossen.

In der Zwischenkriegszeit (seit 1934) wirkte der zweite polnische Komponist, der die Zwölftontechnik nutzte – Tadeusz Majerski (bis 1949, als er die *Sonate für Cello und Klavier* komponierte). Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Zwölftontechnik auch von folgenden polnischen Komponisten eingesetzt: Konstanty Regamey, Roman Haubenstock-Ramati, Roman Palester, Bogusław Schaeffer, Kazimierz Serocki, Tadeusz Baird, Witold Lutosławski, Bolesław Szabelski, Henryk Mikołaj Górecki, Krzysztof Penderecki, Grażyna Bacewicz, Witold Szalonek, Adam Walaciński, Augustyn Bloch, Kazimierz Sikorski und Zygmunt Mycielski.

Unter diesen Komponisten ist die Haltung von Mycielski und Lutosławski bemerkenswert. Mycielski, inspiriert durch das Buch von Herbert Eimert *Lehrbuch der Zwölftontechnik*⁶, wendete in seinem seriellen Konzept die Begriffe Herbert Eimerts bezüglich der Verwandtschaft zwischen den Reihen –

⁵ Vgl. Gołąb, M.: *Józef Koffler*. Kraków 1995, S. 104.

⁶ Eimert, H.: *Lehrbuch der Zwölftontechnik*. Wiesbaden 1954.

der Quart- bzw. Quintverwandlung⁷ – an. Mycielski entwickelte in der *Zweiten Symphonie* (1960-61) und in der *Fünften Symphonie* (1977) seine eigene Version der Dodekaphonie im Gegensatz zur Schönbergischen Zwölftonmusik. Iwona Lindstedt schreibt:

Wrażenie ‘szarzyzny dźwiękowej’, jakie niesie za sobą tradycyjna dodekafonia zostało w systemie Mycielskiego zniwelowane dzięki technice eliminacji i wyboru gwarantującej ‘modulacyjną niespodziankę’, czyli pojawienie się nowych, nie słyszanych dotąd dźwięków w najrozmaitszych konfiguracjach. Zabiegi selekcyjne mogą dotyczyć wszystkich parametrów: ‘wysokości, rytmu, wartości nut, barwy, powtarzalności czy niepowtarzalności’ i są zdaniem kompozytora fundamentalnym prawem muzycznym wywiedzionym na podstawie analizy zasad rządzących ludzką percepcją i pamięcią.⁸

Auch Lutostawski distanzierte sich von den Prinzipien der Zwölftonmusik von Schönberg; er schuf eine neue Harmonik, die einen sog. Zwölftonakkord benutzte. Das erste Stück, in dem diese Technik zur Anwendung kam, war *Muzyka żałobna [Trauermusik]* (1958), im Gedenken an Béla Bartók. Der Komponist sagte über das Stück:

Jest to jedyny utwór, w którym metodycznie użyłem serii dwunastotonowej w obu skrajnych częściach. [...] Ale to, co jest w tych częściach ważne, to wynikające z serii pionowy harmoniczne. Seria składa się wyłącznie z interwałów trytonów i sekundy małej. Użyta w kanonie daje określone harmoniczne rezultaty – nie zawierają one ani interwałów tercji, ani seksty; powstaje więc harmonia otwartych współbrzmień, które szczególnie dobrze korespondują z tytułem utworu.⁹

⁷ Vgl. Lindstedt, I.: *Dodekafonia i serializm w twórczości polskich kompozytorów XX wieku*. Lublin 2001, S. 290.

⁸ [„Der Eindruck von Klanggrau, den die traditionelle Dodekaphonie mit sich bringt, wurde im System Mycielskis durch die Technik der Beseitigung und Auswahl ausgeglichen, die eine ‚Modulationsüberraschung‘ garantiert, d. h. die Entstehung der neuen, bisher unerhörten Klänge in verschiedenen Konfigurationen. Die Auswahlverfahren können alle Parameter betreffen: ‚die Tonhöhe, den Rhythmus, die Notenwerte, die Klangfarben, die Wiederholbarkeit oder die Einzigartigkeit‘ und seien, nach dem Komponisten, ein musikalisches Grundrecht, das von der Analyse der Prinzipien der menschlichen Wahrnehmung und des Gedächtnisses abgeleitet sei.“] – Ebd., S. 294. Siehe auch den Text, aus dem die Worte zitiert sind: Mycielski, Z.: „Jeszcze o wyborach wysokości dźwięku.“ In: *Res facta nova* 10, 1, 1994, S. 12-16.

⁹ [„Es ist das einzige Stück, bei dem ich eine Zwölftonreihe in beiden extremen Teilen methodisch benutzte. (...) Aber was in diesen Teilen wichtig ist, sind die aus der Serie resultierenden harmonischen Akkorde. Die Reihe besteht nur aus zwei Intervallen: den Tritoni und



Abb. 1. Zwölftonreihe in *Muzyka żałobna* [Trauermusik] (1958) von Witold Lutosławski; das Original und die Umkehrung.

Lutosławski stellte auf der Grundlage seiner eigenen Erfahrungen fest, dass der Klang eines Akkords umso ausgeprägter sei, desto geringer die Unterschiede in den Intervallen zwischen den Noten dieses Akkords sind. Der Komponist schuf somit Zwölftonakkorde von verschiedenen Intervallen. Er unterschied sieben Klassen von Intervallen:

Klasse Intervall 0: unisono, reine Oktave, 2 Oktaven usw.

Klasse Intervall 1: kleine Sekunde (Halbton), große Septime, kleine Note, usw.

Klasse Intervall 2: große Sekunde (Ganzton), kleine Septime, kleine Note, usw.

Klasse Intervall 3: kleine Terz, große Sexte, kleine Dezime, usw.

Klasse Intervall 4: große Terz, kleine Sexte, große Dezime, usw.

Klasse Intervall 5: reine Quarte, reine Quinte, reine Undezime, usw.

Klasse Intervall 6: erhöhte Quarte (Tritonus), verminderte Quinte (Tritonus)

Klasse Intervall 7: kleine Terz, reine Quarte, reine Quinte¹⁰

Lutosławski baute Zwölftonakkorde sowohl als einfache Akkorde von 12 Tönen, bestehend aus einer Klasse von Intervallen als auch als komplexe Akkorde von 12 Tönen, bestehend aus mehreren Klassen von Intervallen.¹¹

Lindstedt betont die Ähnlichkeit der Reihen bei Anton Webern und Lutosławski auf Grund der begrenzten Anzahl der Intervalle als auch wegen zahlreicher interner Beziehungen und fügt hinzu: „Wspólna obu kompozytorom jest też dbałość o dobór form transpozycyjnych i łączenie ich z myśleniem

der kleinen Sekunde. Die Reihe, im Kanon verwendet, verleiht ihnen bestimmte harmonische Ergebnisse – sie enthalten keine Terzen oder Sexten. Damit entsteht die Harmonie der offenen Akkorde, die besonders gut dem Titel des Stücks entspricht.“] – Lutosławski, W., zit. nach: Rae, C. B.: *The Music of Lutosławski*. London 1994. Polnische Übersetzung: *Muzyka Lutosławskiego*. Warszawa 1996, S. 79. Vgl. auch: Couchoud, J.-P.: *La musique polonaise et Witold Lutosławski*. Paris 1981, S. 88.

¹⁰ Vgl.: Rae, C. B.: *Muzyka Lutosławskiego*, S. 63.

¹¹ Ebd., S. 64-69.

harmonicznym.“¹² Bei Lutosławski beobachteten die Forscher eine spezielle Auswahl von Paaren von Intervallen, die sowohl vertikale als auch horizontale Strukturen bilden; diese Wahl schafft eine „harmonische Aura“.¹³

Dominant sind die Paare von Intervallen von 1 + 6 (kleine Sekunde + Tritonus) und 2 + 5 (große Sekunde + reine Quarte oder Quinte); solche Zusammenstellungen erscheinen nicht nur in den dodekaphonischen Fragmenten, sondern auch in frei komponierten Abschnitten.¹⁴ Eine Reihe mit einem Paar von Intervallen von 2 + 5 erscheint beispielsweise in dem zweiten, langsamen Satz (Adagio) des Werks *Les espaces du sommeil* für Bariton und Orchester (1975).

Ein wichtiges Merkmal der Zwölftontechnik Lutosławskis ist die Tatsache, dass Lutosławski seit 1958 (dem Jahr, in dem die *Trauermusik* entstand) in fast jedem Werk mindestens zwei Reihen verwendet, die in Bezug auf die Intervallklassen miteinander kontrastieren, sowie dass er neben den Reihen mit 12 Tönen auch die Reihen mit 24 Tönen verwendet, beispielsweise durch die Zusammenstellung des Originals mit der Umkehrung.¹⁵ Manchmal werden solche Reihen von 24 Tönen vielfach regelmäßig um die Quinte transponiert, wodurch der volle Zyklus von 12 Transpositionen erreicht wird (in den Werken: *Grave, Novelette, Les espaces...*).¹⁶

Lindstedt betont, dass sich die Einstellungen Mycielskis und Lutosławskis in ihrer vehementen Infragestellung der Schönbergschen Zwölftontechnik ähneln:

System dwunastodźwiękowy Mycielskiego, podobnie jak system komplementarnych, dwunastodźwiękowych konstrukcji w muzyce Lutosławskiego [...] jest zatem ważką propozycją rozwiązania jednego z najbardziej polemicznych aspektów klasycznej doktryny Schönberga – pęknięcia między konceptualnym

¹² [„Beiden Komponisten ist auch die Sorgfalt bei der Auswahl der Transpositionsformen gemeinsam wie auch das Verfahren, sie mit dem harmonischen Denken zu kombinieren.“] – Lindstedt, *Dodekafonia*, S. 273.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd. Vgl. auch: Homma, M.: *Witold Lutosławski. Zwölfton-Harmonik, Formbildung, „aleatorischer Kontrapunkt“*. Studien zum Gesamtwerk unter Einbeziehung der Skizzen. Köln 1996, S. 553.

¹⁵ Lindstedt, *Dodekafonia*, S. 273. Vgl. auch Homma, *Witold Lutosławski. Zwölfton-Harmonik*, S. 531-536.

¹⁶ Vgl. Lindstedt, *Dodekafonia*, S. 280; Rae, *Muzyka Lutosławskiego*, S. 144.

systemem Kohärenz von seriellen Strukturen, der die „Zerlegung“ in „Zusammenhang“ und „Zusammenhang“ in „Zusammenhang“¹⁷

2. Serialismus

Wie Lindstedt¹⁸ gezeigt hat, war der Bereich des seriellen Denkens in Polen größer, als es noch bis vor kurzem schien. Die drei am häufigsten genannten Stücke – *Symphonie „1959“* (1959) und *Scontri* (1960) von Henryk Mikołaj Górecki sowie *Etiuda na jedno uderzenie w talerz* [*Studie für einen Beckenschlag*] (1959) von Włodzimierz Kotoński – müssen noch durch einige andere serielle Stücke von polnischen Komponisten aus den Jahren 1956-1969 ergänzt werden.

Zu den ersten polnischen seriellen Kompositionen gehören die Liederzyklen *Serce nocy* [*Herz der Nacht*] (1956) und *Oczy powietrza* [*Augen der Luft*] (1957) von Kazimierz Serocki, außerdem das Klavierkonzert *Quattro movimenti* (1957) von Bogusław Schaeffer. Diese Komponisten benutzten in den genannten Werken neben einer Zwölftonreihe ebenfalls eine serielle Organisation der Metren, basierend auf dem Konzept der „Variablen Metren“ von Boris Blacher. Die Idee der Serialisierung wurde hauptsächlich von Bogusław Schaeffer weiterentwickelt, vor allem in den Werken *Modell II* (1957) für Klavier, *Tertium datur* für Cembalo und Instrumente (1958), *Concerto per sei e tre* (1960), *Azione a due* für Klavier mit Instrumentalbegleitung (1961) und *Cztery utwory na trio smyczkowe* [*Vier Stücke für Streichertrio*] (1962).

Die komplexeste serielle Organisation ist in *Concerto per sei e tre* (1960) zu finden. Es werden sogar acht Elemente serialisiert: die Tonhöhen (12 Stufen), die Intervalle (12), die Dauer (1-12), die Dynamik (1-12), die Besetzung der Begleitung (12), das wechselnde Soloinstrument (6), die Artikulation des Soloinstruments (12) und das Glissando der Streicher (12 Längen). Lindstedt definiert den Schaefferschen Serialismus als schwingend und modulierend.¹⁹

In vielen Analysen von *Scontri*²⁰ wird betont, dass H. M. Górecki (1933-2010) seine Serialisierung der Dynamik, Dauer und Instrumentierung auf dem

¹⁷ [„Das Zwölftonsystem Mycielskis, wie auch das System von komplementären, Zwölftonkonstruktionen in der Musik Lutosławskis, (...) bildet daher einen wichtigen Vorschlag, einem der umstrittensten Aspekte der klassischen Doktrin von Schönberg zu begegnen – dem Spalt zwischen dem konzeptionellen Kohärenz-System der seriellen Strukturen, das die ‚Verständlichkeit‘ und ‚Beziehung‘ gewährleisten sollte, und psychologischen Determinanten ihrer Wahrnehmung.“] – Lindstedt, *Dodekafonia*, S. 294.

¹⁸ Vgl. Lindstedt, *Dodekafonia*, S. 184-194.

¹⁹ „Serializm wahadłowy i modulujący“, vgl. ebd., S. 186.

²⁰ Das Werk *Scontri* von H. M. Górecki wurde von folgenden Autoren analysiert: Jarzębska, A.: *Idee relacji serialnych w muzyce XX wieku*. Kraków 1995; Thomas, A.: *Górecki*.

magischen Quadrat von Messiaen (verwendet in *Mode de valeurs et d'intensités*) und Boulez (verwendet in *Structures*) begründet habe:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
9	1	11	8	10	4	3	6	2	12	7	5
10	5	1	11	8	3	2	7	12	6	9	4
8	4	5	1	11	2	12	9	6	7	10	3
11	3	4	5	1	12	6	10	7	9	8	2
6	8	10	9	7	1	5	2	4	3	12	11
12	10	9	7	6	11	1	3	5	4	2	8
4	6	12	2	3	9	10	1	8	11	5	7
2	9	7	6	12	8	11	4	1	5	3	10
3	7	6	12	2	10	8	5	11	1	4	9
5	12	2	3	4	7	9	11	10	8	1	6
7	11	8	10	9	5	4	12	3	2	6	1

Der italienische Titel „Scontri“ bedeutet Zusammenstöße, Auseinandersetzungen. Das ist eine Bezugnahme auf den Titel des Stückes von Luigi Nono *Incontri* (1955), was bedeutet: Begegnungen. Die Zusammenstöße und Auseinandersetzungen finden zwischen den Bändern und den Klangkomplexen statt, wobei das Band einen Akkord ersetzt und der Komplex ein Motiv oder Thema repräsentiert. Das Band kann die 1-86 vertikal akkumulierten Töne enthalten, während der Komplex eine Gruppe von zerstreuten Tönen bildet, 1 bis 12, in der Regel eine horizontale Gruppe, die einer Reihe entspricht. Ein großes Sinfonieorchester hat eine doppelte Besetzung der Holzbläser, eine durchschnittlich umfangreiche Gruppe von Blechblasinstrumenten (vier Trompeten, vier Hörner, drei Posaunen und eine Tuba), eine sehr umfangreiche Gruppe von Trommeln (bis zu acht Musiker), zwei Klaviere, zwei Harfen und Streicher. Das Stück dauert etwa 15 Minuten und ist mit Schwung komponiert; es enthält eine Vielzahl von dynamischen Kontrasten von *pppp* bis *ffff*. Unter den ungewöhnlichen Aufführungsvorschriften erscheinen Hinweise für die Sonorität, z. B. „hinter dem Steg“, „der höchstmögliche Ton“, „die Saiten mit der Hand schlagen“ (für die Harfe) und eine präzise Bestimmung für den Einsatz harter und weicher Schlegel für das Schlagzeug. Lindstedt charakterisiert daher die *Scontri* zutreffend: „W ten sposób wychodząc od

serializmu, zbliża się Górecki w istocie do odmiennego systemu kompozycji, jakim jest operowanie wartościami sonorystycznymi.²¹

Völlig einzigartig unter den seriellen Stücken polnischer Komponisten ist die unvollendete Oper *Don Robott* (1959-1969) von Konstanty Regamey (1907-1982). Dies ist ein Beispiel eines tatsächlich totalen Serialismus. Es werden 10 Parameter serialisiert, die der Komponist in umkehrbare und unumkehrbare aufgeteilt hat. Es gibt drei umkehrbare Parameter – die Intervalle, die Position im Raum, die Figuren der Statisten oder Tänzer – und sieben unumkehrbare Parameter – die Klangfarben, die Farben des auf die Bühne geworfenen Lichts, die Dauer, die Register, die Dynamik, die Artikulation und den Text. Die Oper *Don Robott* ist ein Werk, in dem die Serialisierung unter den Werken polnischer Komponisten am weitesten fortgeschritten ist, und dies betrifft nicht nur die Struktur der Musik, sondern auch die visuellen Elemente – Kunst und Tanz.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die polnischen Komponisten einen spezifischen Ansatz zum Serialismus hatten: *Tertium datur* (1958) von Schaeffer nähert sich der Aleatorik, während *Scontri* von Górecki, obwohl seriell komponiert, eigentlich der Sonorität angehört (vom Klang her). Das gleiche betrifft *Threnodie – den Opfern von Hiroshima* (1960) von Penderecki – das dodekaphonische, nicht serielle Stück bezüglich der Struktur und zugleich an den Klang orientiert. Die Sonorität bildet in der Tat eine polnische Antwort auf den Serialismus; dies ist Musik, bei der die Struktur dem Ausdruck dienen soll.

III. 1958-70: Polnische kompositorische Schule: die sogenannte Sonorität

Die Bezeichnung „Polnische kompositorische Schule“ wurde in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts geschaffen und hauptsächlich durch die deutsche Kritik popularisiert. Es handelt sich um einen spezifischen Stil polnischer Musik, wobei die Klangfarbe die Grundlage der Form schafft. Dieser Stil wurde als Sonorität bezeichnet. Sonorität (eng. *sonorism*) ist eine Art von Musik, in der die wichtigsten Elemente der Klang und die Melodie sind, Harmonie und Rhythmus hingegen in den Hintergrund treten. In der englischen Literatur spricht man hierbei von Textur-Musik.

²¹ [„Auf diese Weise, ausgehend vom Serialismus, nähert sich Górecki in der Tat einem anderen Kompositionssystem, beruhend auf dem Einsehen der klanglichen Werte.“] – Lindstedt, *Dodekafonia*, S. 280.

Die hervorragendsten Beispiele des polnischen Sonorismus sind: *Tren pamięci ofiar Hiroshimy* [Threnodie – den Opfern von Hiroshima] von Penderecki und *Scontri* von Górecki (beide 1960). In diesen Werken nutzten die Komponisten zwar die Zwölftontechnik (vgl. die Kanons in *Tren*) oder die serielle Technik (vgl. die Beschreibung von *Scontri* oben), doch stehen hier in jedem Fall die Farbe, der Klang, die Dynamik und die Zeitstruktur im Vordergrund – während die Tonhöhe, der Rhythmus, die Melodie und die Harmonie an Bedeutung verlieren. Die Komponisten arbeiten hier mit ganzen Blöcken von Clustern, verwenden nicht-traditionelle Mittel der Artikulation (man spielt am hinteren Ende des Stegs, erzeugt den höchstmöglichen Klang, man klopft auf das Instrument etc.). Bei Penderecki, Górecki und Schaeffer bildet häufig eine Reihe einen Ausgangspunkt, aber das Ziel ist, eine solide Organisation der klanglichen Strukturen zu erreichen, was z. B. in einer Rede Góreckis bezüglich des Werks *Genesis I* sichtbar wird:

Weźmy np. interwał c-fis. Sześć półtonów w nim zawartych służy mi do ekspozycji sześciu różnych kompleksów brzmieniowych w następstwie sześciu odcinków czasowych. [...] Z chwilą wyciągnięcia z serii konsekwencji formalnych przestają się trzymać uszeregowania dźwięków, jakie ona przedstawia na początku. Wybieram to, co w danej chwili wydaje mi się najwłaściwsze. [...] Istnieją dla mnie trzy elementy podstawowe: agogika, obejmująca wszystkie zjawiska w czasie, dynamika – regulująca napięcia i ich rozładowania oraz barwa – pod którą rozumiem zarówno zmianę wysokości brzmień jak i ich złożoność w znanym znaczeniu.²²

Die polnische kompositorische Schule, die mit der Sonorität verbunden ist, wird v. a. durch folgende Komponisten begründet: Krzysztof Penderecki (geboren 1933), Henryk Mikołaj Górecki (1933-2010), ferner Kazimierz Serocki (1922-1981), Tadeusz Baird (1928-1981), Wojciech Kilar (1932-2013), Witold Szalonek (1927-2001), Bogusław Schaeffer (geboren 1929),

²² „Betrachten wir zum Beispiel das Interval c-fis. Die sechs darin enthaltenen Halbtöne dienen mir zur Exposition der sechs verschiedenen Klangkomplexe in der Folge der sechs Zeitabschnitte. (...) Sobald die formalen Konsequenzen aus einer Reihe gezogen sind, höre ich auf an jener Tonfolge festzuhalten, die sie am Anfang bildete. Ich wähle, was zum gegebenen Zeitpunkt am meisten geeignet erscheint. (...) Es gibt für mich drei Grundelemente: Agogik – umfassend alle Erscheinungen in der Zeit, die Dynamik – regelnd Spannungen und ihre Entladungen – sowie die Klangfarbe, die ich sowohl als Änderung der Tonhöhen als auch als ihre Komplexität in der bekannten Bedeutung verstehe.“ – Górecki, H. M., in: Markiewicz, L.: „Rozmowa z Henrykiem Góreckim“ [„Gespräch mit Henryk Górecki“]. In: *Ruch Muzyczny* 17, 1962, S. 7.

Włodzimierz Kotoński (1925-2014), Andrzej Dobrowolski (1921-1990) und Tomasz Sikorski (1939-1988).

Wichtige zu dieser Strömung der Sonorität gehörende Werke sind: von Penderecki: *Quartetto per archi no. 1* (1960), *Polymorphia* für 48 Streichinstrumente (1961) und *Canon* für Streichorchester (1962); von Górecki: *Genesis I* (1962); von Serocki: *Segmenti* für Orchester (1960-1961); von Schaeffer: *Kleine Symphonie „Scultura“* für großes Orchester (1960); von Kilar: *Rif 62* für Orchester (1962), *Générique* für Orchester (1963), *Diphthongos* für gemischten Chor (1963), *Springfield* für Orchester (1965); und ein etwas späteres Stück von Szalonek: *Improvisations sonoristiques* für Klarinette, Posaune, Violoncello und Klavier (1968).

Als die wichtigsten Stücke der elektronischen Musik, die mit dem Prinzip der Sonorität verbunden sind, kann man erwähnen: von Kotoński: *Etiuda na jedno uderzenie w talerz* [*Studie für einen Beckenschlag*] (1959), von Dobrowolski: *Passacaglia für 40 von 5* (1959) und von T. Sikorski: *Echoes II (quasi improvisazione)* für 1-4 Klaviere, Schlagzeug und Tonband (1961-1963).

Die polnische kompositorische Schule entstand dank dem politischen Tauwetter, das nach dem Tod Stalins am 5. März 1953 einsetzte. Sehr wichtig waren in diesem Zusammenhang das Festspiel *Warschauer Herbst* (polnisch: *Warszawska Jesień*), im September 1956 von Kazimierz Serocki und Tadeusz Baird begründet, als auch das *Experimentale Studio des Polnischen Rundfunks*, gegründet 1957 in Warschau von Józef Patkowski.

Wichtig war auch die Politik der Behörden der Volksrepublik Polen, die stolz darauf waren, dass in einem sozialistischen Land eine eigentümliche Gruppe von Komponisten entstand, die in Westeuropa geschätzt war. Die Partituren wurden also schnell durch den PWM (Polskie Wydawnictwo Muzyczne – Polnischer Musikverlag) publiziert (damals das einzige musikalische Verlagshaus in Polen), und Aufnahmen wurden schnell von Polskie Nagrania (Polnische Aufnahmen – eine der wenigen Schallplattenfirmen) veröffentlicht.

Das Gefühl, dass eine Änderung (oder anders gesagt: eine Wende) bevorstehe, dass bald etwas Neues erscheine, hat Zygmunt Mycielski schon im Jahr 1957 zum Ausdruck gebracht, unmittelbar nach dem ersten Warschauer Herbst:

Polska nie przeszła jeszcze dotąd przez etap dodekafonii i utworów konstruowanych na seryjnym porządku nut. Etapy te albo przeskoczymy, albo wyprodukujemy.

jemy coś własnego, co będzie w jakimś stopniu odpowiadało prawdziwej potrzebie naszych twórców.²³

Ähnlich äußerte sich Luigi Nono ein Jahr später, seine Eindrücke nach einer Reise nach Polen kommentierend, die er im Herbst 1958 unternommen hatte (er wurde zum Zweiten Warschauer Herbst 1958 nach Polen eingeladen).

Witold Lutosławski

Eine besondere Rolle im Schaffen der polnischen Komponisten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts spielte Witold Lutosławski (1913-1994). Er war ungefähr 20 Jahre älter als die oben genannte Generation und gehörte eigentlich nicht zu den ausgeprägten Vertretern der Sonorität. Lutosławski behauptete, dass die Verwendung allein der Klangfarbe beim Komponieren unzureichend sei, und forderte eine enge Verbindung von Klangfarbe und Harmonie:

Zawsze byłem zdania, że sam timbre instrumentu czy grupy podobnych instrumentów nie wystarcza do stworzenia pełnowartościowej barwy. Dopiero połączenie akustycznych cech danych instrumentów z rolą, jaką daje im się do odegrania, pozwala cel ten osiągnąć. Najwymyślniejsze kombinacje barw instrumentalnych brzmią dla mnie niemal 'szaro', jeśli interwały i współbrzmienia nie współdziałają w tworzeniu barwy.²⁴

Obwohl Lutosławski nicht zum Mainstream der Sonorität gehörte, unterstützte er die Aktivität seiner um etwa 20 Jahre jüngeren Komponistenkollegen. Iwona Lindstedt unterstreicht die wichtige Rolle Lutosławskis in der Verbreitung der Position polnischer Sonorität in Westeuropa, als eines anderen Vorschlags gegenüber der Darmstädter Avantgarde:

²³ [„Polen erreichte bislang noch nicht das Stadium der Zwölftonmusik und der auf der seriel- len Ordnung konstruierten Werke. Diese Etappen werden wir entweder überspringen oder wir werden etwas Eigenes produzieren, das einigermaßen der Notwendigkeit unserer Künstler entsprechen wird.“] – Mycielski, Z.: „I ,Warszawska Jesień““ [Der erste ‚Warschauer Herbst‘], der Text wurde am 29. November 1957 geschrieben; in: *Postludia. Artykuły, felietony, eseje*. Kraków 1977, S. 217.

²⁴ [„Ich war immer der Meinung, dass das Timbre des Instruments oder einer Gruppe ähnlicher Instrumente alleine nicht genügt, um eine vollwertige Farbe zu erzeugen. Erst eine Kombination von akustischen Eigenschaften der gegebenen Instrumente mit der Rolle, die man sie spielen lässt, lässt dieses Ziel erreichen. Die einfallsreichsten Kombinationen der instrumentalen Klangfarben klingen für mich beinahe ‚grau‘, wenn die Intervalle und Mitklänge bei der Schaffung von Farbe nicht mitwirken.“] – Lutosławski, W., zitiert nach: Ka- czyński, T.: *Rozmowy z Witoldem Lutosławskim*. Wrocław 1993, S. 55.

Wydaje się zatem, iż znaczenie Lutosławskiego dla budowania za granicą renomy polskiej szkoły wynika nie tylko z mocy jego autorytetu, lecz także z faktu, że za pomocą odmiennych środków warsztatowych i indywidualnych rozwiązań – podobnie jak Krzysztof Penderecki – wziął udział w stworzeniu cennej alternatywy wobec tego, co proponowała awangarda w kręgu darmstadtzkiem.²⁵

Witold Lutosławski wurde daher auch als „Klassiker der Gegenwart“ bezeichnet.

Die während der sozrealistischen Periode entstandene *Erste Sinfonie* (1941-47) wurde als formalistisch gebrandmarkt und konnte deshalb damals nicht aufgeführt werden. Włodzimierz Sokorski, „Minister des Sozialismus“, kommentierte 1949 Lutosławskis *Erste Sinfonie* folgendermaßen: „einen solchen Komponisten sollte man unter eine Straßenbahn werfen“ („tako kompozytora należałoby wrzucić pod tramwaj“²⁶).

In jener Zeit schrieb Lutosławski verschiedene Lieder für Kinder (insgesamt 46) und leichte Werke für Film, Rundfunk und Theater.

Im Stück *Jeux vénitiens* (1961) initiierte Lutosławski seinen berühmten „aleatorischen Kontrapunkt“, also die Einschränkung des Zufallsprinzips bei der Aufführung. Diese Technik gewährte den Aufführenden eine gewisse rhythmische Freiheit: Instrumentalstimmen sind mit traditioneller Notation notiert, es ist aber nicht erforderlich, die Zeit zu koordinieren. Am Anfang der Episode gibt der Dirigent ein Zeichen mit seiner Hand und hört dann auf zu dirigieren. Dann spielen die Musiker, als wären sie Solisten, ohne Rücksicht auf andere Instrumentalisten. Sie können ihr eigenes Tempo spielen, mit einer Art Verlangsamung und Beschleunigung usw. Tonhöhen werden aber exakt aufgezeichnet, Freiheit herrscht also nur hinsichtlich des Tempos. Auf diese Weise schuf der Komponist eine Art innerlich schwingender Teile, einschließlich der zufälligen Kollision von Tönen. Das Ergebnis war jedoch mehr oder weniger vorhersehbar. Lutosławski hatte diese Technik erfunden, nachdem er im Radio ein Klavierkonzert von John Cage gehört hatte (John Cage bediente sich, wie bekannt, der Aleatorik in einem weit fortgeschrittenen Stadium).

²⁵ [„Es scheint folglich, dass die Bedeutung von Lutosławski für die Begründung des Renomes der polnischen Schule im Ausland nicht nur von der Kraft seiner Autorität herrührt, sondern auch aus der Tatsache, dass er sich durch den Einsatz verschiedener Arbeitsmittel und individueller Lösungen – ähnlich wie Krzysztof Penderecki – an der Schaffung einer wertvollen Alternative zu dem beteiligte, was die Avantgarde des Darmstädter Kreises vorschlug.“] – Lindstedt, I.: *Sonorystyka w twórczości kompozytorów polskich XX wieku*. Warszawa 2010, S. 81.

²⁶ Rae, C. B.: *Muzyka Lutosławskiego*, S. 47.

Im *String Quartet* (1964) führte Lutosławski zum ersten Mal die Idee der zweiteiligen Form aus, wobei der erste Satz eine Art Einleitung darstellt und der zweite Satz für den Ausdruck verantwortlich ist. In den achtziger Jahren entwickelt Lutosławski seine „Kettentechnik“, die darin besteht, dass das Klangmaterial zwischen den Teilen oder Schichten des Stücks überlappt.

Der Kritiker Andrzej Chłopecki schrieb:

Spoglądając na dzieło Witolda Lutosławskiego dostrzec można, jak konsekwentnie i intensywnie rosnęło ono jako integralna całość. Od *Muzyki żalobnej* budował swój własny, oryginalny świat. Własny i oryginalny, lecz nie hermetyczny i odosobniony. Lutosławski znalazł ów przedziwny punkt przetwarzania się tradycji w przyszłość, granicę pomiędzy akceptacją przekraczanej tradycji i rezerwą wobec nowych lądów, które się odkrywa. Wybitnie nowatorski i odkrywczy, nigdy nie stał się radykalny i awangardowy. Jako swe wzory wskazując Haydna i Mozarta, Chopina i lirykę Brahmsa, najdalszy był jednak od tradycjonalizmu.²⁷

Im Gegensatz zu vielen polnischen Komponisten hat Lutosławski in seiner Musik keine patriotischen, nationalen Themen aufgegriffen. Dies hängt vermutlich mit Ereignissen aus seiner frühen Kindheit zusammen: als Lutosławski fünfeinhalb Jahre alt war (1918), traf er seinen Vater, Józef Lutosławski, in einem Moskauer Gefängnis, wenige Tage bevor der Vater von den Bolschewisten erschossen wurde. Ein kurzer Brief von seinem Vater, in Druckbuchstaben geschrieben, den der junge Witold Lutosławski gleichsam als Reliquie aufbewahrte, ist leider während des Warschauer Aufstandes (1944) verschwunden. Diese Details aus der Biographie von Witold Lutosławski waren lange unbekannt (man konnte nicht offen über sie sprechen) – bis zur Wende im Jahr 1989. Außerdem wahrte Witold Lutosławski im Bezug auf diese Ereignisse eine große Zurückhaltung, von einem tiefen Trauma gezeichnet.²⁸

²⁷ [„Betrachtet man das Werk Witold Lutosławskis, so erkennt man, wie konsequent und intensiv es als ein integrales Ganzes wuchs. Von *Muzyka żalobna* an baute er seine eigene originelle Welt. Eigene und originelle aber nicht hermetisch und isoliert. Lutosławski fand jene erstaunliche Stelle, wo sich die Tradition in Zukunft verwandelt, er fand die Grenze zwischen der Akzeptanz der überschrittenen Tradition und dem Vorbehalt gegenüber dem Neuland, das man entdeckt. Außergewöhnlich innovativ und erfinderisch, wurde er nie radikal und avantgardistisch. Als seine Vorbilder wies er auf Haydn und Mozart, Chopin und die Brahms'sche Lyrik hin, blieb jedoch dem Traditionalismus weitestgehend fern.“] – Chłopecki, A.: <http://culture.pl/pl/artykul/andrzej-chlopecki-o-polskiej-muzyce-wspolczesnej>

²⁸ Vgl. Rae, *Muzyka Lutosławskiego*, S. 20.

Zu den wichtigsten Stücken Lutosławskis gehören: vier Symphonien (1947, 1967, 1983, 1992), *Koncert na orkiestrę* [*Konzert für Orchester*] (1954), *Muzyka żałobna* [*Trauermusik*] (1958), *Jeux Venitiennes* (1961), *Livre pour orchestre* (1968), *Mi-parti* (1976), *Novelette* (1979), *Łańcuch 2* [*Kette 2*], *Dialog na skrzypce i orkiestrę* [*Dialog für Violine und Orchester*] (1985), *Łańcuch 3* [*Kette 3*] (1986), *Interludium* (1989); Instrumentalkonzerte: *Cellokonzert* (1970), *Doppelkonzert* für Oboe, Harfe und Kammerorchester (1980), *Partita* für Violine und Orchester (1988 – Orchesterfassung des Stückes für Violine und Klavier von 1984), *Klavierkonzert* (1988); vokalo-orchestralsche Stücke: *Trzy Poematy Henri Michaux na chór i orkiestrę* [*Drei Gedichte von Henri Michaux für Chor und Orchester*] (1963), *Paroles tissées* für Tenor und Kammerorchester (1965), *Les espaces du sommeil* für Bariton und Orchester (1975), *Chantefleurs et chantefables* für Sopran und Orchester (1990); Kammerstücke: Streichquartett (1964), *Preludia i fuga na 13 instrumentów smyczkowych* [*Präludien und Fuge für 13 Streichinstrumente*] (1972), *Łańcuch 1 na zespół kameralny* [*Kette 1 für Kammerensemble*] (1983); Solostücke: *Wariacje na temat Paganiniego* [*Variationen über ein Thema von Paganini*] für 2 Klaviere (1941), *Wariacja Sacherowska na wiolonczelę solo* [*Sacher Variation für Cello solo*] (1975), *Epitaph* für Oboe und Klavier (1979), *Grave (Metamorfozy na wiolonczelę i fortepian)* [*Grave (Metamorphosen für Cello und Klavier)*] (1981), *Partita* für Violine und Klavier (1984), *Subito* für Violine und Klavier (1992).

Krzysztof Penderecki

Eine weitere prominente Persönlichkeit unter den polnischen Komponisten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist Krzysztof Penderecki (geboren 1933). Zu den wichtigsten Erfindungen Pendereckis gehören die nicht traditionellen Artikulationsarten der Streichinstrumente, z. B. das Spiel am hinteren Teil des Stegs oder Schläge mit der Bogenstange auf den Resonanzboden des Instruments, wodurch die Streichinstrumente als Schlaginstrumente behandelt werden. Gleichzeitig entwickelte Penderecki eine Methode, sich der Cluster, die von benachbarten Tönen gebildet werden, zu bedienen.

Einen Wendepunkt in der Karriere und Musikästhetik des Komponisten bildete die *Passion nach Lukas* (1963-66), im Auftrag des WDR in Köln²⁹

²⁹ Das Werk entstand anlässlich des 700. Jahrestag des Doms zu Münster, wo am 30. März 1966 die Uraufführung des Werkes unter Leitung von Henryk Czyż mit folgenden Aufführenden stattfand: Stefania Woytowicz (Sopran), Andrzej Hiolski (Bariton), Bernard Ładysz (Bass), Rudolf Jürgen Bartsch (Rezitation), Rundfunkchor aus Köln, Knabenchor aus Bad Tölz und das Orchester des Westdeutschen Rundfunks Köln. Der Komponist hatte ebenfalls

geschaffen. Hierauf entstanden viele große Werke, Oratorien und monumentale Sinfonien, immer mit Bezug auf die Ästhetik der Spätromantik. In den neunziger Jahren zeigte Penderecki Musik eine deutlich postmoderne Ästhetik.

Er verwendete universale Themen und lehnte entschieden die avantgardistische Haltung ab. Penderecki schuf eine Synthese aus Errungenschaften der Musik des 20. Jahrhunderts, vom mittelalterlichen Choral bis zur Avantgarde. Penderecki interpretierte die Tradition auf neue Weise.

Zu den wichtigsten Stücken Pendereckis gehören: *Tren pamięci ofiar Hiroshimy* [Threnodie – den Opfern von Hiroshima] (1960); *I Kwartet smyczkowy* [Erstes Streichquartett] (1960); *Anaklasis* für Streicher und Schlagzeug (1960); Oratorium *Dies irae* zum Gedenken an die in Auschwitz Ermordeten (1967); *Kosmogonia* [Kosmogonie] (1970); religiöse Werke: *Pasja według św. Łukasza* [Passion nach Lukas] (1963-66), *Jutrznia* (1970), *Magnificat* (1974), *Te Deum* (1980), *Polskie Requiem* [Polnisches Requiem] (1984); Opern: *Diabły z Loudun* [Die Teufel von Loudun] (1969), *Raj utracony* [Das verlorene Paradies] (1978), *Czarna maska* [Schwarze Maske] (1986), *Król Ubu* [Ubu Rex] (1991); Orchesterwerke: u. a. *Symphony Nr. 2 „Christmas Symphony“* (1980), *Passacaglia* (1988), *Adagio* (1989); Cellokonzert, Violinkonzert, Bratschenkonzert, Kammerwerke, u. a. *Trio smyczkowe* [Streichtrio] (1991).

Henryk Mikołaj Górecki

Henryk Mikołaj Górecki (1933-2010) wurde in demselben Jahr geboren wie Krzysztof Penderecki und ist einen ähnlich kreativen Weg gegangen – von der Avantgarde bis zum Postmodernismus. An der Wende der 50er und 60er Jahre komponierte er zwei Werke für Orchester: *Symphonie Nr. 1 „1959“* (1959) und *Scontri* (1960), wo er zwar die serielle Technik verwendete, die Ästhetik dieser Stücke aber nahe am Prinzip der Sonorität hielt.³⁰ Górecki verwendete schon damals große klangliche Massen und Kontraste, und das Hauptelement der Musik wurde für ihn die Klangfarbe und deren Entwicklung im Laufe der Zeit. So beschaffen waren auch seine Kompositionen der

im Sinn, den Jahrestag des polnischen Millenniums der Taufe zu feiern. Nach Meinungen vieler spielte die Uraufführung der *Passion* eine wichtige Rolle im Prozess der Normalisierung der Beziehungen zwischen Polen und der Bundesrepublik Deutschland.

Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der deutschen Uraufführung fand am 24. April 2016 in der Krakauer Philharmonie die Aufführung der *Passion nach Lukas* statt.

³⁰ Vgl. dazu das Unterkapitel II. 1956-65: Beschleunigte Rezeption der Avantgarde, u. a. der Zwölftonmusik und des Serialismus. 2. Serialismus.

60er Jahre – *Genesis: Elementi per tre archi. Canti strumentali. Monodram* (1962-1963). Górecki wurde zu jener Zeit von den Klängen des Lebens inspiriert:

Czy zwróciłeś uwagę na wspaniałe zjawisko dźwiękowe, jakim jest stadion wypełniony stutysięcznym tłumem? Na radosny ryk stu tysięcy gardel? Na ich bolesne westchnienia? Na niuanse falowania napięć w zależności od losu piłki? Trudno być na to obojętnym. Wszak muzyka to nie tylko fis-a-b, lecz – mówiąc słowami Debussy'ego – 'szmer lasu i szum wody'.³¹

Die in den Jahren 1960-1975 komponierten Stücke³² führten Górecki zur Schaffung des größten seiner Werke, der *Dritten Symphonie*, der *Symfonia pieśni żałosnych* [*Symphonie der Traurigen Lieder*] (1976). Die Uraufführung des Werks während des Warschauer Herbstes 1977 weckte jedoch aufgrund ihrer Einfachheit und Wiederholbarkeit Kontroversen. Der richtige Zeitpunkt für dieses Stück kam erst 1992, dank seiner Einspielung durch die London Sinfonietta und Dawn Upshaw (Sopran). Diese Aufnahme erklimmte den ersten Platz der Charts in den USA und in Großbritannien, verkaufte sich über eine Million Mal, und Górecki wurde über Nacht berühmt. Andrzej Chłopecki stellt fest, dass Górecki die Erwartungen der Zuhörer gespürt hat:

Sluchacze Zachodu przyzwyczaili się do amerykańskiej muzyki repetytywnej w kształcie danym im przez Steva Reicha i Philippa Glassa, i z jej brytyjskim wariantem Michaela Nymana. Ascetyczna, uporczywa repetytywność muzyki Góreckiego zsumowała się w świadomości odbiorców z już przyswojonymi nawykami estetycznymi, otwierając je na przedziwną, inną perspektywę utworów polskiego kompozytora. [...] Folklorizm muzyki Góreckiego trafił na czas mody na "muzykę świata" – na zainteresowanie egzotycznością ludowych tradycji bez względu na ich pochodzenie. Górecki trafił w modę daleko wykraczającą poza granice wyznaczone przez festiwale muzyki współczesnej.³³

³¹ [„Ist dir jene wunderbare Klangerscheinung aufgefallen, die ein Stadion, gefüllt mit einer Menschenmenge von Hunderttausend, darstellt? Das freudige Gebrüll von hunderttausend Kehlen? Ihre schmerzlichen Seufzer? Die Feinheiten der welligen Spannungsbildung, abhängig vom Schicksal des Balls? Es ist schwierig, demgegenüber gleichgültig zu sein. Schließlich ist Musik nicht nur fis-a-b, sondern – in den Worten von Debussy – ‚ein Rauschen des Waldes und der Klang des Wassers‘.“] – Markiewicz, „Rozmowa z Henrykiem Góreckim“, S. 7.

³² *Ad Matrem* (1971); *Zweite Symphonie „Kopernikus“* für Sopran, Bariton, Chor und Orchester (1972); *Euntes ibant et flebant* für Chor (1973); *Amen* (1974).

³³ [„Westliche Zuhörer haben sich an amerikanische repetitive Musik gewöhnt, in der Form gegeben von Steve Reich und Philip Glass mit ihrer britischen Version von Michael Nyman. Die asketische und hartnäckige Wiederholbarkeit von Góreckis Musik verschmolz in

Góreckis *Dritte Symphonie* besteht aus drei Teilen. Sie stellt ein Werk dar, in dem die Musik tief gelebt wird und das eine grenzenlose menschliche Trauer zum Ausdruck bringt. In den Teilen I und III betrauert eine Mutter den Tod ihres Sohnes; es klingen hier zwei religiöse Lieder und ein Volkslied aus der Region Opole an. Das Thema des zweiten Teils ist der Abschied der Mutter von ihrer Tochter, die in der Todeszelle auf die Vollstreckung ihres Urteils wartet; der Text ist ein Zitat von der Zellenwand einer Folterkammer der deutschen Gestapo in Zakopane während des Zweiten Weltkriegs.

Das weitere Schaffen Góreckis verblieb im Stil der *Dritten Symphonie*; als spezifische Merkmale sollen aber die Verwendung von Volksmelodien, die religiöse Inspiriertheit, die Freilegung der Melodie und die Wiederholbarkeit der einfachen, tonalen harmonischen Wendungen festgehalten werden.

Bogusław Schaeffer

Eine herausragende Persönlichkeit unter den polnischen Komponisten des 20. Jahrhunderts ist auch Bogusław Schaeffer (geboren 1929). Er komponierte über 600 Stücke (darunter 16 Streichquartette, sieben Klavierkonzerte, viele Konzerte für verschiedene Soloinstrumente, Konzerte für zwei, drei oder mehr Instrumente, sehr viele Solostücke und Kammerstücke, elektronische Stücke), mehrere Theaterstücke und schuf Grafiken. Er ist ein unermüdlicher Künstler der Avantgarde, besessen von der Idee, die Möglichkeiten der Musik voll auszunutzen:

„Meine Mission schließt die grundsätzliche Reflexion aller Möglichkeiten der Kunst ein.“³⁴

Sein Schaffen ist sehr vielfältig. Es umfasst angewandte Dodekaphonie, Serialismus, aleatorische Musik, Sonorität, (z. B. in *Mała symfonia „Scultura“* [Kleine Sinfonie „Scultura“] (1960), graphische Notation, Instrumental-

der Wahrnehmung der Zuhörer mit ihren ästhetischen Gewohnheiten und öffnete diese für die außergewöhnliche, andere Perspektive der Werke des polnischen Komponisten. (...) Der Folklorismus der Musik Góreckis traf auf die Zeit der Mode für „Weltmusik“ – auf das Interesse an exotischen Traditionen unabhängig von ihrer Herkunft. Górecki traf die Mode, die weit über die Grenzen geht, die durch zeitgenössische Musikfestivals abgesteckt werden.“] – Chłopecki, A.: <http://culture.pl/pl/artykul/andrzej-chlopecki-o-polskiej-muzyce-wspolczesnej>

³⁴ Schaeffer, B., zitiert nach: Gołąb, M.: „Bogusław Schaeffer.“ In: Heister, H.-W.; Sparrer, W.-W. (Hrsg.): *Komponisten der Gegenwart*. München 1992. Gołąb kommentiert diese Aussage Schaeffers folgendermaßen: „Dieser ästhetische Grundsatz bildete schon in den Anfängen seines Schaffens die Basis seiner Werke, als er einige neue, für die damalige Avantgarde wichtige Ideen einbrachte.“

theater (z. B. in *TIS MW2. Kompozycja sceniczna* [*TIS MW2. Szenische Komposition*] für Schauspieler, Tänzerin, Sopran und Instrumentalisten (1963), Happening (z. B. *Non stop* für Klavier, 1960; dies war das erste Happening in Polen). 1990 entstand seine einzige Oper, *Liebesblicke*, zum eigenen Text.

Schaeffer schrieb auch geistliche Musik, z. B. *Missa elettronica* für Knabenchor und Elektronik (1975; zweite Fassung, für gemischten Chor und Elektronik 1987). Dieses Stück weist eine einzigartige Form auf: elektronische und chorische Teile wechseln einander ab (zuerst kommt ein elektronisches *Kyrie*, darauf folgt ein chorisches *Kyrie*, danach folgt ein elektronisches *Gloria* usw.). Die chorischen Teile stellen eine Entwicklung der Harmonik vom Mittelalter bis zur Gegenwart dar, verfügen aber zugleich über eine Beimischung des eigenen Schaefferschen harmonischen Systems.

Missa elettronica war das erste Stück der Gattung geistlicher Musik, danach entstanden noch *Miserere* (1978), *Te Deum* (1979-2000), *Stabat Mater* (1983), *Missa sinfonica* (1986), *Missa in honorem Mariae Beatae Virgine* (1999), *Ave Maria* (1999) und andere.

Schaeffer ist auch der Autor vieler wichtiger Bücher über die Theorie und Geschichte der Musik des 20. Jahrhunderts: *Nowa muzyka. Problemy współczesnej techniki kompozytorskiej* [*Neue Musik. Probleme der zeitgenössischen Kompositionstechnik*], Kraków 1958, Neuauflage 1969; *Klasyki dodekafonii* [*Klassiker der Zwölftonmusik*], Bd. I-II, Kraków 1961-1964; *Wstęp do kompozycji* [*Einführung in die Komposition*], polnische und englische Version, Kraków 1976; *Mały informator muzyki XX wieku* [*Kleines Lexikon der Musik des 20. Jahrhunderts*], Kraków 1958; *Leksykon kompozytorów XX wieku* [*Lexikon der Komponisten des 20. Jahrhunderts*], Kraków 1963/65.

IV. Nach 1975: Postmoderne, Mischung aus Moderne und Tradition: Barock, Klassizismus, neue Romantik

Nach dem Jahr 1975 traten unter dem Dach einer gemeinsamen Strömung, der sogenannten Neuen Romantik, zwei Generationen von Komponisten hervor: die Generation 1933 (Penderecki, Górecki und Kilar, obwohl 1932 geboren) und die sogenannte Generation „stalowowolskie“, also diejenigen Komponisten, die im Jahr 1951 geboren wurden – Eugeniusz Knapik, Aleksander Lasoń und Andrzej Krzanowski.

Der Name für Letztere rührt von der Stadt Stalowa Wola her, wo während des Festivals *Młodzi Muzycy Młodemu Miastu* [*Junge Musiker für die junge Stadt*] diese Komponisten ihr Debüt gaben. In dieser Strömung waren auch andere Komponisten aus verschiedenen Generationen tätig: Zbigniew Bagiński, Paweł Buczyński, Krzesimir Dębski, Andrzej Dziadek, Włodzi-

mierz Kotoński, Zygmunt Krauze, Maciej Małecki, Krzysztof Meyer, Krystyna Moszumańska-Nazar, Stanisław Moryto, Marta Ptaszyńska, Marek Stachowski.

Das Hauptmerkmal dieser Strömung war der Rückzug von der Avantgarde und eine Rückkehr zur Tradition, nämlich zur Romantik. Diese Komponisten haben eine gemeinsame Sprache mit der Richtung der Neuen Romantik in Europa und den USA gefunden. Die Merkmale der Neuen Romantik sind Emotionalität, Lyrik, Euphonie, euphonischer Klang, Rückkehr zur Melodie, Tonalität und zu traditionellen Formen. Eine ausführliche Beschreibung dieser Entwicklung findet sich in der Monographie von Paweł Strzelecki „*Nowy romantyzm*“ w twórczości kompozytorów polskich po roku 1975.³⁵ Die Neue Romantik geht in der allgemeinen intellektuellen und künstlerischen Tendenz des Postmodernismus auf.

Der Durchbruch kam im Jahr 1976. Es entstanden damals drei Stücke, die den Weg nach vorn im Schaffen der Generation 1933 wiesen: das *Violinkonzert* von Penderecki, die *Symphonie der traurigen Lieder* von Górecki und die symphonische Dichtung *Kościółec 1909* von Kilar.

Es sind keine Gründe bekannt, warum sich viele polnische Komponisten zur Mitte der 70er Jahre der Romantik zuwandten. Um 1960 war in Westeuropa die Hauptströmung des Serialismus zwar abgeschlossen, viele Komponisten verfolgten aber weiter die Ideen der Moderne: Andriessen, Berio, Boulez, Harvey, Ligeti, Messiaen, Nono; in Frankreich begann in den 70er Jahren gerade der Spektralismus.

Auch Stockhausen kehrte nach den Jahren 1960-1970, die mit intuitivem Schaffen gefüllt waren, 1970 zum Serialismus zurück. In diesem Jahr schuf er *Mantra* für zwei Klaviere und Ringmodulatoren und später, in den Jahren 1978 bis 2005, komponierte er *Licht*, einen leistungsstarken Zyklus von sieben modernistischen Opern abendfüllender Länge.

Möglicherweise war einer der Gründe für die Rückkehr zur romantischen Tradition eine relative politische Stabilität in der Zeit des sogenannten realen Sozialismus, während der Herrschaft von Edward Gierek.³⁶ Gerade diesen Grund hat Grzegorz Filip in seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem apologetischen Buch Strzeleckis angeführt:

Koniec lat 70. był w kulturze polskiej okresem schyłkowym. Urządzono się już jakoś w tym komunizmie, dość swobodnie wyjeżdżano na Zachód, powstał

³⁵ Strzelecki, P.: „*Nowy romantyzm*“ w twórczości kompozytorów polskich po roku 1975. Kraków 2006.

³⁶ Edward Gierek war in den Jahren 1970-1980 der erste Sekretär der *Polska Zjednoczona Partia Robotnicza* [Polnische Vereinigte Arbeiterpartei], die damals Polen regierte.

wentyl w postaci drugiego obiegu kultury. Kontestacja artystyczna pozostała w teatrze alternatywnym, w kinie, w poezji nowofalowej. Była to zarazem kontestacja natury politycznej. W muzyce nie chciano eksperymentów ni gestów protestu.³⁷

Filip macht Strzelecki den Vorwurf, dass dieser in seinem Buch keine Liste der Meisterwerke erstellt habe, welche die Neue Romantik repräsentieren könnten. Strzelecki weise allein auf ein Meisterwerk hin, auf Góreckis *Dritte Symphonie* (*Symfonia pieśni żałobnych* [*Symphonie der Traurigen Lieder*]), der Rest sei nicht überzeugend. Das gleiche scheint aber auch Filip zu behaupten:

Potrzebna jest też zmiana języka krytycznego. To co manieryczne nazwać trzeba manieryzmem, co epigońskie – epigonizmem, a nie “przywracaniem tradycyjnej kategorii piękna”. Dopiero wtedy będzie możliwe przewartościowanie tego nurtu i pokazanie jego osiągnięć.³⁸

Paweł Szymański

Eine andere Haltung zeigt sich beim Komponisten Paweł Szymański (geboren 1954). Szymański wendet sich ebenfalls der Tradition zu, wählt aber aus ihr den Barock, den Klassizismus und die Renaissance. Szymański definiert die Situation des Komponisten als eine Position zwischen dem Lallen und der Banalität:

Współczesny kompozytor znajduje się w okowach dwóch skrajności. Z jednej strony grozi mu belkot, jeżeli całkowicie odrzuci tradycję, z drugiej zaś może popaść w banał, jeśli za bardzo się na nią zapatrzy. [...] Skoro nie można całkowicie uwolnić się od banału, to trzeba z tym banałem prowadzić pewną grę, traktować go jako tworzywo, pozwalające na zachowanie pewnych elementów konwencji, ale równocześnie za pomocą cudzysłowu, metafory, paradoksu

³⁷ [„Das Ende der 70er Jahre war in der polnischen Kultur eine Zeit des Niedergangs. Man hat sich schon irgendwie mit diesem Kommunismus arrangiert; man konnte ziemlich frei in den Westen reisen; es entstand ein Ventil in Form von Samisdat-Kultur. Der künstlerische Widerstreit blieb in alternativem Theater, Kino, der Poesie der neuen Welle. Dies war auch die politische Anfechtung. In der Musik wollte man keine Experimente, keine Gesten des Protests.“] – Filip, G.: „Miejsce Nowego Romantyzmu“, <http://www.nowamuzyka.republika.pl/artykuly/teksty/filip6.htm>

³⁸ [„Benötigt wird eine Veränderung der kritischen Sprache. Das Manieristische soll als Manierismus bezeichnet werden, das Epigonenhafte – als Epigonentum, und nicht als ‚Wiederherstellung der traditionellen Kategorien der Schönheit‘. Erst dann wird es möglich sein, diese Strömung zu bewerten und ihre Errungenschaften aufzuzeigen.“] – Ebd.

osiągnąć do niego odpowiedni dystans. Dla mnie takim ważnym sposobem jest naruszanie reguł znanego języka, tworzenie nowego kontekstu z elementów języka tradycji.³⁹

Szymański beschreibt seine kreative Haltung als „surconventionalism“.

Szymańskis Musik ist sehr anspruchsvoll und mit strenger technischer Disziplin komponiert.

Zu den besten Werken Szymańskis gehören: *Partita II* (1978) und *IV* (1986) für Orchester; *Partita III* (1986) für Cembalo und Orchester; *Cztery utwory liturgiczne* [*Vier liturgische Stücke*] (1981); *Sonate* für instrumentales Ensemble (1982); *Dwa utwory na kwartet smyczkowy* [*Zwei Stücke für Streichquartett*] (1982); *Appendix* für Pikkoloflöte und Instrumente (1983); *Lux aeterna* für Chor, zwei Klaviere, zwei Harfen, zwei Celestas und zwei Vibraphone (1984); *Dwie Etiudy na fortepian* [*Zwei Etüden für Klavier*] (1986); *Quasi una sinfonia* (1990); *5 utworów na kwartet smyczkowy* [*5 Stücke für Streichquartett*] (1992); *Miserere* für Stimmen und Instrumente (1993); *Klavierkonzert* (1994); *Recalling a Serenade* für Klarinette und Streichquartett (1996).

V. Nach 1989: verschiedene Richtungen

Nach der politischen Wende 1989 hat sich Situation der Neuen Musik in Polen stark verändert. Der einfache und universeller gewordene Zugang zu allen Zentren der Entwicklung der Neuen Musik in der Welt hat dazu geführt, dass viele Komponisten ergänzende Studien im Ausland betrieben haben, vor allem in Westeuropa und den USA. Der Zugang zu elektronischen Studios in der ganzen Welt, zu den Bibliotheken, Büchern, Musiknoten und Aufnahmen wurde dank dem Internet ebenfalls einfacher.

Diese Situation trug auch zur Vielfalt der Einstellungen der polnischen Komponisten der jüngeren Generation bei: vom Traditionalismus, als dessen

³⁹ [„Der zeitgenössische Komponist befindet sich in den Fesseln zweier Extreme. Auf der einen Seite droht ihm das Lallen, wenn er ganz die Tradition verwirft, auf der anderen Seite kann er in die Banalität geraten, wenn er sich von der Tradition zu viel leiten lässt. (...) Wenn man sich nicht vollständig von der Banalität befreien kann, muss man mit dieser Banalität ein Spiel führen, sie als einen Werkstoff behandeln, was bestimmte Elemente der Konvention zu bewahren erlaubt, aber zugleich durch Anführungszeichen, Metapher, Paradox gegen sie einen geeigneten Abstand erreichen. Für mich besteht ein solcher wichtiger Weg darin, die Regeln einer bekannten Sprache zu verletzen, einen neuen Kontext aus den Elementen der traditionellen Sprache zu schaffen.“] – „Gdzie się mieści dusza? – z Pawłem Szymańskim rozmawia Mieczysław Kominiek“ [„Wo ist die Seele? – Mit Paweł Szymański spricht Mieczysław Kominiek“]. In: *Studio* 9, 1996, S. 11.

Vertreter noch Paweł Łukaszewski (geboren 1968) angesehen werden kann, bis zum avantgardistischen Schaffen, wie im Fall von Jagoda Szmytka (geboren 1982), die auch dem deutschen Publikum bekannt ist, sowie von Ewa Trębacz (geboren 1973; nachdem sie ihr Studium an der Hochschule für Musik in Krakau beendet hatte, studierte sie in den USA) oder Wojciech Blecharz (geboren 1981; nach dem Studium an der Hochschule für Musik in Warschau ging er ebenfalls in die USA).

Zwischen diesen Polen kann man das Schaffen der übrigen Komponisten der Generation der 70er und 80er Jahre situieren: diese sind verbunden mit der Krakauer Musikhochschule: Wojciech Wiślak, Maciej Jabłoński, Marcel Chyrzyński, Aleksandra Gryka – bzw. mit der Hochschule für Musik in Wrocław: Agata Zubel (die zugleich eine Sängerin zeitgenössischer Musik ist), Tomasz Praszczalek (bekannt auch unter dem Pseudonym Prasqual, er lebt in Köln, ist in Deutschland gut bekannt) und Paweł Mykietyn.

Viele Komponisten der jüngsten Generation wurden vom Spektralismus inspiriert – vom Schaffen Gérard Griseys, Tristan Murails, Marc-André Dalbavies oder Ivan Fedeles. Hierzu zählen Wojciech Ziemowit Zych, Adam Falkiewicz, Dobromiła Jaskot, Sławomir Kupczak, Andrzej Kwieciński.

Im Bereich der elektronischen Musik und der neuen Medien sind folgende in den 50er Jahren geborene Komponisten aktiv: Lidia Zielinska, Marek Chołoniewski (der besonders kreativ im Bereich der neuen Medien ist), Magdalena Długosz, Anna Zawadzka-Gołosz, Krzysztof Knittel, und jünger: Cezary Duchnowski und Michał Talma-Sut (bemerkenswert ist sein Stück *Celotronicum*, 2002), Ewa Trębacz (bemerkenswert ist ihr Stück *Things lost, things invisible*, 2007).

Von herausragender Originalität ist das Schaffen der früh verstorbenen Barbara Buczek (1940-1993), aus der Schule Bogusław Schaeffers. Ihr Schaffen ist noch nicht gut untersucht worden⁴⁰; zu den herausragendsten Stücken gehören: *Anekumena. Konzert für 89 Instrumente* (1974), *Konzert für Violine und Orchester* (1979), *Streichquartett "Transgressio"* (1985) und viele Kammermusikwerke.

Zu den Studenten Bogusław Schaeffers gehören auch Marek Chołoniewski (geboren 1953), Irena Antoń, Katarzyna Stepniewska (geboren 1960) und Krzysztof Kostrzewa (geboren 1961).

Viele Informationen über die polnische Musik – die zeitgenössische, die alte, Jazz, Pop und Rock, Hip-Hop, Volksmusik und Folk – sind zu finden im

⁴⁰ Im Dezember 2014 fand an der Hochschule für Musik in Krakau die erste Konferenz statt, die dem Schaffen von Barbara Buczek gewidmet war; Materialien dieser Konferenz werden derzeit für die Veröffentlichung vorbereitet.

Raport o stanie muzyki polskiej [Bericht über den Zustand der polnischen Musik], (Instytut Muzyki i Tańca) (Institut für Musik und Tanz), Warschau 2011, der im Internet zur Verfügung steht.⁴¹ Zum Thema der polnischen zeitgenössischen Musik spricht sich sehr sachlich und interessant Andrzej Chłopecki aus. Bemerkenswert ist der Abschnitt über die gesellschaftlichen Bedingungen für die Rezeption der Musik einiger zeitgenössischer polnischer Komponisten, die jetzt in Polen ein wenig in Vergessenheit geraten sind: Konstanty Regamey, Tomasz Sikorski und Kazimierz Serocki.

⁴¹ http://imit.org.pl/uploads/files/raport-o-stanie-muzyki/Raport-IMIT_2011.pdf

Die Polnische Woche an der Universität des Saarlandes 2015

Im Rahmen der Woche der Polnischen Kultur an der Universität des Saarlandes führte Krzysztof Kostrzewa am 9. Juni 2015 am Klavier einige eigene Stücke auf und präsentierte sein elektronisches Stück *Punkty [Punkte]* (1985) sowie eine Aufnahme des Stückes *Schwarze Milch* (2002). Im Anschluss hieran hielt Krzysztof Kostrzewa einen Vortrag über die polnische zeitgenössische Musik. Unten ist das Konzertprogramm mit Informationen über die Stücke angefügt.

Programm des Konzerts an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken, 9. Juni 2015.

Krzysztof Kostrzewa – Klavier, elektronische Medien

1. Krzysztof Kostrzewa – *Nokturn [Nocturne]* für Klavier (2014)

Im Stück sind vor allem dunkle Farben exponiert, mitunter aber glänzen hellere Farben.

2. Krzysztof Kostrzewa – *Szklanki [Gläser]* für Tonband (1995)

Das Stück gehört zu der Gattung *musique concrète*. Die Quelle bilden Gläser, die gegeneinander gestoßen und gerieben werden, wie auch eine Verpackungsfolie. Zuerst wurden die Klänge anhand eines Samplers aufgenommen und dann durchgearbeitet, z. B. sogar drei Oktaven nach unten transponiert. Schließlich wurden die Klänge über einen Synthesizer wiedergegeben. Das Ergebnis erinnert manchmal an einen javanischen Gong – speziell an das Gamelan-Orchester.

Das Stück entstand im elektronischen Studio an der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Stuttgart, während meines Aufbaustudiums im Bereich der Musiktheorie.

3. Krzysztof Kostrzewa – *Rapsodia [Rhapsodie]* für Klavier (1993)

Das Stück hat eine freie Form, die Narration ist fragmentarisch. Es gibt keinen klaren Höhepunkt. Mehrere Themen erscheinen und verschwinden wieder, auf rhapsodische Art und Weise.

4. Krzysztof Kostrzewa – *Punkty [Punkte]* für Tonband (1985)

Dies ist mein erstes elektronisches Stück. Es entstand im elektronischen Studio der Musikhochschule in Kraków. Die Quelle bilden der Synthesizer Synthi AKS und Sinusgeneratoren. Die Klänge wurden durchgearbeitet (Transpo-

sition, Rückwärtsgang, Beschleunigung, Verzögerung, Schleife usw.) und mit Hilfe des Tonbandgeräts aufgenommen. Die benutzten Methoden waren ziemlich archaisch: die Tonbänder wurden geschnitten und geklebt wie in den fünfziger Jahren.

Die einzelnen musikalischen Ereignisse vermitteln einen Hauch von Stille, die musikalische Erzählung wird von Pausen durchbrochen, sie besteht aus den „Punkten“ – und dies erklärt den Titel des Stückes.

5. Krzysztof Kostrzewa – *Schwarze Milch* für Kontrabass, Klavier, Elektronik und Rezitation (2002)

In diesem Stück nutzte ich Ausschnitte aus einem berühmten Gedicht von Paul Celan – *Todesfuge*, einem Requiem für die Opfer des Konzentrationslagers in Auschwitz (ursprünglich hatte das Gedicht den Titel *Todestango*).

Das Gedicht ist dem tragischen Schicksal der Juden in Auschwitz gewidmet. Folgende Ausschnitte des Gedichtes werden in Originalsprache (auf Deutsch) vorgelesen:

Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends
wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts
wir trinken und trinken
wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng
Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der schreibt [...]
er befiehlt uns spielt auf nun zum Tanz [...]
der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau

Auf der harmonischen Ebene werden hartnäckig die gleichen Akkorde wiederholt, die die Unmöglichkeit symbolisieren, aus dem Teufelskreis der Unfreiheit auszubrechen.

Das elektronische Material beinhaltet Sequenzen von Klängen zweier Schlaginstrumente: eines Tam-Tams und eines Gotans (ein Musikinstrument mit Resonanzkörper aus Holz), die mit dem Programm „Meta-Synth“ auf dem Macintosh-Computer gemischt wurden. Diese Klänge können den Tanz symbolisieren, von dem im Gedicht die Rede ist.

ANNA MRÓZ
(Europa-Universität Viadrina)

RADOSŁAW PAWELEC
(Universität Warschau)

Neue lexikalische und grammatische Erscheinungen im Bereich Frauen- und Männerstatus im Polnischen und Deutschen

Innerhalb der vergangenen Jahrzehnte gab es sowohl in der polnischen als auch in der deutschen Sprache rasante Veränderungen bei der Bezeichnung beruflicher Stellungen und sozialer Rollen von Frauen. Unterschiede in der grammatischen Struktur des Polnischen und des Deutschen sowie historisch-kulturelle Unterschiede zwischen Polen und Deutschland führen jedoch dazu, dass der Umfang und der Grad dieser Veränderungen je nach Sprache variiert.

Im Deutschen ist der Parallelismus zwischen femininen und maskulinen Bezeichnungen sehr viel deutlicher als im Polnischen. Dieser Unterschied betrifft in erster Linie die moderne Amtssprache. Im Deutschen verwendet man zum Beispiel in Stellenanzeigen meist Variantformen – feminine und maskuline Formen –, im Polnischen ist es noch ein weiter Weg bis zu einer vollkommenen Symmetrie, obwohl solche Formen auch schon in vielen Texten, die an jüngere Gesellschaftsgruppen gerichtet sind, z. B. an StudentInnen und SportlerInnen, auftreten. Sowohl in der polnischen als auch in der deutschen Rechtssprache, in Gesetzestexten, werden ausschließlich maskuline Bezeichnungen verwandt. In neueren Auflistungen von Berufen werden im Deutschen Variantformen gebraucht, im Polnischen hingegen treten feminine Bezeichnungen selten und nur in Bezug auf bestimmte Berufe mit niedrigerem sozialen Rang auf.

Die nachfolgenden Überlegungen werden sich mithin auch mit sprachlichen Eindrücken und kulturellen Unterschieden befassen, die sich aus den verschiedenen historischen und sozialen Umständen ergeben. Es werden auch Einschränkungen des polnischen und deutschen Wortbildungssystems analysiert, die mit der Bildung femininer Bezeichnungen in Verbindung stehen und die Bezeichnungen von Frauen und ihren Rollen in der Gesellschaft betreffen.

I. Polnische und deutsche Wortbildung bei Berufsbezeichnungen

In der polnischen Sprache existiert kein universales Morphem zur Bildung der entsprechenden Ableitungen dieser Begriffssphäre, es tritt vielmehr eine Vielzahl von Ableitungen auf, die verschiedene und unterschiedlich konnotierte Bezeichnungen bilden. Gelegentlich werden feminine Formen nicht durch Hinzufügung von Affixen, sondern durch paradigmatische Derivation gebildet.

Schauen wir uns die einzelnen Affixe einmal an. Das polnische feminine Suffix *-ica* wird zur Bildung von Formen gebraucht, die auf Trägerinnen konkreter Eigenschaften hindeuten, z. B. *anielica* ‚(weiblicher) Engel‘, *grzesznica* ‚Sünderin‘, *okrutnica* ‚grausame Frau‘, außerdem für die Bezeichnung von weiblichen Tieren vgl. z. B. *wilczyca* ‚Wölfin‘, *tygrysica* ‚Tigerin‘, *lwica* ‚Löwin‘. Mithilfe des polnischen Suffixes *-ini/-yni* bildete man traditionelle feminine Formen, z. B. *bogini* ‚Göttin‘, *mistrzynie* ‚Meisterin‘, *monarchini* ‚Monarchin‘. Gelegentlich tritt dieses Suffix auch heute noch auf, mit seiner Hilfe bildete man die heute von feministischen Kreisen propagierte Form *marszałkini* ‚Marschallin‘. Dieses Suffix kann auch zur Bildung femininer Formen verwendet werden, die von maskulinen Formen abstammen und im Polnischen mit *-ca* enden, z. B. *doradczynie* ‚Beraterin‘, *następczynie* ‚Nachfolgerin‘, *wychowawczynie przedszkolna* ‚Kindergärtnerin‘, *władczynie* ‚Herrscherin‘ und neu *naukowczynie* ‚Wissenschaftlerin‘, *językoznawczynie* ‚Sprachwissenschaftlerin‘, *radczynie* ‚(Rechts)Berater(-in)‘. Das polnische Suffix *-owa* fungiert in erster Linie im Zusammenhang mit der Bildung von Possessivformen, z. B. *apteczarzowa* ‚Gemahlin des Apothekers‘, *doktorowa* ‚Gemahlin des Doktors‘, *generałowa* ‚Gemahlin des Generals‘. In anderen Zusammenhängen kommt dieses Suffix nur sehr selten vor, z. B. in den Formen *salowa* ‚Stationshelferin‘, *drużynowa* ‚Leiterin bei den Pfadfindern‘, *bufetowa* ‚Bufetdame‘. Wenig produktiv sind auch die polnischen Suffixe *-ówka/-a*. Katarzyna Kłosińska weist jedoch darauf hin, dass sich die Funktion dieser Suffixe zu verändern beginnt, indem auch diese zur Bezeichnung von Berufen in Gebrauch kommen. Aus heutiger Sicht definieren wir eine Frau nämlich nicht aufgrund des Berufs ihres Ehemannes. Formen wie *inżynierowa* ‚Gemahlin des Ingenieurs‘ scheinen immer seltener verwendet zu werden und werden wohl bald nur noch in der Literatur zu finden sein. An diesen Beispielen sieht man auch einen Unterschied zwischen polnischen und deutschen Frauenbezeichnungen. Im Deutschen ist solch eine Art der Wortbildung nicht üblich, im Polnischen war sie bis zu den 90er Jahren ziemlich präsent.

Anders als das Suffix *-ówka/-a* wird das Suffix *-ka* im Polnischen bei der Bildung femininer Formen sehr häufig gebraucht. Es kommt beispielsweise in Formen wie *aktorka* ‚Schauspielerin‘, *śpiewaczka* ‚Sängerin‘, *malarka* ‚Male-rin‘, *nauczycielka* ‚Lehrerin‘, *pisarka* ‚Schriftstellerin‘, *autorka* ‚Autorin‘ zum Tragen, ist jedoch kein vollkommen universelles Affix. Seine Verwendung unterliegt gewissen Beschränkungen aus dem Bereich der Aussprache, Semantik und Stilistik. Es treten Probleme mit der Aussprache bei der Bildung von Ableitungen von maskulinen Grundformen auf, die mit einer Mitlautgruppe enden, vor allem mit einem *-k*-Element, z. B. *architekt* > *architektka* ‚Architekt > Architekt-in‘, *adjunkt* > *adjunktka* ‚Adjunkt > Adjunkt-in‘.

Diese Wörter enthalten die schwierig auszusprechenden Mitlautgruppen *-tk-* und *-nkt-*, deshalb ist es für sie schwer, im Usus Anerkennung zu finden. Bedeutungseinschränkungen treten hingegen im Fall folgender Berufe auf: *murarz* > *murarka* ‚Maurer > Maurer-in‘, *stolarz* > *stolarka* ‚Tischler > Tischler-in‘, *ślusarz* > *ślusarka* ‚Schlosser > Schlosser-in‘, da diese Substantive bereits eine Bedeutung hatten: ‚Tätigkeit eines Maurers, Tätigkeit eines Tischlers‘¹.

Katarzyna Kłosińska ist jedoch der Ansicht, dass dies kein Hindernis sei, da nämlich die Bedeutung klar durch den Kontext präzisiert werde.² In der Tat ist es schwer möglich, den Satz, dass im Cockpit eines Flugzeugs eine erfahrene *pilotka* ‚Pilotin‘ Platz genommen hat, falsch zu verstehen. Die Endung *-ka* ruft jedoch Bedenken in feministischen Kreisen hervor, da diese Form eine Verniedlichungsform ist. Mit ihrer Hilfe lassen sich Verkleinerungsformen von Gegenständen bilden, so zum Beispiel *bransoleta* ‚Armreif‘ > *bransoletka* ‚kleiner Armreif‘. Die gleiche Endung ist möglich bei Personenbezeichnungen: *dziewczyna* ‚Mädchen‘ > *dziewczynka* ‚kleines Mädchen‘ (im vorpubertären Alter). Daher schlagen feministische Kreise Formen wie

¹ Vgl. Jadacka, H.: *Kultura języka polskiego. Fleksja, słowotwórstwo, składania*. Warszawa 2008, S. 128.

² „Es ist kein Hindernis, dass (...) eine weibliche Form genau wie ein Nomen klingt, welches etwas ganz anderes bedeutet. Die Tatsache, dass *szermierka* ‚das Fechten‘, *pilotka* ‚Fliegermütze‘, *marynarka* ‚Jackett‘ oder *pielgrzymka* ‚Pilgerfahrt‘ bereits eine andere Bedeutung haben, sollte uns nicht davon abhalten, eine weibliche *szermierz* ‚Fechterin‘ als *szermierka*, einen weiblichen *pilot* ‚Pilot‘ als *pilotka*, einen weiblichen *marynarz* ‚Matrose‘ als *marynarka* oder einen weiblichen *pielgrzym* ‚Pilger‘ als *pielgrzymka* zu bezeichnen. Mehrdeutigkeit ist ein in der Sprache uraltes und absolut natürliches Phänomen.“ Kłosińska, K.: „Przechodzieńka nie przejdzie [‚Fußgängerin lassen wir nicht zu“].“ In: *Polityka*, 25.08.2009, <http://www.polityka.pl/tygodnikpolityka/spoleczenstwo/299523,1,feminizm-w-jezyku-polskim.read> (abgerufen am 25.07.2015).

ministra ‚Ministerin‘, *doktora* ‚Doktorin‘, *redaktora* ‚Redakteurin‘, *prezesa* ‚Vorsitzende/Geschäftsführerin‘ und *profesora* ‚Professorin‘ vor, was wiederum auf Kritik von Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftlern stößt, da diese Form der Wortbildung für die polnische Sprache untypisch sei. Neben der Bildung durch Affigierung bildet die polnische Sprache seit vielen Jahrzehnten feminine Formen auch durch paradigmatische Derivation. In der Regel besteht diese Derivation darin, dass das Merkmal für die Weiblichkeit der Verzicht auf Deklination der maskulinen Form ist, wie beispielsweise bei *z panią premier* ‚mit der Premierministerin‘, *przed nową minister* ‚vor der neuen Ministerin‘, *zgodnie z oświadczeniem marszałek Sejmu* ‚nach Erklärung der Marschallin des Sejms‘.

Im deutschen Sprachsystem treten feminine Formen für Berufsbezeichnungen mindestens seit der Renaissance auf. Eine tiefgehende Analyse dieses Aspekts hat S. I. Eisermann in seiner Arbeit *Berufsbezeichnungen für Frauen vom 16.–19. Jahrhundert* vorgelegt.

Feminine Formen werden in der deutschen Sprache meistens durch die Endung *-in* gebildet, so beispielsweise bei *Doktorin*, *Apothekerin*, *Mechanikerin*. Dies ist eines der ältesten und produktivsten deutschen Suffixe in der Derivation dieses Typs.

Im Falle der BBn³ geht es insbesondere um die Wortbildungsmöglichkeit der Derivation des Typs „Suffigierung“ und – im deutlich geringeren Maße – um die der Komposition. [...] Eines der produktivsten Derivationsuffixe stellt seit dem Ahd. das *in*-Morphem (ahd. *-in(na)* > mhd. *-in(ne)* > frhd. *-in(n)(e)*) [...] dar. Weitere Suffigierungsmöglichkeiten kommen zwar stetig hinzu, sie erhalten jedoch keine annähernd so große Bedeutung für die Bildung wBBn wie die *in*-Movierung.⁴

In der Entwicklung der weiblichen Formen im Deutschen kann man auch auf andere Sprachprozesse hinweisen:

auf rein formale, durch die Movierung ausgelöste Veränderungen wie z. B. die Umlautung der Wurzelsvokale (*Graf* > *Gräfin*), die Ableitung der Feminina von

³ BB(n) Berufsbezeichnung(en), wBB(n) weibliche Berufsbezeichnung(en).

⁴ Eisermann, S. I.: *Berufsbezeichnungen für Frauen vom 16.–19. Jahrhundert. Eine sprachhistorische Untersuchung insbesondere des in-Derivationsmorphems unter Berücksichtigung prototypensemantischer Aspekte beim Bedeutungswandel*. Diss. Universität Oldenburg 2003. Quelle: <http://www.uni-oldenburg.de/>.

maskuliner *-er/-or*-Endung mit *-rin* (*Doktor* > *Doktorin*) oder irreguläre Bildungsmöglichkeiten (*Abt* > *Äbtin*, *Äbtissin*; *Prinz* > *Prinzin*, *Prinzessin*) [...].⁵

Gegenwärtig tritt im Deutschen auch die Verwendung von *-frau* als Wortbildungsstamm wie zum Beispiel in *Bankkauffrau* oder *Servicekauffrau im Luftverkehr* häufig auf. Ein dritter Weg zur Bildung von für beide Geschlechter passenden Formen im Bezug auf den ausgeübten Beruf ist die Nutzung von *-kraft*, die gar keinen Rückschluss auf das Geschlecht zulässt, z. B. *Produktionsfachkraft Chemie*, *Servicekraft für Schutz und Sicherheit*.⁶ Wie man anhand dieser zahlreichen Beispiele sehen kann, gibt es in der deutschen Sprache im Gegensatz zum Polnischen keine wesentlichen Hürden bei der Bildung der femininen Formen.

Dies bedeutet allerdings nicht, dass wir von jedem deutschen Wort, das auf den Akteur einer Tätigkeit oder eine gesellschaftliche Rolle referiert, auch eine feminine Form bilden können. Dies funktioniert beispielsweise nicht bei den Worten *Gast* oder *Fan* und vielen anderen häufig verwendeten Wörtern. Bei modernen Berufsbezeichnungen treten aber in der Regel Formen beider Geschlechter auf.

⁵ Eisermann S. I.: *Berufsbezeichnungen für Frauen vom 16.–19. Jahrhundert. Eine sprachhistorische Untersuchung insbesondere des in-Derivationsmorphems unter Berücksichtigung prototypensemantischer Aspekte beim Bedeutungswandel*. Diss. Universität Oldenburg. Oldenburg 2003. Quelle: <http://www.uni-oldenburg.de/> (abgerufen am 28.07.2015).

⁶ Vgl. neben vielen weiteren Beispielen *Änderungsschneider/Änderungsschneiderin*, *Anlagenmechaniker für Sanitär-, Heizungs- und Klimatechnik/Anlagenmechanikerin für Sanitär-, Heizungs- und Klimatechnik*, *Asphaltbauer/Asphaltbauerin*, *Aufbereitungsmechaniker/Aufbereitungsmechanikerin*, *Augenoptiker/Augenoptikerin*, *Ausbaufacharbeiter/Ausbaufacharbeiterin*, *Bäcker/Bäckerin*, *Bankkaufmann/Bankkauffrau*, *Baugerätführer/Baugerätführerin*, *Chemielaborjungwerker/Chemielaborjungwerkerin*, *Chemikant/Chemikantin*, *Chirurgiemechaniker/Chirurgiemechanikerin*, *Dachdecker/Dachdeckerin*, *Dekorvorlagenhersteller/Dekorvorlagenherstellerin*, *Destillateur/Destillateurin*, *Fleischer/Fleischerin*, *Fliesen-, Platten- und Mosaikleger/Fliesen-, Platten- und Mosaiklegerin*, *Florist/Floristin*, *Fluggerätmechaniker/Fluggerätmechanikerin*, *Forstwirt/Forstwirtin*, *Ofen- und Luftheizungsbauer/Ofen- und Luftheizungsbauerin*, *Orgel- und Harmoniumbauer/Orgel- und Harmoniumbauerin*, *Orthopädiemechaniker und Bandagist/Orthopädiemechanikerin und Bandagistin*, *Produktionsfachkraft Chemie*, *Schilder- und Lichtreklamehersteller/Schilder- und Lichtreklameherstellerin*, *Schleifer/Schleiferin*, *Schneidwerkzeugmechaniker/Schneidwerkzeugmechanikerin*, *Servicefachkraft für Dialogmarketing*, *Servicekaufmann im Luftverkehr/Servicekauffrau im Luftverkehr*, *Servicekraft für Schutz und Sicherheit*. Quelle: Bundesinstitut für Berufsbildung, Bekanntmachung des Verzeichnisses der anerkannten Ausbildungsberufe und des Verzeichnisses der zuständigen Stellen vom 22. Mai 2013, www.bibb.de (abgerufen am 12.07.2015).

II. Recht und Geschlecht

Schauen wir uns nun einmal an, was der polnische Gesetzgeber zu Anwendungen femininer Amts- und Funktionsbezeichnungen sowie Titel sagt. Man braucht keine allzu komplizierten Untersuchungen anzustellen um zu dem Schluss zu kommen, dass es eine vereinheitlichte, beide grammatikalischen Geschlechter berücksichtigende Gesetzgebung zu Amts- und Berufsbezeichnungen nicht gibt.⁷ Es lässt sich jedoch eine gewisse Regelmäßigkeit erkennen. Die Mehrheit der Rechtsnormen enthält die oben erwähnten Bezeichnungen in maskuliner Form. Wenn feminine Formen auftreten, beziehen sich diese lediglich auf Stellen niedrigeren Ranges. Eine Analyse sollte mit der Verordnung des Ministers für Arbeit und Sozialpolitik vom 27. April 2010 über die Klassifikation von Berufen und Spezialisierungen für den Bedarf des Arbeitsmarktes sowie über deren Anwendung (Gesetzblatt Nr. 82 Pos. 537)⁸ beginnen, auf die staatliche Institutionen bei Stellenausschreibungen zurückgreifen können. Schwarz auf Weiß finden hier wir die schon zuvor erwähnte Dominanz männlicher Berufsbezeichnungen bestätigt. Die Verwendung ihrer weiblichen Gegenparts beschränkt sich lediglich auf die Bezeichnung von Berufen wie *asystentka* ‚Assistentin‘, *higienistka* ‚Schulkrankenschwester bzw. -ärztin‘, *fakturzystka* ‚Fakturistin‘ oder auch *manikiurzystka* ‚Maniküre‘, ‚Handpflegerin‘.

Als Beispiel für diese Tendenz dient auch die Verordnung des Vorsitzenden des Ministerrates vom 9. Dezember 2009 über die Bezeichnung von Beamtenposten, der erforderlichen beruflichen Qualifikationen, des Dienstgrades von Beamten im öffentlichen Dienst, der Multiplikatoren zur Bestimmung der Vergütung sowie detaillierter Grundsätze der Bestimmung und Auszahlung von sonstigen Leistungen, die den Angehörigen/Mitgliedern des Korps des öffentlichen Dienstes zustehen (Gesetzesblatt Nr. 211, Pos. 1630, mit späteren Änderungen).⁹ In der besagten Verordnung begegnen vorwiegend Bezeichnungen des maskulinen Genus, z. B. *dyrektor* ‚Direktor‘, *kapitan portu* ‚Hafenkapitän‘, *główny specjalista* ‚führende(r) Spezialist‘, eine feminine Form zeigt bloß die *pielęgniarka okręgową* ‚Kreiskrankenschwester‘, was die Tendenz bestätigt, dass feminine Formen nur klischeemäßig bei be-

⁷ Eine Analyse der polnischen Gesetzgebung im Zusammenhang mit dem Genderthema wird im folgenden Artikel unternommen: Knut, P.: „Wybrane zagadnienia dotyczące problematyki żeńskich oraz męskich określeń stanowisk urzędniczych oraz nazw zawodów na gruncie krajowych i międzynarodowych regulacji prawnych.“
Quelle: <http://www.ptpa.org.pl/public/files/raport%20pdf.pdf> (abgerufen am 01.07.2015).

⁸ <http://isap.sejm.gov.pl/DetailsServlet?id=WDU20100820537> (abgerufen am 20.11.2015).

⁹ <http://isap.sejm.gov.pl/DetailsServlet?id=WDU20092111630> (abgerufen am 20.11.2015).

stimmten Berufen oder Funktionen eine Rolle spielen. Ähnlich verhält es sich in der Verordnung des Ministerrates über die Bezeichnung von Beamtenposten und die Grundsätze des Abschlusses eines Arbeitsverhältnisses mit Beamten auf Basis von Ernennung vom 8. November 1982 (Gesetzesblatt Nr. 39, Pos. 257, mit späteren Änderungen).¹⁰ In diesem Fall stehen die Bezeichnungen ebenfalls ausschließlich für das Maskulinum, mit Ausnahme von *maszynistka* ‚Lokführerin‘ und *starsza maszynistka* ‚Senior-Lokführerin‘. Ein weiteres Beispiel für die Zuordnung femininer Formen zu Berufen niedrigeren sozialen Ranges ist die Verordnung des Ministers für Wissenschaft und das Hochschulwesen über die Bedingungen der Vergütung von Hilfsangestellten wissenschaftlicher und anderer Organisationseinheiten der Polnischen Akademie der Wissenschaften vom 1. März 2011 (Gesetzesblatt Nr. 61, Position 309).¹¹ Feminine Formen treten hier ausschließlich bei der Bezeichnung folgender Posten auf: *recepjonistka* ‚Empfangsdame‘, *sprzątaczką* ‚Putzfrau‘ und *pokojowa* ‚Zimmermädchen‘. Um ein vollständigeres Bild zu präsentieren, führen wir auch noch das Gesetz über den Beruf der Krankenschwester und Hebamme vom 15. Juli 2011 an (polnisches Gesetzesblatt Nr. 174, Pos. 1039, mit späteren Änderungen).¹² In diesem Gesetz werden (wenn auch nicht im Titel selbst, sic!) sowohl feminine als auch maskuline Bezeichnungen der erwähnten Berufe aufgeführt: *pielęgniarka* ‚die Krankenschwester‘ und *pielęgniarski* ‚Krankenpfleger‘, *położna* ‚Hebamme‘ und *położny* ‚Entbindungspfleger‘. Beide grammatischen Formen wurden auch in der Verordnung des Justizministers über Posten und detaillierte Grundsätze der Vergütung von Beamten und anderen Gerichts- und Staatsanwaltschaftsangestellten sowie die Ableistung der Beamten-Referendariatszeit berücksichtigt (Gesetzesblatt Nr. 49, Position 299).¹³ Es handelt sich hier um *telefonistka/telefonista* ‚Telefonistin/ Telefonist‘. Auf der Grundlage dieser Beispiele könnte man meinen, dass der Gesetzgeber ein reelles Bedürfnis nach der Verwendung zweier grammatischer Formen in Bezug auf Berufe oder Funktionen erkannt hat – und zwar zu dem Zweck, dass vermieden wird, Bürger eines Geschlechts aus der Sphäre der Sprache, des Rechts und der Rechtssprache, auszuschließen. Diese Regel gilt jedoch nur für Berufe, die traditionell von Frauen ausgeübt werden.

¹⁰ <http://isap.sejm.gov.pl/DetailsServlet?id=WDU19820390257> (abgerufen am 20.11.2015).

¹¹ <http://isap.sejm.gov.pl/DetailsServlet?id=WDU20110610309> (abgerufen am 20.11.2015).

¹² <http://isap.sejm.gov.pl/DetailsServlet?id=WDU20111741039> (abgerufen am 20.11.2015).

¹³ <http://isap.sejm.gov.pl/DetailsServlet?id=WDU20100490299> (abgerufen am 20.11.2015).

In der deutschen Gesetzgebung ist weiterhin die maskuline Form im Bezug auf Berufsausübende beider Geschlechter weit verbreitet. So lesen wir beispielsweise im Strafgesetzbuch:

(1) Wer unbefugt

1. inländische oder ausländische Amts- oder Dienstbezeichnungen, akademische Grade, Titel oder öffentliche Würden führt,
2. Die Berufsbezeichnung Arzt, Zahnarzt, Psychologischer Psychotherapeut, Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut, Psychotherapeut, Tierarzt, Apotheker, Rechtsanwalt, Patentanwalt, Wirtschaftsprüfer, vereidigter Buchprüfer, Steuerberater oder Steuerbevollmächtigter führt,

[...] wird mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bestraft.¹⁴

Diese Norm deutet auf eine Nichtberücksichtigung der femininen Formen in der deutschen Gesetzgebung hin. Man muss allerdings berücksichtigen, dass die heutigen Gesetze auf Rechtstexten von vor einigen Jahrzehnten basieren, als Frauen noch nicht dieselben Rechte wie Männer genossen und die maskuline Form sich auf beide Geschlechter bezog. Aus heutiger Sicht besteht hier ein offener Widerspruch zum Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz, welches Diskriminierung unter anderem aufgrund des Geschlechts untersagt (§ 7 Benachteiligungsverbot):

- (1) Beschäftigte dürfen nicht wegen eines in § 1 genannten Grundes benachteiligt werden; dies gilt auch, wenn die Person, die die Benachteiligung begeht, das Vorliegen eines in § 1 genannten Grundes bei der Benachteiligung nur annimmt.
- (2) Bestimmungen in Vereinbarungen, die gegen das Benachteiligungsverbot des Absatzes 1 verstoßen, sind unwirksam.
- (3) Eine Benachteiligung nach Absatz 1 durch Arbeitgeber oder Beschäftigte ist eine Verletzung vertraglicher Pflichten.

§ 1 Ziel des Gesetzes

Ziel des Gesetzes ist, Benachteiligungen aus Gründen der Rasse oder wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer

¹⁴ Strafgesetzbuch, Besonderer Teil (§§ 80 – 358) 7. Abschnitt Straftaten gegen die öffentliche Ordnung (§§ 123 – 145d), § 132a Mißbrauch von Titeln, Berufsbezeichnungen und Abzeichen. Quelle: <http://dejure.org/gesetze/StGB/132a.html> (abgerufen am 13.07.2015).

Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität zu verhindern oder zu beseitigen.¹⁵

Es lohnt sich auch, sich das vom Bildungsinstitut für Berufsbildung zusammengestellte und vom Bundesministerium der Justiz herausgegebene „Verzeichnis der anerkannten Ausbildungsberufe“ anzusehen, das eine Zusammenstellung der offiziell in Deutschland anerkannten (und geregelten Berufe) enthält. In diesem treten ausschließlich jeweils die Formen beider Geschlechter auf. Diese Aufstellung zeigt, dass der deutsche Gesetzgeber die Notwendigkeit sieht, durch Sprache und Recht die in der Verfassung verankerte Gleichberechtigung von Frauen und Männern auch im Bezug auf Berufs- und Fachgebiete auszudrücken. Allgemein jedoch nutzt der Gesetzgeber ein generisches Maskulinum, das, so die Annahme, sich an *jeden, der ...* richten soll.

III. Arbeitsmarkt

Gemäß der polnischen Gesetzgebung sind stigmatisierende Handlungen oder solche, die eine Person in Hinblick auf das Geschlecht ausschließen, unvereinbar mit der Verfassung und mit internationalen Konventionen, die Polen unterzeichnet hat. Welchen großen Einfluss die Sprache in Rechtsvorschriften auf das Alltagsleben hat, illustriert ein Bericht der Polnischen Gesellschaft für Antidiskriminierungsrecht (Polskie Towarzystwo Prawa Antydyskryminacyjnego).

Von 60727 analysierten [...] Stellenanzeigen stellten die Rechtsexperten der Organisation Unregelmäßigkeiten bei 24628 Angeboten fest; von diesen wiederum betrafen 86 % Diskriminierung aufgrund des Geschlechts.¹⁶

In Deutschland kann Geschlechterdiskriminierung, beispielsweise in einer Stellenanzeige (Angabe von lediglich der männlichen Bezeichnung der Position, z. B. *Geschäftsführer*), Grund für eine Klage der sich diskriminiert fühlenden Person sein und eine Gewährung von Schadensersatz nach sich ziehen (vgl. ein Urteil des Arbeitsgerichts in Karlsruhe aus dem Jahr 2010¹⁷).

¹⁵ Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz (AGG) § 7 Benachteiligungsverbot. Quelle: <http://dejure.org/gesetze/AGG/7.html> (abgerufen am 01.07.2015).

¹⁶ Knut P.: „Wybrane zagadnienia dotyczące problematyki żeńskich oraz męskich określeń stanowisk urzędniczych oraz nazw zawodów na gruncie krajowych i międzynarodowych regulacji prawnych.“ Quelle: <http://www.ptpa.org.pl/public/files/raport%20pdf.pdf> (abgerufen am 01.07.2015).

¹⁷ http://www.recht-in.de/urteil/entschaedigung_bewerbung_geschlechtsbezogene_benachteiligung_8_azr_287_08_a_bag_beschluss_150003.html (abgerufen am 13.07.2015).

IV. Sprache des akademischen Umfelds

In der Studienordnung der Universität Warschau (Regulamin studiów na Uniwersytecie Warszawskim) wird eine studierende Person mit der maskulinen Form *student* ‚Student‘ bezeichnet:

4. Der Student erhält einen Studierendenausweis, der nach Beendigung des Studiums oder Ausschluss von der Universität zurückzugeben ist.
5. Der Student erhält auf Antrag ein Studienbuch, welches in seinem Besitz verbleibt.¹⁸

Auch in Bezug auf das Lehrpersonal werden fast ausschließlich maskuline Formen verwendet, wie zum Beispiel *nauczyciel akademicki* ‚Hochschullehrer‘, *promotor* ‚Doktorvater‘, *opiekun* ‚Betreuer‘, *pracownik naukowy* ‚wissenschaftlicher Mitarbeiter‘ und *recenzent* ‚Rezensent‘. Hier ein Beispiel:

Mit der Leitung von Kolloquien und der Betreuung von Magisterarbeiten, die außerhalb von Abschlusskolloquien entstehen, sind Hochschullehrer mit mindestens dem akademischen Grad eines habilitierten Doktors betraut. Der Fakultätsrat kann zur Leitung von Kolloquien, die im jeweiligen Semester beginnen, einen Hochschullehrer mit Doktorgrad bevollmächtigen.¹⁹

Die Dominanz männlicher Formen hat auch Jan Miodek bei der Analyse von Beispielen aus dem akademischen Bereich festgestellt. Im Kanon der akademischen Grade treten ausschließlich maskuline Formen auf, wie beispielsweise *asystent* ‚Assistent‘, *adiunkt* ‚wissenschaftlicher Mitarbeiter‘, *docent* ‚Dozent‘, *profesor nadzwyczajny* ‚außerordentlicher Professor‘, *profesor zwyczajny* ‚Lehrstuhlinhaber‘, was nach Ansicht von Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftlern der Tendenz zur Vermännlichung und der Begrenzung von femininen Formen aus Prestige Gründen und semantischen Erwägungen geschuldet ist. Man kann hier den vereinheitlichenden Einfluss des männerbezogenen Bürokratiesystems erkennen, in welchem diese Bezeichnungen in der überwiegenden Mehrheit nur in der maskulinen Form auftreten.²⁰ Es muss an dieser Stelle aber hinzugefügt werden, dass in universitären Rechtsakten und Amtstexten niedrigeren Ranges variantenreichere Formen anzutreffen sind. So lesen wir zum Beispiel in der Stipendienordnung der Universität Ermland-Masuren (Uniwersytet Warmińsko-Mazurski):

¹⁸ „Monitor Uniwersytetu Warszawskiego“, 16.05.2012, Nr. 5B.

¹⁹ Ebda.

²⁰ Miodek J.: *Rozmyślajcie nad mową!* Warszawa 2002, S. 86.

1. Stipendien sind vorgesehen für Studentinnen und Studenten, die ihr Präsenzstudium in der Fachrichtung [...] aufnehmen.
2. Stipendien werden zur Unterstützung von Studentinnen und Studenten mit außerordentlichen Studienleistungen vergeben.²¹

Im formalen Polnischen sind daher Anzeichen einer neuen Tendenz, die beide Geschlechterformen berücksichtigt, durchaus erkennbar.

Im akademischen Umfeld in Deutschland sind Formen Standard, die auf die geschlechtliche Vielfalt einer Gruppe verweisen – wie bei *Professorinnen und Professoren*, *Studentinnen und Studenten* oder Kurzformen wie *KursteilnehmerInnen*, *StudentInnen* oder *MigrantInnen*. Diese werden im offiziellen Sprachgebrauch an Universitäten, in der Verwaltung sowie auch in der Presse verwendet. Als Beispiel für die Berücksichtigung beider Geschlechter im universitären Sprachgebrauch kann die Grundordnung der Potsdamer Universität gelten:

Artikel 1

(1) Mitglieder der Universität sind:

1. die hauptberuflich an der Universität tätigen Professorinnen und Professoren und Juniorprofessorinnen und Juniorprofessoren,
2. die Professorinnen und Professoren, die nach gemeinsamer Berufung überwiegend an einer Forschungseinrichtung außerhalb der Universität tätig sind und Aufgaben in Lehre und Forschung an der Universität wahrnehmen,
3. die hauptberuflich an der Universität tätigen Hochschuldozentinnen und Hochschuldozenten [...].²²

In Bezug auf die höchsten Ämter an der Universität, die aufgrund entsprechender Vorschriften geschaffen sind, werden ebenfalls beide Geschlechter berücksichtigt.

²¹ Quelle: http://www.uwm.edu.pl/inz_chem/sitefiles/file/regulamin/Regulamin%20stypendialny.pdf (abgerufen am 01.06.2015).

²² Grundordnung der Universität Potsdam (GrundO) vom 17. Dezember 2009, Auszug aus den Amtlichen Bekanntmachungen – Nr. 4/2010, S. 60-68. Quelle: www.uni-potsdam.de (abgerufen am 24.07.2015).

Artikel 13

Präsidentin oder Präsident, Präsidialkollegium

Das Präsidialkollegium berät die Präsidentin oder den Präsidenten. Das Präsidialkollegium besteht aus den Vizepräsidentinnen und Vizepräsidenten, den Dekaninnen und Dekanen, sowie der Kanzlerin oder dem Kanzler.²³

Dies ist ein Beispiel dafür, dass die Sprachökonomie in Rechtstexten kein letztgültiges Argument gegen die Einführung femininer Formen sein muss. Eine von Diskriminierung freie Kommunikation wird faktisch von allen deutschen Universitäten durch Veröffentlichungen und Publikationsmaterial zu geschlechtergerechter Sprache gefördert.²⁴ Man kann hier beispielsweise Vorschriften der Universität des Saarlandes anführen:

17. Geschlechtergerechte Sprache

Im dienstlichen Schriftverkehr, in der Öffentlichkeitsarbeit und im Marketing der Universität ist auf die sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern zu achten. In Vordrucken sind geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen zu verwenden [...].²⁵

Ein noch weiter gehender Schritt ist die Berücksichtigung des sogenannten „dritten Geschlechts“, also von Personen, die sich nicht eindeutig als Mann oder Frau identifizieren. Dies ist eine gegenwärtig durchaus angewandte Praxis an Universitäten, in Nichtregierungsorganisationen und anderen Einrichtungen, die großen Wert auf politische Korrektheit legen. Im Schriftbild werden diese Personen über ein symbolisches Sternchen oder Unterstrich berücksichtigt, wie bei *Teilnehmer*innen* oder *Student_innen*. Hierzu ein Ausschnitt aus einem Ratgeber zu diskriminierungsfreien Sprachformen der Universität Potsdam für ihre Angestellten:

²³ Grundordnung der Universität Potsdam (GrundO) vom 17. Dezember 2009 i. d. F. der Ersten Satzung zur Änderung der Grundordnung der Universität Potsdam (GrundO) vom 27. Februar 2013, Auszug aus den Amtlichen Bekanntmachungen Nr. 4 vom 26.04.2013, S. 117-125. Quelle: www.uni-potsdam.de (abgerufen am 25.07.2015).

²⁴ Z. B. Universität Göttingen, www.uni-goettingen.de/de/113200.html; RWTH Aachen www.rwthachen.de/cms/root/Die_RWTH/Profil/Gender_Diversity/~ckpm/Foerderung_der_Gleichstellung/ (abgerufen am 26.07.11); TU München, www.diversity.tum.de/tum-diversity-code-of-conduct/ (abgerufen am 26.07.15); LMU München www.frauenbeauftragte.uni-muenchen.de/genderkompetenz/sprache/sprache_pdf.pdf (abgerufen am 26.07.2015) und viele andere.

²⁵ Dienstplan der Hochschulen des Saarlandes, S. 77. Quelle: www.uni-saarland.de

Unterstrich-(Sonderzeichen)variante: *Teilnehmer_innen*, *Teilnehmer*innen* Der Unterstrich ist ein Mittel der sprachlichen Darstellung aller sozialen Geschlechter und Geschlechtsidentitäten mit der Intention, durch den Zwischenraum auch denjenigen Menschen sprachlich gerecht zu werden, welche nicht in das ausschließliche Frau/Mann-Schema hineinpassen oder nicht hineinpassen wollen, wie Intersexuelle oder Transgender.²⁶

Im akademischen Umfeld hört man auch Forderungen nach der Einführung einer Form, die keine Rückschlüsse auf das Geschlecht zulässt, wie zum Beispiel: „Sehr geehrtx Profx“. Gemeint ist die Erklärung einer an der Humboldt-Universität lehrenden Person, welche auch von der deutschen Presse verbreitet wurde.²⁷

Professur für Gender Studies und Sprachanalyse am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien

Wenn Sie mit Lann Hornscheidt Kontakt aufnehmen wollen, verwenden Sie bitte respektvolle Anreden, die nicht Zweigeschlechtlichkeit aufrufen. Bitte vermeiden Sie zweigendernde Ansprachen wie „Herr ____“, „Frau ____“, „Lieber ____“, oder „Liebe ____“. Es gibt nicht die eine richtige und gute Anrede, sondern es bedarf respektvoller neuer Anredeformen – ich freue mich auf Ihre kreativen anti-diskriminierenden Ideen.²⁸

Ein interessantes Beispiel für die Verwendung von femininen Formen in Bezug auf Berufsbezeichnungen und akademische Grade ist ein Paragraph in der vom Senat der Universität Leipzig verabschiedeten Grundordnung.

In dieser Ordnung gelten grammatisch feminine Personenbezeichnungen gleichermaßen für Personen männlichen und weiblichen Geschlechts. Männer können die Amts- und Funktionsbezeichnungen dieser Ordnung in grammatisch maskuliner Form führen.²⁹

²⁶ Leitfaden zur Anwendung einer gendergerechten Sprache, Quelle: www.uni-potsdam.de (abgerufen am 28.07.2015).

²⁷ <http://www.welt.de/kultur/article134663961/Was-soll-die-Aufregung-um-Profx-Hornscheidt.html> (abgerufen am 28.07.2015); <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/profx-als-geschlechtergerechte-sprache-fuer-professoren-13268220.html> (abgerufen am 28.07.2015).

²⁸ Quelle: <https://www.gender.hu-berlin.de/de/zentrum/personen/ma/1682130> (abgerufen am 26.07.2015).

²⁹ Quelle: http://www.zv.uni-leipzig.de/universitaet/profil/entwicklungen/amtliche-bekanntmachungen.html?kat_id=11, (abgerufen am 26.07.2015).

Wie die Universität in Presseerklärungen klarstellte, beziehen sich die Formen nur auf dieses Dokument und müssen nicht im Gespräch oder in schriftlicher Korrespondenz mit dem Professor oder der Professorin verwendet werden. Professoren werden also nicht mit „Herr Professorin“ angeredet werden.

Diese letzten beiden radikalen Beispiele stehen natürlich nicht für eine allgemeine Tendenz, signalisieren aber wichtige gesellschaftliche Veränderungen, die sich langsam auch in der Sprache widerzuspiegeln beginnen. Selbst wenn diese noch nicht in den Sprachgebrauch übergegangen sind, so beginnen diese Formen doch durch das mediale Echo im akademischen Umfeld, aber nicht nur dort, Anwendung zu finden. Es besteht jedoch kein Zweifel, dass die Verwendung der Formen für beide Geschlechter ein an deutschen Universitäten übliches Prozedere ist.

Zusammenfassung

Zusammenfassend kann man feststellen, dass gegenwärtig beide Sprachen im Hinblick auf die Bezeichnung von weiblichen Funktionen, Posten und Berufen sowie in Sachen Gleichberechtigung einen dynamischen Wandel durchlaufen. Die Stoßrichtung ist dabei dieselbe, in der polnischen Sprache jedoch ist der Umschwung noch weniger fortgeschritten; mehr Schwierigkeiten bereiten hier die Wortbildung und das öffentliche Bewusstsein.

Umwälzungen geschehen nicht von einem Tag auf den anderen, sind sie doch verbunden mit kulturellem Wandel und Änderungen im Sprachgebrauch. Gegenwärtig sind es zum großen Teil die einfachen Sprachbenutzer/-innen, die auf die Akzeptanz bestimmter Formen Einfluss haben. Viele dieser Formen erschienen noch vor einigen Jahren als seltsam oder gar lustig, aber durch wiederholtes Hören und Gewöhnung wurden sie von der Mehrheit akzeptiert. Heute wird wohl kaum jemand mehr gegen Stellenbezeichnungen wie *redaktorka* ‚Redakteurin‘ oder *rzeczniczka* ‚Pressesprecherin‘ bzw. ‚Beauftragte‘ protestieren. Mirosław Bańko hat diesen Aspekt wie folgt zusammengefasst:

Jeder von uns hat dennoch die Möglichkeit, auf die Sprache einzuwirken, indem wir Formen nutzen, die wir gerne in Umlauf bringen möchten. Wir sollten nicht erwarten, dass allzu schnell bei Auftritten von Politikern (Politikerinnen?), Premierministern (Premierministerinnen?) und Präsidenten (Präsidentinnen?) *Gästin* sich einbürgern wird. Wenn wir aber solche Wörter in der Umgangsspra-

che verbreiten – was bereits geschieht –, machen wir ihnen den Weg zur Amtssprache frei.³⁰

Zu überlegen bleibt, bis zu welchem Grad Sprachwissenschaftler/-innen und öffentliche Institutionen sich in den Prozess der Herausbildung neuer Bezeichnungen einbringen sollten. Einerseits trifft jede Art von externem Eingriff in Sprachprozesse auf Abneigung, insbesondere angesichts der Erfahrungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Bezug auf Manipulation, Totalitarismus und „Neusprech“ und ähnliches. Andererseits jedoch scheint es, dass vielfältige mediale Kampagnen mit dem Ziel der Sensibilisierung für den Stellenwert des Problems an sich dazu beitragen können, bereits aufgetretene Phänomene zu verstärken. Im Fall von Rechtstexten, die per Definition eigenen Regulationsmechanismen unterliegen, wäre es lohnenswert, stärker zu reflektieren und Fachkonsultationen von Rechtsexpertinnen und Rechtsexperten sowie Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftlern zu erwägen mit dem Ziel, einen neuen Status quo zu erarbeiten.

Häufig wird behauptet, die Sprache sei ein Medium, das die Realität abbildet. Gegenwärtig haben auch Frauen das Amt der Regierungschefin inne (bei Drucklegung dieses Artikels ist dies beispielsweise der Fall in Deutschland und Polen), und man kann daher behaupten, dass diese Tendenz anhalten wird. Dies trifft auch auf andere hohe Ämter, verschiedenste Berufe und soziale Rollen zu. Es wäre wünschenswert, dass dieser Zustand Früchte trüge in Form von parallel verwendeten maskulinen und femininen Sprachformen und einer tatsächlichen Gleichberechtigung bei der Bezeichnung von Ämtern, Berufen und gesellschaftlichen Rollen beider Geschlechter.

³⁰ Orig.: „Każdy z nas ma jednak szanse oddziaływać na język poprzez używanie form, które chciałby wprowadzić do obiegu. Nie spodziewajmy się, że *gościni* szybko zagości w relacjach z wizyt polityków (polityczek?), premierów (premiererek?) i prezydentów (prezydentek?). Jeżeli jednak zaczniemy upowszechniać tego rodzaju słowa w języku potocznym – co już się dzieje – to otworzymy im drogę do stylu oficjalnego.“ Bańko, M.: „Porady językowe“, 02.10.2011, <http://sjp.pwn.pl/szukaj/go%C5%9Bcini.html> (abgerufen am 15.06.2015).

WOJCIECH KWIECIŃSKI
(Universität Rzeszów)

Lebens- und Arbeitsbedingungen polnischer Zwangsarbeiter in Deutschland am Beispiel der Bielefelder Region

I. Einführung in die Problematik der Zwangsarbeit polnischer Bürger im Dritten Reich – Forschungsstand

In der Zeit des Zweiten Weltkrieges wurden über 2,8 Mio. polnische Bürger zur Zwangsarbeit im Dritten Reich herangezogen. Die Polen waren die zweitgrößte ausländische Arbeitergruppe im Dritten Reich. Von der bedeutenden Rolle der Beschäftigung von Polen in der nationalsozialistischen Wirtschaft zeugen nicht nur die großen Arbeiterzahlen, sondern auch die Tatsache, dass die Polen, chronologisch gesehen, die erste massenhaft nach Deutschland zu Zwangsarbeiten herangezogene nationale Gruppe waren. Die Beschäftigung von Polen in den Jahren 1939/1940 war für die nationalsozialistischen Arbeitsbehörden ein Experimentierfeld, das die Erarbeitung eines Zwangsarbeitsmodells ermöglicht hat, welches später auf andere nationale Gruppen übertragen wurde. Im Endeffekt entstand ein System von Leibeigenschaft und Sklavenarbeit, das alle Bereiche der deutschen Wirtschaft bediente und riesige Gewinne einbrachte.

In Polen war der Pionier der Forschung zum Thema Zwangsarbeit Władysław Rusiński, Historiker aus dem Posener Wissenschaftlerkreis. Man kann sagen, dass Posen derjenige Standort in Polen ist, der sich besonders auf diese Problematik spezialisiert hat. Professor Władysław Rusiński begann direkt nach dem Zweiten Weltkrieg mit seiner Forschungsarbeit. Eines der Ergebnisse war die zweibändige Studie mit dem Titel: *Die Lage polnischer Arbeiter im Dritten Reich und in den eingegliederten Gebieten während der Kriegsjahre 1939-1945*.¹

Obwohl diese Arbeit bereits in den fünfziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts veröffentlicht wurde, ist sie nach wie vor ein wertvolles Wissenskompendium der Zwangsarbeiterforschung. In der polnischen Geschichtsschreibung bleibt sie bis heute ein methodisches Vorbild. Tatsächlich

¹ Rusiński, W.: *Położenie robotników polskich w czasie wojny 1939-1945 na terenie Rzeszy i „Obszarów wcielonych”*, Cz. I: Poznań 1950, Cz. II: Poznań 1955.

vollzog sich die Intensivierung der Forschungsarbeit jedoch erst in den sechziger Jahren. Diese stand in direktem Zusammenhang mit der Tätigkeit folgender Forschungsstellen: dem West-Institut Posen, dem Schlesischen Institut in Opole, der Hauptkommission und verschiedenen Bezirkskommissionen für die Untersuchung der NS-Verbrechen.

Der Aktivität dieser Institutionen auf dem Gebiet der Forschung und Dokumentation ist eine große Anzahl von Veröffentlichungen zu verdanken, die um die Wende der sechziger und siebziger Jahren publiziert wurden. Es ist nicht zu übersehen, dass sich die Mehrzahl dieser Forschungsarbeiten auf die Analyse ausgewählter Fragenkomplexe konzentriert und auf die so genannten „eingegliederten Gebiete“ – die heutigen Westgebiete Polens, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den polnischen Staat eingegliedert wurden – beschränkt. Dies war ein natürliches Ergebnis des erschwerten Zutritts zu den Forschungsquellen, ein Mangel, der nur teilweise durch die in Posen herausgegebene Schriftenreihe „Documenta Occupationis“ ausgeglichen werden konnte.²

Einen Durchbruch und eine ganz neue Qualität im Bereich der genutzten Forschungsquellen stellte die Arbeit eines weiteren berühmten Vertreters der Posener historischen Schule – Czesław Łuczaks – dar. Er publizierte im Jahre 1974 eine Studie mit dem Titel: *Polnische Zwangsarbeiter im Dritten Reich während des Zweiten Weltkrieges*.³ Diese Veröffentlichung war der erste Versuch einer monographischen Gesamtbetrachtung des Einsatzes der polnischen Zwangsarbeiter im Dritten Reich. Danach sank die Zahl der Publikationen zu diesem Thema erheblich. Polnische Historiker hatten immer ein geringes Interesse an diesem Forschungsgegenstand. Diese Einstellung änderte sich sogar dann nicht, als die Regierung der Bundesrepublik Deutschland an die ehemaligen polnischen Zwangsarbeiter ein Entschädigungsgeld auszuzahlen begann. Die Kontroverse und die nationalen Diskussionen, die die internationalen Verhandlungen über die Höhe dieser Entschädigungen begleiteten,

² Pospieszalski, K. M.: *Hitlerowskie „prawo” okupacyjne. Wybór dokumentów. Cz. I: Ziemie „wcielone”, „Documenta Occupationis”, T. V, Poznań 1952; Pospieszalski, K. M.: *Hitlerowskie „prawo” okupacyjne. Cz. II: Generalna Gubernia, „Documenta Occupationis”, T. VI, Poznań 1958; Łuczak, C. (Hrsg.): *Wysiedlenia ludności polskiej na tzw. ziemiach wcielonych do Rzeszy 1939-1945, „Documenta Occupationis”, T. VIII, Poznań 1969; Łuczak, C. (Hrsg.): *Położenie polskich robotników przemysłowych w Rzeszy, 1939-1945, „Documenta Occupationis”, T. IX, Poznań 1975; Konieczny A.; Szurgacz, H. (Hrsg.): *Praca przymusowa Polaków pod panowaniem hitlerowskim 1935-1945, „Documenta Occupationis”, T. X, Poznań 1976.*****

³ Łuczak, C.: *Polscy robotnicy przymusowi w Trzeciej Rzeszy podczas II wojny światowej. Poznań 1974.*

hatten keinen Einfluss auf die Aktivität polnischer Historiker. Es gab hierauf keine Resonanz in der polnischen Geschichtsschreibung. Eine „neue“ Veröffentlichung war einzig die Neuauflage von Czesław Łuczaks Monographie unter einem neuen Titel und mit geringen Veränderungen des Inhalts.⁴ Im Jahr 2005 wurde noch ein Sammelband publiziert, der von Włodzimierz Bonusiak herausgegeben wurde (*Polnische Zwangsarbeiter im Dritten Reich*).⁵ Dieser hat jedoch den Charakter einer Kompilation und stellt keinen Fortschritt in der Forschung dar. Ferner könnten hier noch einige andere Publikationen genannt werden, die der Ertrag von Konferenzen zu dem Thema waren.

Ganz anders sieht der Forschungsstand in Deutschland aus. Das Interesse an dem Thema Zwangsarbeit stieg dort seit den achtziger Jahren kontinuierlich an. Es soll hier aber nicht auf Einzelheiten des wissenschaftlichen Werks west- und ostdeutscher Historiker eingegangen werden. Jedoch bietet es sich an, den ideologischen und politischen Einfluss der Teilung Deutschlands auf die Forschung zur Zwangsarbeit sowie generell zur Nazipolitik gegenüber den Völkern Mittel- und Osteuropas diesseits und jenseits der innerdeutschen Grenze zu untersuchen.

In den Bearbeitungen der DDR-Historiker wird der Zwangsarbeiter-einsatz für die natürliche Konsequenz der imperialistischen Politik des wilhelminischen Kaiserreichs gehalten. Als deren Fortsetzung wird der Einsatz von Gastarbeitern in der BRD angesehen. Diese Thesen vertritt die Monographie von Eva Seeber. Die Studie unter dem Titel *Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft* wurde im Jahr 1964 veröffentlicht.⁶ Trotz der oben genannten ideologischen Elemente ist festzuhalten, dass es wertvolle und intensive Forschungsarbeiten gab, die den Einsatz polnischer Zwangsarbeiter in seiner Bedeutung für die deutsche Landwirtschaft und Industrie einordneten. Auch die ersten Studien westdeutscher Historiker waren nicht frei von Mängeln und ideologischer Belastung. Nach Meinung von Gabriele Freitag – einer Vertreterin der jungen Historikergeneration – „konzentrieren sich [diese Studien] auf die pedantische Rekonstruktion des Rechtssystems, das die

⁴ Łuczak, C.: *Praca przymusowa Polaków w Trzeciej Rzeszy i na okupowanych przez nią terytoriach innych państw (1939-1945)*. Poznań 2001.

⁵ Bonusiak, W. (Hrsg.): *Polscy robotnicy przymusowi w Trzeciej Rzeszy*. Rzeszów 2005.

⁶ Seeber, E.: *Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft. Die Deportation und Ausbeutung polnischer Bürger unter besonderer Berücksichtigung der Lage der Arbeiter aus dem sogenannten Generalgouvernement 1939-1945*. Berlin (DDR) 1964.

ausländischen Arbeitskräfte betraf und das sich durch unüberlegte Bewertungskategorien auszeichnete.“⁷

Der wahre Wendepunkt war 1986 die Veröffentlichung der Monographie von Ulrich Herbert.⁸ Diese stützt sich auf imponierendes Quellenmaterial und erweitert das Fachwissen in bedeutender Weise. Dieses Werk kann als ein Musterbeispiel historiographischer Methodik bezeichnet werden. Sein Einfluss ist bei der Mehrheit der neuesten deutschen wissenschaftlichen Texte zum Thema Zwangsarbeit deutlich sichtbar. In der letzten Zeit konzentrieren sich die deutschen Studien, außer der Monographie von Mark Spoerer⁹, meistens auf örtliche und regionale Studien.¹⁰

In Deutschland wurden zahlreiche Monographien publiziert, die einzelne Branchen der deutschen Wirtschaft und sogar die konkreten Industriebetriebe, die Zwangsarbeiter beschäftigten, behandeln. Inmitten der zahlreichen Veröffentlichungen imponiert die monumentale, vielbändige Verlag-Serie: *Arbeitseinsatz und Zwangsarbeit im Bergbau*.¹¹

⁷ Diese Bemerkung betrifft die Studien: Ewerth, L.: *Der Arbeitseinsatz von Landesbewohnern besetzter Gebiete des Ostens und Südostens im Zweiten Weltkrieg*. Tübingen 1954; Pohlmann, H.: *Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in der Deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945*. Würzburg 1964. Vgl. Freitag, G.: *Zwangsarbeiter im Lipper Land. Der Einsatz von Arbeitskräften aus Osteuropa in der Landwirtschaft Lippes 1939-1945*. Bochum 1996, S. 8.

⁸ Herbert, U.: *Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880-1980. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter*. Berlin; Bonn 1986. Die Zweitausgabe dieses Buches erscheint ergänzt und unter dem neuen Titel: *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*. Bonn 1999.

⁹ Spoerer, M.: *Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939-1945*. Stuttgart; München 2001.

¹⁰ Man kann viele Beispiele örtlicher Studien nennen, z. B: Freitag, G.: *Zwangsarbeiter im Lipper Land* (s. Anm. 7); Heusler, A.: *Zwangsarbeit in der Münchener Kriegswirtschaft 1939-1945*. München 1991; Kössler, T.: „Arbeitseinsatz“ in der Mittelstadt. *Ausländische Arbeiter in Gütersloh 1933-1945*. Marienfeld 1996; Kühne, H. J.: *Kriegsbeute Arbeit. Der „Fremdarbeitereinsatz“ in der Bielefelder Wirtschaft 1939-1945*. Bielefeld 2002; Liedke, K.: *Geschichte der Zwangsarbeit in Braunschweig 1939-1945*. Braunschweig 1997; Stefanowski, V. M.: *Zwangsarbeit in Leverkusen. Polnische Jugendliche im I. G. Farbenwerk*. Osnabrück 2000.

¹¹ Seidel, H.-C.: *Der Ruhrbergbau im Zweiten Weltkrieg. Zechen – Bergarbeiter – Zwangsarbeiter*. Essen 2010 (Veröffentlichungen des Instituts für Soziale Bewegungen, Schriftenreihe C: *Arbeitseinsatz und Zwangsarbeit im Bergbau*, Band 7); Tenfelde, K.; Seidel, H.-C. (Hrsg.): *Zwangsarbeit im Europa des 20. Jahrhunderts. Bewältigung und vergleichende Aspekte*. Essen 2007 (Band 5); Urban, T. (Hrsg.): *Zwangsarbeit im Tagebau. Der Einsatz von Kriegsgefangenen und ausländischen Zivilarbeitern im mitteldeutschen Braunkohlenbergbau 1939 bis 1945*. Essen 2006 (Band 4); Rawe, K.: „...wir werden sie schon zur Ar-

Der von mir unternommene Versuch einer Rekonstruktion des Arbeitseinsatzes der polnischen Zwangsarbeiter im Bielefelder Gebiet lässt sich in die methodologischen Voraussetzungen der deutschen Geschichtsschreibung einordnen. Vor allem verfolgt er das Ziel, die für eine ausgewählte Region charakteristischen Elemente mit den allgemeinen Feststellungen von Historikern, die das Problem der Zwangsarbeit in ihrer Gesamtheit untersucht haben, zu verknüpfen.

Die Bielefelder Region (Bielefeld-Stadt und -Land) als ein mittelgroßes Industriezentrum mit einem gut entwickelten agrarwirtschaftlichen Hintergrund bildet ein hervorragendes Beispiel für die Funktionsweise des Zwangsarbeitsmodells in einer Mikro-Dimension. In meinen Forschungen konzentriere ich mich auf die polnischen Zwangsarbeiter und versuche die Feststellungen von H. J. Kühne, die alle Kategorien von Fremdarbeitern betreffen, zu ergänzen.

Die Beschäftigung mit der Geschichte der Fremdarbeiter beschränkt sich nicht nur auf den schmalen Kreis der Berufshistoriker, sondern stößt auch auf das Interesse anderer Personengruppen, wie auf das von Archivaren, Soziologen, „Geschichtsfreaks“ und lokalen Geschichtswerkstätten.¹² Das Thema ist auch Gegenstand vieler Schulprojekte, die aus dieser Arbeit einen bedeutenden Erkenntnisgewinn ziehen und von großer geschichtsdidaktischer Bedeutung sind.

Die grundsätzlichen Unterschiede in der Entwicklung der polnischen und der deutschen Forschung zum Thema Zwangsarbeit haben bis zum Ende der achtziger Jahre einen ideologischen und politischen Charakter. Zum Glück sind die Unterschiede nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs“ nur mehr methodologischer Natur und dem Zugriff auf unterschiedliche Quellen geschuldet. Die politische Öffnung und der allseits unbeschränkte Zugang zu den Quellen hat natürlich einen sehr positiven Einfluss auf die Forschung auf beiden Seiten.

Erwähnenswert ist die deutsche Dominanz in diesem Bereich sowie die allgemeine Intensivierung der Forschungsarbeit zu diesem Thema, die zweifellos zur deutsch-polnischen Verständigung in der Aufarbeitung der Geschichte beiträgt.

beit bringen!“ Ausländerbeschäftigung und Zwangsarbeit im Ruhrkohlenbergbau während des Ersten Weltkriegs. Essen 2005 (Band 3); Seidel, H.-C.; Tenfelde, K. (Hrsg.): *Zwangsarbeit im Bergwerk. Der Arbeitseinsatz im Kohlenbergbau des Deutschen Reiches und der besetzten Gebiet im Ersten und Zweiten Weltkrieg.* Essen 2005 (Band 1).

¹² Zum Beispiel kann ich auf folgende interdisziplinäre Studie hinweisen: Seichter, C.; Pütz, H. G.; Rengstorf, F. (Hrsg.): *Zwangsarbeit in Ostwestfalen und Lippe 1939-1945. Stand der Forschung, Spurensuche vor Ort, Umsetzung im Unterricht.* Essen 2002.

II. Die Entstehungsgeschichte der Zwangsarbeit (1914-1939)

Die Geschichte der Zwangsarbeit ist in den Zeiten des wilhelminischen Kaiserreichs verwurzelt. Ich möchte nur auf die Regelungen für Saisonarbeiter an der Wende des neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert hinweisen. Vorschriften über Karenzzeit und Inlandslegitimationszwang schützten vor allem die Interessen von Arbeitgebern und stellten diskriminierende Einschränkungen für die polnischen Saisonarbeiter dar.¹³

In der Zeit des Ersten Weltkrieges wurde *Zwangsarbeit* eine unbestrittene Tatsache. Bei Kriegsausbruch erließ das preußische Kriegsministerium eine Anweisung, die ausländischen Arbeitern die Heimkehr verbot. Definitiv seit Oktober 1914 konnte kein polnischer Arbeiter Deutschland ohne Zustimmung der zuständigen Behörden verlassen.¹⁴

Überdies führten die lokalen Verwaltungsbehörden eine Reihe von Beschränkungen der persönlichen Freiheiten der polnischen Arbeiter ein.

Mittel wie zum Beispiel Deportationen zur Zwangsarbeit, die Verhaftung bei Arbeitsverweigerung, die Wegnahme von Lebensmitteln, die Inhaftierung in Lagern, die Ausstattung der Polizei mit Sonderrechten, die Kennzeichnung der ausländischen Arbeiter mit Erkennungszeichen waren keine Erfindungen des Nationalsozialismus.

Die Machtübernahme und der Beginn der NS-Herrschaft bedeuteten eine grundsätzliche Änderung auf dem deutschen Arbeitsmarkt. Die Verfügungen und die Gesetze aus dem Jahr 1934, die dazu dienten, die Kontrolle der Arbeiter zu verbessern, bildeten die Rechtsgrundlage für die neue Form der deutschen Wirtschaft. Insbesondere betraf das den militarisierten Beschäftigungsstatus in Rahmen des Reichsarbeitsdienstes (RAD).¹⁵

Das neue Propaganda-Porträt des „Soldaten der Arbeit“ enthielt neben den ideologischen Aspekten *de facto* alle negativen Seiten eines dem militä-

¹³ Vgl. Westerhoff, C.: *Zwangsarbeit im Ersten Weltkrieg. Deutsche Arbeitskräftepolitik im besetzten Polen und Litauen*. Paderborn 2012, S. 40.

¹⁴ In dem Moment des Kriegsausbruchs arbeiteten im Deutschen Reich über 300.000 polnische Arbeitskräfte aus Russland und Österreich-Ungarn, vgl. Herbert, U.: *Geschichte der Ausländerbeschäftigung* (s. Anm. 8), S. 86; Łuczak, C.: *Od Bismarcka do Hitlera. Polsko-niemieckie stosunki gospodarcze*. Poznań 1988, S. 136.

¹⁵ Die Pflicht zum Reichsarbeitsdienst betraf anfangs die männliche Jugend zwischen 18 und 25 Jahren. Im Laufe der Zeit ist der Reichsarbeitsdienst auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt worden. Die Laufzeit des Dienstes wurde ähnlich von sechs Monaten bis auf ein ganzes Jahr verlängert. In den Jahren 1935/1936 dienten im RAD etwa 200.000 Menschen, und diese Zahl wuchs zusehends. Vgl. hierzu Łuczak, C.: *Dzieje gospodarcze Niemiec 1871-1945*. Poznań 1984, S. 30.

rischen Prinzip von Befehl und Gehorsam unterworfenen Status als Arbeitskraft.¹⁶

Tatsächlich war die Lage der deutschen Arbeiter, die das Programm der öffentlichen Arbeiten realisierten, oftmals menschenunwürdig. Das kann man sagen in bezug auf: die skandalösen Bedingungen der Unterkunft, eine schlechte Verpflegung, die begrenzten Freiheiten, die übermäßige Ausbeutung der menschlichen Arbeitskräfte, die außerdem zu häufigen Unfällen führte etc.¹⁷ Ulrich Herbert stellt auf Grund der Analyse der sozialen Lage der „Soldaten der Arbeit“ des RAD und anhand der Autobahnarbeiter die These auf, dass dies in vieler Hinsicht ein „Vorgesmack“ auf das Schicksal der Zwangsarbeiter im Deutschen Reich nach 1939 gewesen sei.

Der zivile, arbeitslose deutsche Arbeiter wurde zum „Soldaten der Arbeit“ – der zivile ausländische Arbeiter aus einem unterworfenen Land konnte schon von daher nicht mehr als eine Art „Kriegsgefangener der Arbeit“ werden; in die Barackenlager von RAD und RAB zogen ab 1939 dann auch ausländische Kriegsgefangene und Fremdarbeiter ein.¹⁸

Das Jahr 1936 war die wesentliche Zäsur für die Entwicklung der deutschen Wirtschaft. Auf der einen Seite schließt dieses Jahr die Etappe ab, die Arbeitslosigkeit auf das Niveau von 1929 zurückzuführen, andererseits beginnt die Intensivierung der Kriegsvorbereitung, die mit der Verwirklichung der Voraussetzungen des Vierjahresplanes auf die Wirtschaft zielt.¹⁹

Die zunehmende Produktion von Rüstungsgütern führte bald zu den Symptomen eines bedeutenden Mangels an strategischen Rohstoffen, an Devisen und auch an Arbeitskräften.²⁰ Diesen Zusammenhang fängt der in der

¹⁶ Vgl. Schütz, E.; Gruber, E.: *Mythos Reichsautobahn. Bau und Inszenierung der „Straßen des Führers“ 1933-1941*. Berlin 1996, S. 52 ff.; von Prollius, M.: *Das Wirtschaftssystem der Nationalsozialisten 1933-1939. Steuerung durch emergente Organisation und politische Prozesse*. Paderborn 2003, S. 258.

¹⁷ Es gab Fälle, dass in 13 m² großen Baracken 10 Männer übernachteten. Es fehlte an Sanitäreinrichtungen, die Wasser- und Nahrungsmittelversorgung war unzureichend. Vgl. Schütz, E.; Gruber, E.: *Mythos Reichsautobahn* (s. Anm. 16), S. 68 f.

¹⁸ Vgl.: Herbert, U.: *Fremdarbeiter* (s. Anm. 8), S. 48.

¹⁹ Eichholtz, D.: *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945*, Band I: 1939-1941, München 1999, S. 16.

²⁰ Im Jahr 1935 führte die deutsche Industrie unter den benötigten Rohstoffen 96% des Kautschuks, 95 % des Zink-Erzes, 85 % des Kupfers und Bleis und 75% des Nickels ein. Die Defizite im Bereich von Kraftstoffen beliefen sich insgesamt auf ca. 66 % des Gesamtbedarfs, vgl. Łuczak, C.: *Dzieje gospodarcze* (s. Anm. 15), S. 127.

Fachliteratur oft wiederholte Slogan ausgezeichnet ein: *von der Arbeitslosigkeit zum Arbeitskräftemangel*.²¹

Die logische Folge der hartnäckigen Suche nach personellen Ressourcen war der Versuch, auf das nicht ständig genutzte Potenzial zurückzugreifen – die deutschen Frauen. Jedoch spannte die nationalsozialistische Ideologie über den Frauen erfolgreich einen Schutzschirm aus, sodass nicht einmal die Realitäten des totalen Krieges nach der Niederlage von Stalingrad die Frauenerwerbstätigkeit in der Ökonomik des Drittes Reich radikal intensivierten.

Ganz ähnlich gab es anfangs auch ideologische Bedenken, die zu einer Einschränkung bei der Entwicklung des Arbeitseinsatzes von Ausländern führten. Der Zustrom der Fremdarbeiter nach Deutschland zwischen 1933 und 1939 blieb in der Folge der feindlichen Politik der neuen Mächte gegenüber Ausländern marginal.²²

Der Anschluss Österreichs brachte für die überhitzte deutsche Wirtschaft eine zeitweilige Erleichterung mit sich. Rund 100.000 landwirtschaftliche Arbeitskräfte, darunter 10.000 Facharbeiter, wurden nach Deutschland zwangsverpflichtet.²³ Die Annexion der tschechischen Sudeten im März 1939 und die Kontrolle des Protektorats Böhmen und Mähren verbesserten die Rüstungslage der deutschen Kriegsökonomie erheblich. Neben der hochentwickelten tschechischen Rüstungsindustrie standen dem deutschen Arbeitsmarkt jetzt zahlreiche qualifizierte Facharbeiter zur Verfügung. Bis Juni 1939 wurden 40.000 von ihnen nach Deutschland angeworben.²⁴

Mit dem Erlass der Polizei vom 26. Juni 1939, der die Fälle „Arbeitsverweigerung“, politische Betätigung oder „sonstige staatsfeindliche Einstellung“ betraf, erfolgte der erste Eingriff in den Rechtsstatus von Ausländern. Falls die oben genannten Vergehen festgestellt wurden, sollte die Polizei mit aller Schärfe gegen die Beschuldigten vorgehen und Schutzhaft gegen Ausländer beantragen. Damit wurde die Grundlage für das System des „Sonderrechts“ geschaffen, das die Tschechen außerhalb der deutschen Rechtsordnung stellte.²⁵

²¹ Herbert, U.: *Fremdarbeiter* (s. Anm. 8), S. 45.

²² Die Gesamtzahl ausländischer Staatsangehöriger, die in den Jahren 1918-1936 in Deutschland arbeiteten, betrug nie mehr als 250.000 pro Jahr. Vgl. Herbert, U.: *Fremdarbeiter* (s. Anm. 8), S. 56.

²³ In Österreich betrug die Zahl der Arbeitslosen zu dieser Zeit ca. 400.000 Personen, vgl. Tootze, A.: *Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus*. München 2008, S. 291.

²⁴ Vgl. Herbert, U.: *Fremdarbeiter* (s. Anm. 8), S. 69; Overy, R. J.: *War and Economy in the Third Reich*. Oxford 1994, S. 196 ff.

²⁵ Vgl. Herbert, U.: *Fremdarbeiter* (s. Anm. 8), S. 73.

Noch zum Jahreswechsel 1938/1939 wurde die Massenbeschäftigung von Ausländern in Deutschland aufgrund eines rein ideologischen Standpunktes kritisiert, und es wurde kein langfristiges Konzept entwickelt, das die deutschen Behörden auf einen umfangreicheren Arbeitseinsatz von Ausländern vorbereitet hätte. Der Masseneinsatz von Ausländern lag allerdings in der Tradition und Logik des preußischen Imperialismus. Wir müssen außerdem die Militarisierung der Arbeitsbeziehungen im Dritten Reich, den Ausbau der Arbeitsverwaltung und die ideologische Geprägtheit der Polizeiorgane berücksichtigen.

Zwar haben die ideologischen Barrieren sogar noch nach Kriegsausbruch zu einer Spaltung in den Entscheidungsgremien geführt, aber bei Hitler lässt sich schon früher die Idee der Entwicklung eines Systems der Zwangsarbeit finden. Anfang der dreißiger Jahre kündigte Hitler sehr deutlich die Entwicklung eines Systems der Sklaverei in Europa an.²⁶ So kann man sagen, dass es von Beginn an ein klares und geplantes Ziel des Nationalsozialismus war, bestimmte andere Völker auf die Rolle einer „Sklavenschicht“ zu beschränken.

III. Beschäftigungsentwicklung, Lebens- und Arbeitsbedingungen polnischer Zwangsarbeiter in Deutschland am Beispiel der Bielefelder Region

Bielefeld-Stadt hatte im Jahr 1939 etwa 125.500 Einwohner, und mit 500 Industrieanlagen war es eine mittelgroße Industriestadt. Eine bedeutende Rolle in der Wirtschaftsstruktur des untersuchten Gebietes spielte die zum Landkreis Bielefeld gehörende Gemeinde Brackwede.²⁷ Wegen der vielen hier angesiedelten Unternehmen trug Brackwede auch den Namen „Industriedorf“.

In den zum Kreis gehörenden Dörfern lebten circa 72.200 Einwohner.²⁸ In der Zwischenkriegszeit bildete sich ein sehr differenziertes Wirtschaftsprofil der Region heraus.

Neben dem traditionell ältesten lokalen Produktionssektor, der Spinnerei, entwickelte sich auch die Bekleidungsindustrie dynamisch. Aber die damals

²⁶ Vgl. Rauschnig, H.: *Rozmowy z Hitlerem*. Warszawa 1994, S. 51-53; Jastrzębowski, W.: *Gospodarka niemiecka w Polsce 1939-1944*. Warszawa 1946, S. 67, 70 f.

²⁷ Vgl. Kettermann, G.: *Kleine Geschichte der Bielefelder Wirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Bielefeld 1985, S. 197 f.

²⁸ Der Landkreis Bielefeld bestand aus den nachstehenden Verwaltungseinheiten: Amt Brackwede, Amt Gadderbaum, Amt Heepen, Amt Jöllenbeck, Amt Dornberg. Die größten Gemeinden waren Brackwede (33.454 Personen im Jahr 1939) und Heepen (17.586), in den anderen Gemeinden wohnten jeweils unter 10.000 Einwohner, siehe Stadtarchiv Bielefeld (Abk. StABi), Amt Heepen, Nr. 96.

dominierende Branche der industriellen Herstellung war die Metallindustrie, insbesondere die Nähmaschinen- und Fahrradproduktion, die in den Jahren 1927/1928 etwa 19% der gesamten deutschen Inlandsproduktion ausmachte.²⁹ Wenn wir über die Entwicklung der Bielefelder Industrie sprechen, dürfen wir die Nahrungsmittelindustrie nicht vergessen. Bereits damals vertrat die Firma „Dr. Oetker“ die Stadt auf dem Weltmarkt. Schließlich sollte erwähnt werden, dass in der Stadt in jener Zeit auch die chemische und die Papierindustrie florierten. Die Bielefeld umgebenden Dorfgemeinden, darunter das schon erwähnte Brackwede, hatten ein ausgeprägtes Agrarprofil und versorgten die Region mit Nahrungsmitteln.

Im Verlauf des Prozesses, der die deutsche Ökonomie der Kriegsplanung unterwarf, folgte die Bielefelder Wirtschaft den gleichen Trends, die im gesamten Deutschen Reich sichtbar wurden. Schon in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre beteiligten sich viele örtliche Unternehmen maßgeblich an der Rüstungsproduktion.³⁰ Im Bezug auf den Mangel an Arbeitskräften kann man feststellen, dass seit 1935 auf dem lokalen Arbeitsmarkt Spannungstendenzen ersichtlich waren. Das betraf hauptsächlich die Metallindustrie und die spezialisierte Maschinenproduktion. Trotz der weiterhin bestehenden Arbeitslosigkeit, die eine langfristige Konsequenz der Weltwirtschaftskrise war, begann zwischen den lokalen Betrieben der „Konkurrenzkampf um die Fachleute“. Ein Element, das den Arbeitskräftemangel in der Rüstungsproduktion belegte, waren Probleme mit der Durchführung von Aufträgen, die man in erster Linie durch die Verlängerung der Arbeitszeit zu lösen versuchte. Eine andere Abhilfemöglichkeit war die Wiederbeschäftigung von Frauen, die im Rahmen der nationalsozialistischen Methoden der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit entlassen worden waren.³¹

Der Feldzug in Polen zeigte die Probleme des Mangels an Arbeitskräften mit voller Schärfe auf. Im September 1939 fehlten der deutschen Wirtschaft etwa 1.5 Mio. Industriearbeiter. Überdies war auch die Landwirtschaft stark

²⁹ Vgl. Ditt, K.: „Von der Industriellen zur Dienstleistungs-Ökonomie. Wirtschaftsgeschichte Bielefelds im 19. und 20. Jahrhundert.“ In: Beaugrand, A. (Hrsg.): *Stadtbuch Bielefeld 1214-2014. Tradition und Fortschritt in der ostwestfälischen Metropole*. Bielefeld 1996, S. 490.

³⁰ Zu den wichtigsten Firmen, die mit der Rüstungsproduktion verbunden waren, gehörten die „Anker-Werke“, die „Dürkopp-Werke“, „Kochs Adler Nähmaschinen“, „Phoenix Nähmaschinen“, die „Kammerich-Werke“, die „Bentler-Werke“, „A.W. Kisker“, „Ruhrstahl“. Vgl. Paul, H.; Pigel, F.: „Unter dem Faschismus. Arbeiter ohne Gewerkschaften.“ In: Brenneke, G.; Klönne, A.; Lienker, H.; Vogt, W. (Hrsg.): *„Es gilt, die Arbeit zu befreien“*. *Geschichte der Bielefelder Gewerkschaftsbewegung*. Köln 1989, S. 319.

³¹ Vgl. ebd., S. 314.

vom Arbeitskräftemangel betroffen.³² Die Situation war extrem ernst wegen der Bedeutung der Herbstarbeiten und der Bedrohung der Ernte. Noch während der Feldzug andauerte, wurde entschieden, Kriegsgefangene zu beschäftigen, damit die erforderlichen Arbeiterzahlen erreicht werden konnten.

Das erste Kontingent an polnischen Kriegsgefangenen wurde der Bielefelder Region schon am 21. Oktober 1939 zur Verfügung gestellt. Dieser Transport bestand aus 450 Personen und wurde auf die Bielefelder Gemeinden Halle und Wiedenbrück aufgeteilt.³³ Die Kriegsgefangenen wurden in streng bewachten Lagern untergebracht, die in erster Linie in der Gemeinde Brackwede (Senne I, Isselhorst) entstanden. In der Stadt wurde ein Lager in Schildesche errichtet.³⁴

Die Art und Weise, wie das zuletzt genannte Lager in der Gastwirtschaft „Vadder Ertel“ an der Engerschen Straße 169 eingerichtet wurde, war ein Beispiel dafür, wie die existierende Infrastruktur genutzt wurde. Eine Schlüsselrolle spielte dabei die Kreisbauernschaft.³⁵ Wie sich aus einer Stellungnahme des Innenministeriums (1. November 1939) ergibt, waren Fälle unzureichender Beteiligung der Landräte bei der Unterbringung von Kriegsgefangenen-Arbeitskommandos keine Seltenheit, auch nicht in den anderen Provinzen.³⁶ Nach einer Meldung aus der Kreisbauernschaft waren zu Beginn des Monats März 1940 in den zu Bielefeld gehörenden Gemeinden sieben Lager vorhanden, in denen 185 polnische Kriegsgefangene untergebracht waren.³⁷

Die Arbeitsproduktivität der Kriegsgefangenen war gut, und die Bauern waren mit deren Arbeitseinsatz zufrieden.³⁸ Die polnischen Gefangenen wurden in nicht zu großen Mehrpersonengruppen auf die einzelnen Bauernhöfe verteilt. Die Beschäftigung der Kriegsgefangenen in der Bielefelder Region

³² Vgl. Herbert, U.: „Zwangsarbeit im ‚Dritten Reich‘. Kenntnisstand, offene Fragen, Forschungsprobleme.“ In: Reininghaus, W.; Reimann, N. (Hrsg.): *Zwangsarbeit in Deutschland 1939-1945. Archiv- und Sammlungsgut. Topographie und Erschließungsstrategien*. Bielefeld 2001, S. 18.

³³ Siehe die Ausgabe der *Westfälischen Neusten Nachrichten* vom 23.10.1939.

³⁴ Vgl. Vogelsang, R.: *Im Zeichen des Hakenkreuzes. Bielefeld 1939-1945*. Bielefeld 1986, S. 177.

³⁵ StABi, Stadtbauamt, Nr. 64. Dokumentensammlung betreffend die Einrichtung eines Kriegsgefangenenlagers im Schildesche.

³⁶ StABi, Stadtbauamt, Nr. 64, Schreiben des Reichsministers des Innern vom 4.11.1939.

³⁷ Vgl. Kallmeyer, J.: *Ungeliebte Dornberger Geschichte. Dornberg in den Jahren 1933-1945*. Bielefeld 1988, S. 43; Vogelsang, R.: *Im Zeichen des Hakenkreuzes* (s. Anm. 34), S. 175 f.

³⁸ Vgl. Vogelsang, R.: *Im Zeichen des Hakenkreuzes* (s. Anm. 34), S. 177; Kühne, H. J.: „Die Stadt Bielefeld und die Entschädigung ihrer Zwangsarbeiter.“ In: *86. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg*. Bielefeld 2000, S. 97.

um die Jahreswende 1939/1940 beschränkte sich auf Arbeiten in der Landwirtschaft.

Obwohl es Empfehlungen seitens der Regierungsbehörden gab, eine Reihe der Kriegsgefangenen zu den Meliorationsarbeiten abzustellen, erklärte der Bielefelder Oberbürgermeister:

(...) sie sind dringend nötig in den Bauernhöfen und können nicht zu den anderen Arbeiten befreit werden.³⁹

Wiewohl die Arbeit der Kriegsgefangenen von großem Nutzen war, reichte sie angesichts des wachsenden Mangels an Arbeitskräften in der deutschen Landwirtschaft nicht aus.

Der steigende Arbeitskräftebedarf wurde durch die neuen Anwerbungen zur Wehrmacht, die sich auf einen Westfeldzug vorbereitete, weiter verschärft. Im Zusammenhang hiermit verlangten die lokalen Behörden vom Regierungspräsidenten, die Erwerbsquote der polnischen Zivilarbeiter dringend zu erhöhen. Zum Jahresende 1939 arbeiteten in ganz Westfalen ungefähr 1.000 polnische Zivilarbeiter.⁴⁰ Diese unzureichende Zahl befriedigte den wachsenden Bedarf der westfälischen Wirtschaft nicht. Anfang des Jahres 1940 meldete der Präsident des Arbeitsamtes Westfalen einen Bedarf an polnischen Arbeitern von schätzungsweise 16.500 Personen.⁴¹

Auf einer Konferenz, die am 19. März 1940 in Münster stattfand, wurden die mit der Behandlung der polnischen Landarbeiter verbundenen Einzelheiten, Fragen der Unterkünfte und andere technische Probleme erörtert. Die Behörden der Provinz, NSDAP und Arbeitsamt-Vertreter legten Vorschriften fest, denen zufolge die polnischen Zivilarbeiter in dem Gebiet Westfalens in geschlossenen Lagern festgehalten werden sollten. Dabei empfahl man, dass die Entfernung vom Lager zum Arbeitsplatz nicht übermäßig groß sein sollte. Die Entscheidungsträger nahmen das Problem der Kontrolle der Bauernhöfe, in denen Polen beschäftigt waren, sehr ernst. Zu diesen Aufgaben sollten Parteimitglieder abgeordnet werden. Bezüglich weiterer Details zu dieser Frage würden Landräte und NSDAP-Kreisleiter zu einer Einigung gelangen.⁴²

³⁹ StABi, Stadtbauamt Nr. 64. Schreiben des Oberbürgermeisters Bielefeld an den Regierungspräsidenten vom 22.11.1939.

⁴⁰ Diese Zahl nannte der Präsident des Landesarbeitsamtes in einem Schreiben an den Kommandanten des Stalag VI D (Dortmund) vom 4.12.1939, StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr. 205/051.

⁴¹ Staatsarchiv Detmold (Abk. STADt), M1IP, Nr. 1669. Bedarfsliste der Landesarbeitsämter an polnischen Landarbeitern.

⁴² STADt, M1IP, Nr. 1669. Protokoll der Konferenz in Münster vom 19.3.1940.

Die Realität des Arbeitseinsatzes polnischer Zwangsarbeiter wich grundlegend von den Bestimmungen auf der Ebene der Provinzbehörden ab. Die erste grundsätzliche Frage, die sich wesentlich von den oben vorgestellten Bestimmungen unterschied, war die Zahl der Fremdarbeiter. Im Frühjahr 1940 wurden nur 12.152 Polen endgültig nach Westfalen verbracht.⁴³ Das Arbeitsamt in Bielefeld beantragte die Zuführung von insgesamt 5.770 Personen, woraufhin der Leiter des Arbeitsamtes Detmold antwortete, dass man nur mit 1.250 polnischen Arbeitern rechnen könne.⁴⁴ Die Fortschritte bei der Verwirklichung der Abstellung ausländischer Arbeiter waren ungewöhnlich langsam. Bis zum März 1940 wurden in Bielefeld-Stadt und -Land nur 52 polnische Zivilarbeiter eingesetzt.⁴⁵

Der Landrat in Bielefeld teilte Mitte Mai den Regierungsbehörden mit, dass in den ihm unterstellten Gemeindeämtern insgesamt 157 polnische Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt seien.⁴⁶

Die nächste Abweichung von den Bestimmungen, die auf Regierungsebene getroffen worden waren, war die Unterbringung der polnischen Arbeiter. Sie wohnten vorwiegend bei den einzelnen Arbeitgebern. Dies war eine übliche Folgewirkung der großen räumlichen Trennung zwischen den Lagern und den landwirtschaftlichen Haushalten sowie der erheblichen Kosten der Lagerinfrastruktur.

Zum Aspekt der Arbeitsproduktivität der polnischen Arbeiter gibt die Mitteilung des Bielefelder Landrates Auskunft, die sich auf die Meldungen aus einzelnen Gemeinden bezog und auch positive Stellungnahmen enthielt. Aber es gab noch immer Probleme, die als „Schwierigkeiten bei der Anpassung an die zugewiesenen Aufgaben“ definiert wurden. Erstens ergab sich dies daraus, dass die polnischen Arbeiter über keine ausreichenden Kenntnisse der deutschen Sprache verfügten. Vom Bürgermeister der Gemeinde Dornberg wurde an den dort arbeitenden Polen dementsprechend Kritik geübt.⁴⁷ Es stellte sich heraus, dass diese in Kalisz angeworben worden waren

⁴³ Strottdrees, G.: *Fremde in Westfalen. Zur Geschichte der Ein- und Auswanderung von 1200 bis 1950*. Münster; Hiltrup 1996, S. 94; Kühne, H. J.: *Kriegsbeute Arbeit* (s. Anm. 10), S. 22.

⁴⁴ StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr. 205/051. Schreiben des Regierungspräsidenten an den Landrat in Bielefeld; STADT, M1IP Nr 1669. Bedarfsliste der Landesarbeitsämter an polnischen Landarbeitern.

⁴⁵ Kühne, H. J.: *Kriegsbeute Arbeit* (s. Anm. 10), S. 45.

⁴⁶ StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr 205/051. Bericht des Landrates in Bielefeld an den Regierungspräsidenten in Minden vom 26.5.1940.

⁴⁷ StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr 205/051. Bericht des Bürgermeisters der Gemeinde Dornberg an den Landrat in Bielefeld vom 22.5.1940.

und keine Erfahrungen mit landwirtschaftlicher Arbeit hatten.⁴⁸ Die übrigen Gemeindeämter konnten auf Arbeiter zurückgreifen, die vorwiegend ländlicher Herkunft waren.

Wie bereits angesprochen wurde, betraf die erste Phase der Beschäftigung polnischer Arbeitskräfte im Kreis Bielefeld vor allem die Landwirtschaft. Die Situation änderte sich aber im Frühling 1940, da die lokalen Industriebetriebe damit begannen, sich auf „billige Arbeitskräfte“ auszurichten. Ein beachtlicher Zuwachs bei der Beschäftigung von Zwangsarbeitern in Bielefeld führte zu zunehmenden Gründungen neuer Lager für Fremdarbeiter. Im Sommer 1940 existierten 9 Lager in Bielefeld-Stadt und -Land, die zu einzelnen Industriebetrieben oder zur *Deutschen Arbeitsfront* gehörten.⁴⁹

Seit Anfang des Jahres 1942 kann man von einer *Massenbeschäftigung* von Zwangsarbeitern sprechen. Dies war mit der Anwerbung sowjetischer Zivilarbeiter verbunden. Später dominierten die Ostarbeiter gegenüber verschiedenen anderen nationalen Gruppen.

Im Jahr 1943 bestanden im untersuchten Bereich schon mehr als 150 Lager für Zwangsarbeiter. Ein Jahr später erhöhte sich diese Zahl auf 206 Lager.⁵⁰ Nach Ansicht von Hans-Jörg Kühne beschäftigten allein in Bielefeld-Stadt 142 Betriebe Zwangsarbeiter.⁵¹ Am 17. Februar 1945 waren in den Lagern in Bielefeld-Stadt 554 Polen als Zwangsarbeiter im Einsatz, doch hierunter waren nur 51 Personen in Privathaushalten untergebracht.⁵² Diese Zahlen zeigen auch die Beschäftigungsstruktur der polnischen Arbeiter in Bielefeld. Polen, die in der Industrie arbeiteten, wurden in den meisten Fällen in Lagern untergebracht. Die polnischen Arbeiter, die in der Landwirtschaft, im Handwerk oder im Handel beschäftigt waren, wurden in Privatquartieren unterbracht.

Eine vollständige Rekonstruktion der Daten im Bereich der Beschäftigungsentwicklung von polnischen Arbeitern in der Bielefelder Region ist aufgrund der Lücken im Quellenmaterial aber schwierig. Die verfügbaren Daten lassen es zu, die Gesamtzahl von polnischen Zwangsarbeitern in Bielefeld und in den Dorfgemeinden im Bielefelder Land auf mindestens 1.404 zu schätzen. Diese Zahl gibt jedoch den tatsächlichen Umfang von polnischer

⁴⁸ StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr 205/051. Bericht des Landrates in Bielefeld an den Regierungspräsidenten in Minden vom 26.5.1940.

⁴⁹ StABi, Geschäftsstelle XII, Nr. 798, Fremd- und Zwangsarbeiter (1933-1948).

⁵⁰ Schwarze, G.: *Kinder, die nicht zählen. Ostarbeiterinnen und ihre Kinder im Zweiten Weltkrieg*. Essen 1997, S. 67.

⁵¹ Vgl. Kühne, H. J.: *Kriegsbeute Arbeit* (s. Anm. 10), S. 207.

⁵² StABi, Geschäftsstelle XII, Nr. 798.

Zwangsarbeit in der Region nicht zuverlässig wieder; sie stellt eher den minimalen Rahmen dar, von dem man bei den Schätzungen ausgehen sollte.⁵³

Eine detaillierte Analyse der lokalen Beschäftigungsstruktur zeigt, dass ca. 40% der geschätzten 1.404 polnischen Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft arbeiteten. Dieser Prozentsatz unterscheidet sich weitgehend vom Landesdurchschnitt, der 66,7% betrug.⁵⁴ Während des Krieges wurden polnische Arbeitskräfte in der Bielefelder Region auf ca. 286 Bauernhöfen eingesetzt.⁵⁵ In der Industrie wurden Polen wiederum, trotz eines hohen Prozentsatzes bei der Beschäftigung allgemein, von anderen Nationen dominiert – und das nicht nur von den sogenannten „Ostarbeitern“, sondern auch von Franzosen, Belgiern und Italienern. Diese Tatsache gehörte jedoch nicht zur lokalen Spezifik, sondern spiegelte Abhängigkeiten wider, die man allgemein bei der Beschäftigung von Ausländern in der deutschen Wirtschaft feststellen konnte. Die Bielefelder Metallindustrie beschäftigte, ähnlich wie dies allgemein im Deutschen Reich der Fall war, vor allem Arbeiter aus den Gebieten der Sowjetunion und darüber hinaus Franzosen, Belgier und Italiener.⁵⁶

Dies hing wiederum mit der Anwerbung von qualifizierten Arbeitern zusammen, die für die industrielle Produktion unentbehrlich waren. Polen, die größtenteils aus ländlichen Gebieten stammten, waren den Anforderungen der Bielefelder Metallindustrie nicht immer gewachsen. Ein extremes Beispiel dafür können Daten aus den „Dürkopp-Werken“ liefern. Unter den 2.127 ausländischen Arbeitern, die dort im Februar 1945 beschäftigt waren, gab es knapp 1% Polen.⁵⁷ Ähnlich gestaltete sich auch die Beschäftigung von Polen in den Werken der Metallindustrie in Brackwede. In Firmen wie „Ruhrstahl“ oder den „Kammerich-Werken“, die im allgemeinen je über 1.000 Ausländer beschäftigten, waren Polen kaum zu finden. Lediglich ein Vertreter der Textilbranche, die „Spinnerei Vorwärts“, stellte eine Rekordzahl von Polen ein,

⁵³ Die Zahl der Polen stellte sich in einzelnen Verwaltungseinheiten wie folgt dar: Bielefeld etwa 600 Personen, Brackwede 510, Heepen 155, Dornberg 66, Jöllenbeck 52, Gadderbaum 21. Eigene Berechnungen nach STADt, MII R, Nr. 11, 12, 13, 14; StABi, Geschäftsstelle XII, Nr. 798; Amt Brackwede, Nr. B 130, Nr. B 131; Karteikästen mit Meldenkarten A-P, A-L; Amt Gadderbaum, Nr. 205/05, Nr. 205/51; Amt Heepen, Nr 96, 106, 113, 114, 115, 116, 117, 120, 121, 335, 336, 338, 339, 553, 960; 4251; Nachlass Kuehlwein, Nr. 5. Amt Jöllenbeck, Nr. 383, 384, 385; Die Zahl Polen in Amt Dornberg nach: Kallmeyer, J.: *Ungelebte Dornberger Geschichte* (s. Anm. 37), S. 43.

⁵⁴ Vgl. Herbert, U.: „Statistische Tabellen zur Zwangsarbeit im ‚Dritten Reich‘.“ In: Barwig, K.; Saathoff, G.; Weyde, N. (Hrsg.): *Entschädigung für NS-Zwangsarbeit. Rechtliche, historische und politische Aspekte*. Baden-Baden 1998, S. 337.

⁵⁵ Vgl. Kühne, H. J.: *Kriegsbeute Arbeit* (s. Anm. 10), S. 207.

⁵⁶ Vgl. Herbert, U.: *Fremdarbeiter* (s. Anm. 8), S. 315.

⁵⁷ StABi, Nachlass Kuehlwein, Nr. 5.

und zwar 86 Arbeiter, die vor allem aus den traditionell mit der Textilindustrie verbundenen Gebieten Łódź und Pabianice herangebracht worden waren.⁵⁸ Der Anteil der Polen unter den Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen in Bielefeld-Stadt und -Land machte nur ca. 9% der Gesamtzahl aus, die nach Hans-Jörg Kühne 16.515 Personen umfasste, davon 14.721 Zivilarbeiter und 1.794 Kriegsgefangene. Nichtsdestoweniger waren die Polen zahlenmäßig die zweitstärkste nationale Gruppe.⁵⁹

Die lokale Politik gegenüber den polnischen Zwangsarbeitern verfolgte von Anfang an zwei Ziele: erstens, die Ausländer möglichst genau von der deutschen Gesellschaft zu isolieren und zweitens, Rassendiskriminierung zu betreiben. Direkt nach der Ankunft des ersten Transportes mit polnischen Kriegsgefangenen lieferte die Bielefelder Presse nicht nur einen Bericht über dieses Ereignis, sondern auch erste Ratschläge, wie sich die lokale Bevölkerung den Polen gegenüber zu verhalten habe.

Sie [die polnischen Kriegsgefangenen – *W. K.*] gehören nicht zu unserer Gemeinschaft und bleiben von uns geschieden. Wir pflegen mit ihnen keinen persönlichen Verkehr und halten uns von Missachtung wie von Verbrüderung gleichermaßen fern. Wir wollen sie nicht beschimpfen und verhöhnen – wie wir das nie mit Kriegsgefangenen getan haben – aber wir wollen sie aber auch nicht neugierig begaffen, mitleidig bemuttern oder irgendwie uns mit ihnen abgeben.⁶⁰

Es folgten weitere Regeln und Hinweise sowie Rundschreiben, die von den obersten Behörden und vom Landesamt für Arbeit in Westfalen herausgegeben wurden. Die Vorschriften zur Behandlung von polnischen Kriegsgefangenen wurden von der Zentrale an die kleinsten Einrichtungen und Einheiten übermittelt. Nichtsdestoweniger traten, bis die neue Rechtsgebung in Kraft trat, viele Probleme auf. Dies ergibt sich aus zahlreichen Berichten des Militärs und der Polizei aus den letzten Monaten des Jahres 1939. Diesen Berichten zufolge blieben die Polen zum Beispiel oft an ihrem Arbeitsplatz alleine mit deutschen Frauen und Kindern. Andere häufige Vermerke betrafen gemeinsame Mahlzeiten und Alkoholkonsum. Darüber hinaus ermöglichten deutsche Staatsbürger manchen Polen Besuche von Wirtshäusern, Kirchen und anderen verbotenen Orten, indem sie den Polen zivile Kleider zur Verfü-

⁵⁸ StABi, Amt Brackwede B 130, B 131; StADt, M1 IR 13. Suchaktion nach vermissten Angehörigen der Vereinigten Nationen. Bielefeld-Land.

⁵⁹ Vgl. Kühne, H. J.: *Kriegsbeute Arbeit* (s. Anm. 10), S. 207.

⁶⁰ *Westfälische Neuste Nachrichten* vom 23.10.1939.

gung stellten.⁶¹ Jedoch schon im Februar des darauffolgenden Jahres berichteten die Sicherheitsdienste, dass sich die Einstellung der Bevölkerung gegenüber den polnischen Kriegsgefangenen infolge von Maßnahmen, die von den Behörden, der Presse und dem Rundfunk ausgingen, zufriedenstellend geändert habe.⁶² Die erfolgreichen Kontrollen von polnischen Kriegsgefangenen im Regierungsbezirk Minden waren jedoch in erster Reihe nicht ein Resultat der tadellosen Haltung des militärischen Aufsichtspersonals oder der Effektivität der Sicherheitsdienste, sondern der Bemühungen des Regierungspräsidenten Freiherr von Oeynhausens. Sein sichtbares Eingreifen in die Kompetenzen von militärischen Behörden, verbunden mit systematischen Belehrungen der Außenstellen, trug effektiv dazu bei, dass die Arbeitsleistung von polnischen Gefangenen im Regierungsbezirk Minden verhältnismäßig problemlos genutzt werden konnte. Der Eifer des Regierungspräsidenten bei der Durchsetzung des neuen Rechts wurde noch sichtbarer bei der Einführung der Gesetze vom 8. März 1940, die polnische Zivilarbeiter betrafen. Ein Beispiel dafür kann die Entscheidung in Bezug auf die Kennzeichnungspflicht sein, die besagte, dass Zwangsarbeiter bereits am Tag ihrer Ankunft gekennzeichnet werden mussten.⁶³

Statt den Inhalt der einzelnen Paragraphen der Gesetzgebung hinsichtlich der polnischen Arbeitskräfte, der in der Fachliteratur allgemein zugänglich ist, wiederzugeben, möchte ich mich nun auf die praktische Anwendung von ausgewählten Vorschriften in der Bielefelder Region konzentrieren.⁶⁴ Wie sich aus Polizeiberichten ergibt, gehörte die Nicht-Beachtung der Kennzeichnungspflicht zu den häufigsten Zuwiderhandlungen. Die vorgesehenen Geldstrafen und auch die Androhung von Festnahmen erwiesen sich als unzureichende Maßnahmen.⁶⁵ Die Verstöße gegen die Kennzeichnungspflicht hatten

⁶¹ StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr 205/051. Abschrift des Schreibens des Wehrkreiskommandos VI an den Regierungspräsidenten in Minden vom 30.11.1939.

⁶² StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr 205/051. Bericht der SD-Stelle in Bielefeld vom 15.2.1940.

⁶³ StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr 205/051. Anordnung des Regierungspräsidenten vom 27.3.1940.

⁶⁴ Vgl. hierzu Herbert, U.: *Fremdarbeiter* (s. Anm. 8), S. 85-95; Łuczak, C.: *Praca przymusowa Polaków w Trzeciej Rzeszy i na okupowanych przez nią terytoriach innych państw (1939-1945)*. Poznań 2001, S. 78-99; Seeber, E.: *Robotnicy przymusowi w faszystowskiej gospodarce wojennej*. Warszawa 1972, S. 169-177.

⁶⁵ Aufgrund der Strafliste, die durch die Polizeistelle im Amt Heepen aufgesetzt worden war, wurden im Jahr 1940 sechs Personen nach § 2 (betreffend Kennzeichnungspflicht) bestraft. Das Strafmaß betrug 3,60 RM, im Falle wiederholter Straftaten 5,60 RM. Ein Jahr später stieg die Zahl der Geahndeten in Amt Heepen auf 56 Polen. Die Höchststrafe wurde auf 20,60 RM erhöht. In drei Fällen wurde eine Strafe i. H. v. 30,60 RM verhängt, in einem Fall

meistens praktische Gründe und können nicht als kollektiver Widerstand gegen die erniedrigenden Richtlinien verstanden werden. Jedenfalls missachteten die Polen regelmäßig die Vorschrift, die sie in jeder Situation als Polen zu erkennen gab – bei Einkäufen, bei Besuchen bei Verwandten und Bekannten, oder einfach bei der Besichtigung der Gegend.

Eine weitere oft missachtete Regel war das Fahrradverbot für polnische Arbeiter. Dieser Zusammenhang bildete die Grundlage für mehrfache Eingriffe des Regierungspräsidenten und sogar der polizeilichen Oberbehörde der Provinz.⁶⁶ Von der Verbreitung dieses Phänomens in der Bielefelder Region zeugt die Existenz einer gesonderten Mappe in den Archiven des Amtes in Brackwede, auf der steht: „Beschlagnahmen, Fahrräder von Polen, 1942-1945“.⁶⁷ Die Vergehen in diesem Bereich betrafen nicht nur Polen, sondern auch Landwirte, die ihre Arbeiter aus pragmatischen Gründen oft Fahrrad fahren ließen, ohne eine entsprechende Bescheinigung zu beantragen.

Zu Verstößen der Arbeitgeber gegen die Vorschriften zur Behandlung von polnischen Arbeitskräften kam es vor allem in Situationen, die direkt mit der ausgeübten Arbeit zusammenhingen, auch wenn es Fälle gab, wo die diskriminierenden Regeln bewusst missachtet wurden. Dies ergibt sich aus der Meldung nach einer Kontrolle, die von einer NSKK-Streife (Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps) durchgeführt wurde. Die Inspektion stellte nicht nur zahlreiche Fälle von Nicht-Einhaltung der Polizeistunde und von häufiger Abwesenheit polnischer Mitarbeiter am Anmeldeort fest, sondern machte auch Bauernhöfe ausfindig, in denen Polen gemeinsam mit der Arbeitgeberfamilie am Tisch saßen und zu Mitgliedern der sogenannten „Hausgemeinschaft“ geworden waren. Deutsche Landwirte reagierten auf die Mahnungen von Parteibeamten sogar anmaßend, traten für Polen ein und gaben Informationen über die Kontrollen an die Nachbarn weiter. Die Schlussfolgerung des Berichtes war ein Hinweis zum Austausch von polnischen Arbeitskräften auf denjenigen Höfen, auf denen ein ernsthafter Missbrauch festgestellt wurde.⁶⁸ Im verfügbaren Archivmaterial lässt sich jedoch keine Erwähnung von strafrechtlichen Konsequenzen der oben beschriebenen Ereignisse finden. Zu ähnlichen Situationen kam es in der gesamten Provinz, trotz der fortschreitenden

waren es 50,60 RM. Die größte Zahl von Verstößen (72) gegen die Bestimmungen des § 2 wurde im Jahr 1943 festgestellt. StABi, Amt Heepen, Nr 4251. Srafliste 1932-1945.

⁶⁶ StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr 205/051. Rundschreiben des Regierungspräsidenten Minden an die Landräte und Oberbürgermeister des Bezirks vom 24.10.1940; vgl. Rundverfügung des „Höheren SS- und Polizeiführers West“ an die Regierungspräsidenten vom 27.7.1942.

⁶⁷ StABi, Amt Brackwede, Nr. A 1689. Beschlagnahmen, Fahrräder von Polen, 1942-1945.

⁶⁸ StABi, Amt Heepen, Nr. 96. Bericht NSDAP Ortsgruppe Asemissen vom 28.7.1942.

Verschärfung der Gesetzgebung in diesem Bereich. Um diesen Situationen vorzubeugen, wurden auf Antrag des Gestapo-Inspektors und des Sicherheitsdienstes private Quartiere von ausländischen Arbeitern systematisch kontrolliert, die der Meinung der Polizeibehörden nach die häufigsten Orte der Missachtung der Vorschriften und Normen waren, die für die Behandlung der Polen gelten sollten.⁶⁹

Die Vollstreckung von Strafsanktionen bei Polen wurde praktisch vollständig durch die Polizeibehörden durchgeführt, was bedeutete, dass diese nationale Gruppe praktisch keinen gerichtlichen Schutz genoss. Dies betraf in erster Linie Vergehen schwerer wiegender Art, d. h. Arbeitsverweigerung, Fluchtversuche, sexuelle Delikte sowie allgemeine Vergehen gegen staatliche Interessen. Nach einem Fluchtversuch wurde der „Verbrecher“ bedingungslos in ein Arbeitserziehungslager oder in ein Konzentrationslager geschickt. Die Höhe der Strafe hing von den Fluchtmotiven und der zurückgelegten Wegstrecke des Flüchtlings vom Anmeldeort ab.⁷⁰ Polen aus der Bielefelder Region büßten ihre Strafen in verschiedenen, oft abgelegenen Lagern ab, z. B. in der Strafanstalt Wronki oder im Lager in Sachsenhausen.⁷¹ Für das Gebiet Ostwestfalen wurde ein gesondertes Arbeitserziehungslager, kurz AEL, in Lahde, Kreis Minden, gegründet.⁷² In der gesamten Provinz existierten insgesamt 11 Einrichtungen dieser Art und 15 Straflager, davon eines in der Ortschaft Milse (Amt Heepen).⁷³

Die Polizei wurde von Anfang an besonders bei denjenigen Delikten aufmerksam, die Geschlechtsverkehr zwischen Polen und Deutschen betrafen. Schon Ende Juni 1940, als die Zahl der polnischen Beschäftigten bedeutend stieg, berichtete die Bielefelder Polizei, dass gegen einen polnischen Arbeiter die sogenannte „Sonderbehandlung“ (das heißt Todesstrafe) angewandt wurde. Die Deutsche, die sich schon vor dem Geschlechtsverkehr dessen bewusst war, dass der Mann ein Pole war, wurde in ein Konzentrationslager

⁶⁹ StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr. 205/05. Anweisung der Gestapostelle Münster vom 13.4.1943, Schreiben der Gestapostelle Münster an die Landräte vom 15.5.1944.

⁷⁰ StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr. 205/051. Rundschreiben Gestapostelle Bielefeld betreffend Fahndung und Festnahme der polnischen Zivilarbeiter vom 26.6.1940.

⁷¹ StABi, Amt Jöllenbeck, Nr. 385. Ausländer-Personalbögen; Amt Brackwede, Nr 124. Polizei – Kostenabrechnung.

⁷² Kohne, H.: „Eine Reise nach Deutschland und kein Zurück. Zwangsarbeiter in Konzentrations- und Arbeitserziehungslagern. Erinnerungen von Bronislaw Grambor und Franciszek Stempiński. Rekonstruktion des Falles Efim Gorgol.“ In: Kohne, H.; Laue, C. (Hrsg.), *Deckname Genofa. Zwangsarbeit im Raum Herford 1939 bis 1945*. Bielefeld 1992, S. 138-143.

⁷³ Schwarze, G.: *Kinder, die nicht zählen* (s. Anm. 50), S. 51 ff.

eingewiesen.⁷⁴ Die besondere Aktivität der polizeilichen Dienste, die eine vollständige Eliminierung von sogenannten sexuellen Verbrechen zum Ziel hatte, hing gleichzeitig mit dem Konzept zusammen, für die Ausländer eine Reihe von Bordellen zu schaffen. Das Resultat von mehreren Hinweisen und sogar von einem gewissen Druck seitens der leitenden kriminalpolizeilichen Dienststelle in Hannover war eine Verordnung, die die Landräte verpflichtete, Bordelle für Fremdarbeiter einzurichten.⁷⁵ Die Bielefelder Stadtverwaltung schickte in dieser Angelegenheit einen ausgefüllten Fragebogen nach Hannover, in dem sie zum Ausdruck brachte, dass sie keinen sinnvollen Grund für die Verwirklichung einer solchen Maßnahme sah, auch wenn diese von der Kriminalpolizei empfohlen war.⁷⁶ Man kann daher vermuten, dass die Frage der sexuellen Kontakte zwischen Polen und Deutschen für lokale Behörden kein Problem darstellte, das mit den vorgesehenen Strafmitteln nicht zu beherrschen gewesen wäre.

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen polnischer Zwangsarbeiter in der Bielefelder Region waren von den allgemeinen deutschen Standards nicht verschieden. Bei der Beschäftigung mit dieser Frage muss man jedoch zwischen der Situation auf dem Land und der in der Stadt unterscheiden. In der ländlichen Umgebung kann man nur bedingt von einem einheitlichen Muster für die sozialen Bedingungen und für die Behandlung der polnischen Arbeiter sprechen. Viel hing von der Einstellung der deutschen Bevölkerung und ihrem Eifer bei der Einhaltung von Regeln ab. Die Situation von Polen, die in der Industrie tätig und meist in Lagern untergebracht waren, war weniger flexibel. Die Lager entstanden nach einheitlichen Projekten und boten in der Regel immer gleiche Bedingungen. Man kann jedoch Beispiele finden, die den typischen Vorstellungen von einem Lager widersprechen. Dies betraf das Lager der Firma „Kammerich-Werke“. Die Dokumentation, die von einem anonymen Vorstandsmitglied am 26. Oktober 1945 angefertigt und durch einen Bericht des Lagerarztes ergänzt wurde, liefert überraschende Informationen über die geradezu „luxuriösen“ sozialen Bedingungen, die im „Arbeiter-Lager Nr. 684“ herrschten.⁷⁷ Diese Dokumente bilden eine Art Bericht

⁷⁴ STADt, M1IP Nr 637. Polizeibericht vom 26.6.1940.

⁷⁵ Die Polizeibehörden, die verlangten, Bordelle für Fremdarbeiter einzurichten, beriefen sich auf den Befehl des Reichsführers SS und Chef der Deutschen Polizei vom 16.1.1941 sowie auf Runderlasse des Ministers des Innern vom 9.9.1939 und vom 16.3.1940, betreffend die polizeiliche Behandlung der Prostitution, StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr 205/051. Schreiben der Kripostelle Hannover an den Landrat in Bielefeld vom 24.1.1941.

⁷⁶ StABi, Gemeinde Gadderbaum, Nr. 205/051.

⁷⁷ StABi, Buchbestand SPD 2619, Kammerich-Werke Aktiengesellschaft. Brackwede Süd, Fremdarbeiterlager April 1942 – März 1945, Bericht eines Vorstandsmitgliedes.

über die Art und Weise der Behandlung von fremden Arbeitskräften im Werk. Den hier gesammelten Informationen und Bildern zufolge wohnten die Arbeiter zum Teil in massiven, gemauerten, einstöckigen Gebäuden, die sich äußerst beeindruckend präsentierten und sich von durchschnittlichen Mehrfamilienhäusern in nichts unterschieden. Die übrigen Fremdarbeiter, vor allem diejenigen aus Osteuropa, wohnten in „gut isolierten, geräumigen und gelüfteten Baracken“.⁷⁸ Der Lagerarzt erwähnte in seinem Bericht, dass die Unterkunft der Fremdarbeiter, was Hygiene und sanitäre Bedingungen betraf, nichts zu wünschen übrig gelassen habe. Die Frauen, die unter den Ausländern dominierten, durften im Sommer sogar das Schwimmbad nutzen, und auf dem Lagergebiet befanden sich eine Neugeborenenabteilung sowie ein Kindergarten.⁷⁹

Der erwähnte Bericht wurde im Rahmen des Entnazifizierungsverfahrens angefertigt und sollte das Bild der Firma gegenüber den Siegermächten verbessern helfen; er verlangt somit nach besonderer Aufmerksamkeit und kritischer Herangehensweise. Über die tatsächlichen Zustände, die in dem Lager geherrscht haben müssen, sagt eher diejenige Tatsache etwas aus, dass das Überwachungspersonal dem Bericht nach 64 Personen gezählt habe. Dies ergibt einen Wächter pro 10 Arbeiter! Wirklich verwunderlich ist auch die Tatsache, dass im Dokument nicht ein einziges Mal die Rüstungsproduktion der Kammerich-Werke erwähnt wurde, die infolge der verschärften Überwachungsmaßnahmen bei den kleinsten Fehlern nach strengen Strafen verlangte.⁸⁰ Trotz des zweifellos tendenziösen Charakters des Berichts lassen sich einige Tatsachen aufgrund von anderen Quellen insoweit verifizieren, dass man wirklich feststellen kann, dass das Lager der Firma „Kammerich-Werke“ gute Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten bot.⁸¹

Eine viel schlimmere Situation herrschte bei den „Bentler-Werken“, die insgesamt 635 Fremdarbeiter beschäftigten, aufgeteilt in 7 Lager, die sich in verschiedenen Stadtteilen von Bielefeld befanden. Von den skandalösen Wohnbedingungen der Fremdarbeiter bei der Firma „Bentler“ zeugt ein Bericht des Bielefelder Gewerbeaufsichtsamtes, der nach Kontrollen im Juli und August 1944 verfasst wurde. Der Bericht registrierte nicht nur eine alarmierende Anzahl von Arbeitsunfällen, sondern wies auch auf Verstöße gegen

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ Vgl. ebd.

⁸⁰ Vgl. ebd.

⁸¹ Kühne, H. J.: *Kriegsbeute Arbeit* (s. Anm. 10), S. 85.

Vorschriften zu Unterkunftsbedingungen für Ausländer hin.⁸² Ein weiteres Element, das von kompletter „Sorglosigkeit“ und mangelnder Fürsorgepflicht gegenüber den fremden Arbeitskräften seitens der Leitung der „Bentler-Werke“ zeugte, war die restriktive Einhaltung von Vorschriften, die den „Ostarbeitern“ bei Luftangriffen verbot, in Luftschutzbunkern Schutz zu suchen. Infolgedessen kamen bei einem Bombenangriff am 30. September, der das Werklager Lager Nr. 13 traf, 127 von 157 registrierten Ausländern ums Leben.⁸³ Nach H. J. Kühne beachteten die meisten Bielefelder Firmen die Vorschriften nicht, denen zufolge nur deutsche Bürger die Bunker nutzen durften, und ließen ihre Arbeiter aus Osteuropa in die Schutzbunker und -keller hinein.⁸⁴

Ein wichtiger Faktor für die Gestaltung der sozialen Lebensbedingungen polnischer Zwangsarbeiter war die Art und Weise der Behandlung durch die Arbeitgeber und die deutsche Bevölkerung. Die erste Schlussfolgerung stützt sich auf die grundlegenden Unterschiede zwischen der sozialen Gruppe der Arbeiter in der Landwirtschaft und der in der Industrie, was in diesem Beitrag schon erwähnt wurde. Eine solche Problemerkennung lässt die These zu, dass die Arbeiter, die gruppenweise beschäftigt waren, der diskriminierenden Rechtsgebung und der Behandlung, die der Nazi-Propaganda entsprach, stärker ausgesetzt waren. Tatsächlich blieben die polnischen Industriearbeiter ganz außerhalb der sogenannten Werkgemeinschaft und unterlagen einer strengen Kontrolle von seiten des Aufsichtspersonals, das die Fremdarbeiter nicht selten schikanierte. Eine der polnischen Arbeiterinnen erinnert sich: „Die Atmosphäre am Arbeitsplatz war sehr schlecht. Die Deutschen haben mich sehr schlecht behandelt, ich wurde beschimpft und erniedrigt, und wenn ich zu langsam gearbeitet habe, wurde ich geschlagen.“⁸⁵ Die schlechte und verächtliche Behandlung durch das Überwachungspersonal im Werk wird auch durch die Aussage von Stanisław K. bestätigt: „Die Überwachenden haben uns oft ‚polnische Schweinehunde‘ genannt“.⁸⁶

Die Berichte zum Alltag von Arbeitern in der Landwirtschaft, die meistens einzeln bzw. in kleineren Gruppen arbeiteten, weisen darauf hin, dass diese individuell behandelt wurden und dass hier oft gegen rechtliche Normen

⁸² StABi, Dokumentensammlung zur Geschichte Bielefelds während des Zweiten Weltkriegs von Hinrich Paul. Bericht des Oberregierungsgewerberates Schürholz über seine Besichtigung der „Bentler-Werke“ AG am 27. Juli und am 14. August 1944.

⁸³ Vgl. Kühne, H. J.: *Kriegsbeute Arbeit* (s. Anm. 10), S. 120.

⁸⁴ Vgl. ebd.

⁸⁵ *Erinnerungen der polnischen Zwangsarbeiter, von Studenten des Oberstufen-Kolleg der Universität Bielefeld gesammelt.*

⁸⁶ Ebd.

verstoßen wurde. Die Bauern, die auf ihr eigenes Geschäft bedacht waren, behandelten Polen nicht unbedingt nach den neuen, aufgezwungenen Regeln, sondern betrachteten sie eher als saisonale Fremdarbeiter und nicht als Sklaven. Nicht ohne Einfluss auf diese Situation blieb die Tatsache, dass im westlichen Teil Deutschlands der nationale Antagonismus mit Sicherheit nicht so ausgeprägt war wie in den östlichen Teilen des Dritten Reiches.⁸⁷ Hinzu kam die Tatsache, dass in Ostwestfalen eine funktionierende Glaubensgemeinschaft bestand, die von den Nazis für sehr gefährlich gehalten wurde.⁸⁸ Alle diese Faktoren trugen dazu bei, dass Polen in manchen Fällen sogar zu Mitgliedern der sogenannten Hausgemeinschaft wurden. Verständlicherweise dominierte eher eine distanzierte Haltung gegenüber den Fremdarbeitern, die jedoch in den meisten Fällen nicht von Hass oder der Neigung zu Misshandlungen gekennzeichnet war. Die ehemaligen Landwirtschaftsarbeiter hegten oft angenehme Erinnerungen an ihre Arbeitgeber und deren Nachbarn:

Aus der Zeit meines Aufenthaltes in Bielefeld habe ich wirklich gute Erinnerungen an die Familien, bei denen ich gearbeitet habe, und an ihre Nachbarn. Ich muss zugeben, dass die Familie I. für uns sehr gut war. Sie haben uns bemitleidet, als ich erzählte, wie ich auf dem Weg nach Bielefeld geschlagen und erniedrigt wurde. Die Gastwirtin hat mich ohne Verachtung und Hass wegen meiner polnischen Herkunft behandelt. Es ist nie dazu gekommen, dass mich jemand aus der Familie U. beleidigt oder missachtet hat; ich glaube sogar, dass sie mich recht gern hatten. Ich war fleißig und gehorsam, es gab also auch keine Gründe für ein anderes Verhalten. Das waren normale Menschen, keine Faschisten.⁸⁹

Die Informationen, die in den verfügbaren Erinnerungsquellen stehen, zeigen auch, dass im Bereich von getrennten Arbeitsmilieus Fälle aufgetreten sind, die von der oben dargestellten Abhängigkeit abwichen. Aus diesem Grund sollte man eher von der prioritären Rolle moralischer und persönlicher Faktoren sprechen, durch die die Einstellung einzelner Arbeitgeber und deutscher Bürger gegenüber den polnischen Zwangsarbeitern bestimmt wurde.

Nach der Befreiung versuchten die ehemaligen Zwangsarbeiter oft, sich für die schlechte Behandlung seitens der Arbeitgeber durch Raubüberfälle zu

⁸⁷ Rusiński, W.: *Położenie robotników polskich w czasie wojny 1939-1945 na terenie Rzeszy*, cz. I (s. Anm. 1), S. 247.

⁸⁸ Vgl. Kühne, H. J.: *Kriegsbeute Arbeit* (s. Anm. 10), S. 26; Witt, J.: *Vom Saisonarbeiter zum Zwangsarbeiter. Voraussetzung und Etablierung des „Ausländereinsatzes“ im Raum Minden 1939-1942*. Magisterarbeit Universität Bielefeld 2000, S. 81 f.

⁸⁹ *Erinnerungen der polnischen Zwangsarbeiter* (s. Anm. 85).

revanchieren, zu denen es direkt nach dem Kriegsende kam. Plünderungen wurden in der Bielefelder Region zu einem Massenphänomen und wurden in einem gewissen Sinne auch zu einem Element, das das Bild der lokalen Beziehungen zwischen den Zwangsarbeitern und der deutschen Bevölkerung widerspiegelte. Die meisten Raubüberfälle zielten auf die Inbesitznahme von Lebensmitteln und entsprangen der Hungernot, in äußersten Fällen kam es aber auch zu Mordtaten.⁹⁰

Wenn man das allgemeine Bild des polnischen Zwangsarbeitereinsatzes in der Bielefelder Region betrachtet, muss man feststellen, dass grundsätzlich die Schlussfolgerungen der meisten Historiker, die das Problem der Zwangsarbeit aus einer allgemeinen Perspektive heraus behandelt haben, bestätigt wird. Dies betrifft insbesondere Fragen wie die der Beschäftigungsentwicklung, der Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie juristische Aspekte von „Fremdarbeitern“, ferner die Art und Weise von deren Behandlung seitens der Behörden. Im Bereich des gesamten Spektrums von Tatsachen und Prozessen, die den allgemeinen deutschen Realien entsprachen, kann man jedoch auf gewisse charakteristische Elemente schließen, die den untersuchten Bereich auszeichnen. In erster Linie gilt dies für Fragen der nationalen Struktur von Zwangsarbeitern, die im direkten Zusammenhang mit der hohen Industrialisierung der Region standen. Die Polen bildeten, auch wenn sie zahlenmäßig die zweite Stelle nach den sowjetischen Staatsangehörigen einnahmen, nur knapp 10% der Gesamtzahl der Ausländer, die in der lokalen Wirtschaft beschäftigt waren. Dieser Prozentsatz blieb in einer prinzipiellen Disproportion zu der Situation in der gesamtdeutschen Wirtschaft. Die Beschäftigung von polnischen Arbeitskräften in der Stadt Bielefeld und in der Gemeinde Brackwede, die in wirtschaftlicher Hinsicht das Profil des gesamten Kreises prägte, konzentrierte sich auf die Industrie. Im Kontext der unbestreitbaren Dominanz von Landwirtschaftsarbeitern unter der Gesamtzahl von Polen, die im Dritten Reich beschäftigt waren, war dies zweifellos ein weiteres Element, das die lokale Spezifik bestimmte. Was den Bielefelder Kreis betrifft, der den westlichen Teil Deutschlands repräsentiert, kamen auch Fälle einer „nicht standardmäßigen“ Behandlung von polnischen Arbeitskräften vor, was sich aus der lebendigen Tradition der Saisonarbeit ableitete. Nicht ohne Einfluss auf den Umgang mit Ausländern blieben auch Aspekte des Glaubens und die in katholischen Regionen funktionierende „Glaubensgemeinschaft“. Es ist jedoch schwer, in dieser Hinsicht eindeutige allgemeine Schlussfolgerungen zu ziehen. Der Charakter der Zwangsarbeit wurde in erster Linie durch die nationalsozialistischen Rechtsnormen bestimmt, und die vereinzelt Fälle, in

⁹⁰ StABi, Nachlass Kuchlwein Nr. 7; StABi, Amt Heepen Nr. 96.

denen von dem regelkonformen Verhalten der Zivilgesellschaft abgewichen wurde, können das allgemein negative Bild der Lebensbedingungen und der Behandlung der polnischer Arbeitskräfte nicht grundsätzlich verändern.

HANS-CHRISTOPH SEIDEL
(Ruhr-Universität Bochum)

Polnische Zwangsarbeiter im Ruhr- und Saarbergbau während des Zweiten Weltkrieges¹

Einleitung

Der Steinkohlenbergbau zählte seit 1939 zu den wichtigsten Industriesektoren für die deutsche Kriegswirtschaft. Die Energieversorgung der deutschen (Rüstungs-)Industrie beruhte fast ausschließlich auf der Steinkohle, sodass eine Steigerung ihrer Förderung eine zwingende Notwendigkeit für die Maximierung der kriegs- und rüstungswirtschaftlichen Anstrengungen darstellte. Der Steinkohlenbergbau war aber in den 1930er und 1940er Jahren noch eine wenig mechanisierte und sehr arbeitsintensive Industrie. Die Höhe der Kohlenförderung hing daher wesentlich von der Zahl und der körperlichen Leistungsfähigkeit der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte ab. Die „Sicherung des Arbeitseinsatzes“ im Steinkohlenbergbau – d. h. die Zurverfügungstellung einer ausreichenden Zahl von Arbeitskräften – gehörte daher zu den vordringlichen Zielen der nationalsozialistischen Arbeitspolitik. Diese „Sicherung des Arbeitseinsatzes“ war schon seit dem Sommer 1940, spätestens aber seit dem Frühjahr 1942 nur noch durch den Masseneinsatz ausländischer Zivilarbeiter und Kriegsgefangener möglich, von denen die weitaus meisten Zwangsarbeit leisten mussten. Diese Zwangsarbeitenden bildeten eine in sich stark heterogene Gruppe. Auch in der historischen Forschungspraxis werden unterschiedliche Gruppen von Zwangsarbeitenden nach unterschiedlichen

¹ Im folgenden Text ist der ursprüngliche Vortragsstil weitgehend beibehalten. Der Beitrag beruht in weiten Teilen auf meinem Aufsatz: „Polnische Zwangsarbeiter im Ruhrbergbau von 1940 bis 1945.“ In: Dahlmann, D.; Kotowski, A. S.; Karpus, Zbigniew (Hrsg.): *Schimanski, Kuzorra und andere. Polnische Einwanderer im Ruhrgebiet zwischen der Reichsgründung und dem Zweiten Weltkrieg*. Essen 2005, S. 251-275. Dort finden sich auch zahlreiche Belege zu im Folgenden angesprochenen Sachzusammenhängen. Im vorliegenden Text wurden die Belege hingegen auf das Notwendigste beschränkt. Allgemein zum Zwangsarbeitereinsatz im Kohlenbergbau, darunter auch im Ruhr- und Saarbergbau, vgl. Tenfelde, K.; Seidel, H.-C.: *Zwangsarbeit im Bergwerk. Der Arbeitseinsatz im Kohlenbergbau des Deutschen Reiches und der besetzten Gebiete im Ersten und Zweiten Weltkrieg*. Bd. 1: Forschungen. Essen 2005.

Kriterien differenziert. Ein prominenter Zugang in der Forschungspraxis ist die Unterscheidung zwischen nationalen Zugehörigkeiten: Es gibt Untersuchungen über russische, polnische, italienische, französische, niederländische usw. Zwangsarbeiter. Dieser Zugang verdeckt ein wenig den Umstand, dass diese nationalen Gruppen wiederum in sich hoch differenziert waren. Dies gilt nicht zuletzt für die polnischen Zwangsarbeiter.

So findet man in den Quellen zum Arbeitseinsatz im deutschen Steinkohlenbergbau während des Zweiten Weltkrieges, die die verschiedenen nationalsozialistischen Stellen produzierten, eine Vielzahl von Zuschreibungen oder Differenzierungen für polnische Menschen: Man liest von „Ruhrpolen“, „P-Polen“, „Nationalpolen“, „Volkspolen“, „Ostpolen“, „Westpolen“, „Ostoberschlesiern“ oder „Galiziern“, um sich nur auf die gebräuchlichsten Bezeichnungen zu beschränken. Diese Vielzahl von Bezeichnungen ist einerseits verwirrend – nicht nur für die Historiker, die sich heute damit beschäftigen. Auch bei den verschiedenen nationalsozialistischen Stellen selbst bestanden häufig Unsicherheiten, wie diese Zuschreibungen und Kategorien im Detail definiert waren und welche Arbeitskräfte entsprechend welcher Kategorie zuzuordnen waren, ganz davon abgesehen, dass sich entsprechende Regelungen auch nicht selten widersprachen. Andererseits ging es bei diesen unterschiedlichen Zuschreibungen nicht um irgendwelche folgenlosen bürokratischen Spitzfindigkeiten, sondern mit diesen unterschiedlichen Zuschreibungen verbanden sich unterschiedliche Lebenschancen für die Betroffenen in Bezug auf Ernährung, Entlohnung, Unterbringung, Freizügigkeit oder Einflussnahme auf das eigene Schicksal. Im Extremfall ging es bei der Zurechnung eines Menschen zu dieser oder jener Kategorie von Arbeitskraft sogar um Überlebenschancen, um den Unterschied zwischen Überleben und Tod.

Die Begriffe „Zwangsarbeiter“ und „Zwangsarbeit“ dagegen finden sich in den von den nationalsozialistischen Stellen produzierten Quellen zum Arbeitseinsatz in der deutschen Kriegswirtschaft nur ganz vereinzelt. Im politischen Sprachgebrauch und in der historischen Forschung haben sich die beiden Begriffe erst seit den 1990er Jahren im Kontext der mit dem Ende des Kalten Krieges wieder auf die Tagesordnung tretenden Debatte um die Entschädigung ausländischer Arbeitskräfte, die während des Zweiten Weltkrieges in der deutschen Kriegswirtschaft eingesetzt worden waren, durchgesetzt. Zunächst wurden mit dem Begriff „Zwangsarbeiter“ oft nur einzelne Gruppen, z. B. die in der Rüstungsindustrie eingesetzten Konzentrationslagerhäftlinge, assoziiert. Spätestens seit Beginn der 2000er Jahre werden „Zwangsarbeit“ und „Zwangsarbeiter“ in der historischen Forschung aber als Sammelbegriffe bzw. -kategorien für eine Vielzahl von Arbeitsverhältnissen bzw. Gruppen

von Arbeitskräften in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft gebraucht.² In der sehr umfangreichen jüngeren Zwangsarbeiterforschung hat man sich seitdem zwar auf grundlegende definitorische Merkmale von „Zwangsarbeit in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft“ geeinigt, die hier nicht im Einzelnen diskutiert werden sollen.³ Dennoch bleibt „Zwangsarbeit“ ein Sammelbegriff für eine Vielzahl von Arbeitsverhältnissen, der oft nur eine geringe Trennschärfe zu anderen oder alternativen Kategorien von Arbeitsverhältnissen, wie „freie Lohnarbeit“, „unfreie Arbeit“, „Pflichtarbeit“, „Sklavenarbeit“ oder „Vernichtung durch Arbeit“, aufweist.

Den polnischen Zwangsarbeiter hat es also nicht gegeben. Vielmehr umfasst der Begriff „polnische Zwangsarbeiter“ eine Vielzahl von Gruppen und Arbeitsverhältnissen. Im Folgenden geht es darum, welche Gruppen polnischer Zwangsarbeiter sich – bezogen auf den Saar- und Ruhrbergbau⁴ – identifizieren lassen und welche Arbeitsverhältnisse auf der normativen Ebene jeweils für sie galten. Die Darstellung folgt dabei der chronologischen Entwicklung des polnischen Arbeitseinsatzes im Ruhr- und Saarbergbau. Einführend und als notwendiger Hintergrund sollen in einem ersten Abschnitt allerdings noch einige Charakteristika der Zwangsarbeit im Steinkohlenbergbau hervorgehoben werden.

I. Zwangsarbeit im Steinkohlenbergbau – einige Charakteristika

Welche Besonderheiten kennzeichneten die Zwangsarbeit im Steinkohlenbergbau? Was unterschied sie von der Zwangsarbeit in anderen Branchen der Kriegswirtschaft?⁵

Erstens war der Zwangsarbeitereinsatz im Ruhr- und Saarbergbau männlich dominiert. Im deutschen Steinkohlenbergbau herrschte traditionell ein

² Vgl. dazu auch Herbert, U.: „Zwangsarbeit im ‚Dritten Reich‘. Kenntnisstand, offene Fragen, Forschungsprobleme.“ In: Reininghaus, W.; Reimann, N. (Hrsg.): *Zwangsarbeit in Deutschland 1939-1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien*. Bielefeld 2001, S. 16-37.

³ Die meisten Forschungsarbeiten orientieren sich an den definitorischen und kategorialen Überlegungen von Mark Spoerer. Vgl. Spoerer, M.: *Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939-1945*. Stuttgart etc. 2001.

⁴ Wenn man das oberschlesische Steinkohlenrevier in die Betrachtung einbeziehen würde, gewänne der Untersuchungsgegenstand „polnische Zwangsarbeiter“ noch deutlich mehr Komplexität.

⁵ Vgl. zum Folgenden auch Seidel, H.-C.: *Der Ruhrbergbau im Zweiten Weltkrieg. Zechen – Bergarbeiter – Zwangsarbeiter*. Essen 2010.

Beschäftigungsverbot für Frauen. Dieses Beschäftigungsverbot wurde zwar im Zweiten Weltkrieg, wie dies schon im Ersten Weltkrieg der Fall gewesen war, seit dem Frühjahr 1941 sukzessive gelockert, aber diese Lockerungen galten nur für bestimmte Arbeitsplätze in den Übertagebetrieben, während die Frauenbeschäftigung in Untertagebetrieben bis zum Kriegsende grundsätzlich verboten blieb; auch für Zwangsarbeiterinnen, trotz einiger Initiativen für sie das Untertageverbot aufzuheben. Insgesamt erreichte die Frauenbeschäftigung im Ruhrbergbau bis zum Ende des Jahres 1943 lediglich einen Anteil von weniger als zwei Prozent an der Arbeiterbelegschaft (deutlich weniger als im Ersten Weltkrieg). Seit dem Frühjahr 1942 handelte es sich bei dem größeren Teil der Arbeiterinnen in den Übertagebetrieben der Zechen um ausländische Zwangsarbeiterinnen, fast ausschließlich sogenannte Ostarbeiterinnen aus der Sowjetunion, dagegen nur vereinzelt, wenn überhaupt, um Polinnen. Insgesamt machten diese Frauen Ende 1943 aber lediglich einen Anteil von gut sechs Prozent an den auf den Ruhrzechen eingesetzten ausländischen Zivilarbeitskräften aus, was sehr deutlich unter dem zu dieser Zeit allgemeinen Frauenanteil an den ausländischen Zivilarbeitern von etwa einem Drittel lag. Anders als in den meisten anderen Bereichen der Kriegswirtschaft blieb weibliche Zwangsarbeit im Steinkohlenbergbau ein quantitativ marginales Phänomen. Weibliche Zwangsarbeit kannte spezifische Risiken bzw. Repressionsinstrumente, wie den Zwang zu Prostitution, sexuelle Nötigung und Vergewaltigung.⁶ Dennoch legt es die jüngere Zwangsarbeiterforschung nahe, dass Zwangsarbeiterinnen in der Tendenz rücksichtsvoller z. B. durch Vorgesetzte behandelt worden sind.

Zweitens handelte es sich bei Steinkohlenzechen um Großbetriebe mit einer entsprechenden Anonymität der sozialen Beziehungen. Auf den größten Ruhrgebietszechen arbeiteten über 5.000 Männer, eine mittlere Zeche zählte etwa 3.000 Beschäftigte, und selbst die kleineren Anlagen beschäftigten zwischen 1.000 und 2.000 Bergleuten. Die Saarzechen wiesen durchaus ähnliche Größenverhältnisse auf. Die inzwischen sehr umfangreiche unternehmensgeschichtliche Forschung zur Zwangsarbeit deutet darauf hin, dass die Chance für Zwangsarbeiter, eine (im Rahmen der diskriminierenden normativen Regelungen) anständige Behandlung zu erfahren, in kleinen und mittelständischen Betrieben mit stärkeren persönlichen sozialen Beziehungen größer war als in großen Unternehmen und Betrieben mit anonymen sozialen Strukturen.

Drittens war das Verhältnis zwischen den Werksleitungen bzw. deren Vertretern im Betrieb (insbesondere den Steigern) und den Bergarbeitern tra-

⁶ Vgl. zu diesem Komplex zuletzt Sommer, R.: *Das KZ-Bordell. Sexuelle Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern*. Paderborn 2009.

ditionell schlecht. Im Saar- und im Ruhrbergbau sprach man in den 1920er und 1930er Jahren vom „Antreibersystem“ und „Grubenmilitarismus“, um den disziplinierten Führungsstil der Zechenleitungen zu charakterisieren. Konflikte am Arbeitsplatz führten häufiger sogar zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Bergarbeitern und Aufsichtsbeamten, wie immer wieder berichtet wurde. Noch in den Vorkriegsmonaten hatte die Deutsche Arbeitsfront eine Kampagne zur Verbesserung des Betriebsklimas im Steinkohlenbergbau gestartet. Mit dem unter Kriegsbedingungen noch weiter zunehmenden Produktionsdruck des Krieges verschärfte sich das „Antreibersystem“ aber eher noch. Die Leidtragenden waren nun vor allem die Zwangsarbeiter, die deutlich weniger Möglichkeiten besaßen, sich der „Antreiberei“ zu entziehen oder gar sich gegen sie zur Wehr zu setzen. Der Schritt, Zwangsarbeiter zur Arbeit zu prügeln, war im rauen Betriebsklima des Untertagebergbaus sicherlich kleiner als in anderen Industrien mit traditionell kooperativeren Arbeitsbeziehungen.

Viertens hieß Arbeit im Untertagebergbau körperliche Schwerstarbeit. Insbesondere in der Kohlengewinnung unterstützten noch kaum Maschinen die menschliche Arbeitskraft, die zudem extremen Umweltbedingungen wie Hitze, Feuchtigkeit, Dunkelheit und Lärm ausgesetzt war. Die Arbeit im Untertagebergbau erforderte eine hohe körperliche Leistungskraft, für deren Erhaltung und Wiederherstellung eine kalorisch ausreichende Ernährung die entscheidende Rolle spielte. Die ausreichende Fettversorgung der Bergarbeiter war deshalb schon vor Kriegsbeginn ein stark umstrittenes Thema. In kaum einer anderen Industrie wirkte sich deshalb die strukturelle Mangelernährung, die das nationalsozialistische Regime für viele Zwangsarbeitergruppen vorsah, so gravierend aus wie im Steinkohlenbergbau. Die vorgesehenen Rationen insbesondere für sowjetische Kriegsgefangene, aber auch in weniger gravierendem Ausmaße für polnische Zivilarbeiter waren nicht ausreichend, um die Schwerstarbeit leisten zu können. Die Kombination von Mangelernährung und körperlicher Schwerstarbeit unter extremen Umweltbedingungen führte so zu einem raschen körperlichen Verschleiß der Zwangsarbeiter, begünstigte die Ausbreitung von Krankheit und Tod wie in kaum einem anderen Bereich der Kriegswirtschaft.

Fünftens barg der Steinkohlenbergbau im Vergleich zu allen anderen Industriezweigen die mit Abstand höchsten Unfallgefahren und dabei insbesondere die höchste Gefahr, einen schweren oder gar tödlichen Arbeitsunfall zu erleiden. Dieses sowieso hohe Unfallrisiko der Untertagearbeiter potenzierte sich für die Zwangsarbeiter noch einmal erheblich, weil sie zumeist keine Erfahrungen mit dem Bergbau hatten und deshalb Unfallgefahren nicht richtig

einschätzen und rechtzeitig erkennen konnten, weil ihre Arbeits- bzw. Schutzkleidung unzureichend oder unvollständig war und weil sie, körperlich und psychisch durch ihre Lebensumstände erheblich beeinträchtigt, häufig auch eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber den Unfallgefahren erkennen ließen.

Anderes ließe sich ergänzen, aber schon diese Punkte zeigen, dass die Zwangsarbeit im Steinkohlenbergbau schon aus solchen strukturellen Gründen mit besonders harten Lebens- und Arbeitsbedingungen verbunden war. Dies drückte sich insbesondere darin aus, dass Zwangsarbeit im Steinkohlenbergbau häufiger als in den meisten anderen Bereichen zum Verlust der Gesundheit oder sogar des Lebens führte.

II. Die „Ruhrpolen“

Ein chronologisch vorgehender Überblick über die Gruppen von polnischen Arbeitskräften, die während des Zweiten Weltkrieges im Ruhr- und Saarbergbau eingesetzt worden sind, muss mit den polnischen Arbeitskräften beginnen, die bei Kriegsbeginn bereits auf den Zechen arbeiteten.

Im Saarbergbau waren vor Kriegsbeginn allerdings keine polnischen Arbeitskräfte beschäftigt, jedenfalls nicht als (statistisch) identifizierbare Gruppe. Das hängt damit zusammen, dass die Saarzechen seit dem späten 19. Jahrhundert über eine sehr viel bodenständigere Belegschaft als der Ruhrbergbau verfügten. Zuwanderung und insbesondere Fernwanderung hatte hier für den Belegschaftsaufbau der entstehenden Großzechen eine sehr viel geringere Rolle gespielt als an der Ruhr.

Der Ruhrbergbau hatte dagegen in den drei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg eine umfangreiche Zuwanderung preußischer Staatsbürger polnischer Nationalität und Sprache („Inlandspolen“) erlebt. Am Vorabend des Krieges lebten im Ruhrgebiet circa 350.000 „Ruhrpolen“, wie die Zuwanderer bald bezeichnet wurden. Viele von ihnen arbeiteten im Bergbau, und insbesondere an der Emscher wurden viele Schachtanlagen als „Polenzechen“ bezeichnet, weil ein Großteil der Belegschaft aus polnischsprachigen Arbeitsmigranten bestand.⁷ Hinzu kamen etwa 150.000 Masuren, die sich nicht gern zu den „Ruhrpolen“ zählen lassen wollten. Vornehmlich in Reaktion auf die seit den 1880er Jahren wachsende staatlich-preußische Politik, das Polnische zu unterdrücken, bildete sich in den beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg eine, zunehmend auch polnisch-national gefärbte, Subkultur mit eige-

⁷ Vgl. zu den „Ruhrpolen“ als Standardwerk immer noch: Kleßmann, C.: *Polnische Bergarbeiter im Ruhrbergbau 1870-1945. Soziale Integration und nationale Subkultur einer Minderheit in der deutschen Industriegesellschaft*. Göttingen 1978.

nen Vereinen, einer eigenen Zeitung, einer eigenen Bank und einer eigenen Bergarbeitergewerkschaft heraus. Zwar wanderten viele „Ruhrpolen“ in den 1920er Jahren in den wieder entstandenen polnischen Nationalstaat ab, und andere zog es weiter in die nordfranzösischen und belgischen Kohlenreviere. Aber nach polnischen Schätzungen lebten Anfang der 1930er Jahre noch immer etwa 150.000 „Ruhrpolen“ im Ruhrgebiet, bei denen es sich inzwischen zumeist um die Töchter und Söhne sowie die Enkelinnen und Enkel der ehemaligen Zuwanderer handelte. Diese zweite und dritte Generation der „Ruhrpolen“ war in einem sehr hohen Maße assimiliert, besaß in der Regel die deutsche Staatsbürgerschaft und hatte oft ihre Nachnamen eindeutschen lassen, und das polnische Vereinswesen im Ruhrgebiet hatte seine Blüte längst hinter sich.

Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges dürften also noch Tausende Männer polnischer Herkunft auf den Zechen des Ruhrgebiets gearbeitet haben. Die Zahl der Ruhrbergarbeiter mit polnischer Staatsangehörigkeit war dagegen klein; etwa 500 „Nationalpolen“ – so der Quellenbegriff – arbeiteten bei Kriegsbeginn im Ruhrbergbau. Auch bei diesen „Nationalpolen“ dürfte es sich in der ganz überwiegenden Zahl nicht um eigentliche „Fremdarbeiter“ bzw. Arbeitsmigranten gehandelt haben, sondern um schon lange im Ruhrgebiet ansässige oder hier geborene Arbeitskräfte, deren Eltern oder die selbst in den 1920er Jahren im Rahmen des sogenannten Minderheitenvertrages von Versailles für die polnische Staatsbürgerschaft optiert hatten und dennoch im Ruhrgebiet geblieben waren.⁸

Nach Beginn des deutschen Überfalls auf Polen bestanden bei den regionalen Partei- und Polizeibehörden im Ruhrgebiet erhebliche Besorgnisse über das Verhalten der „Ruhrpolen“, die zunächst eine verstärkte polizeiliche Überwachungstätigkeit auslösten. Schließlich wurden die deutschen Staatsbürger polnischer Herkunft jedoch keiner formellen Diskriminierung ausgesetzt, und auch über informelle Benachteiligungen finden sich in den Quellen zum Ruhrbergbau keine Hinweise. Anders verhielt es sich mit den wenigen hundert „Nationalpolen“, also den „Ruhrpolen“, die polnische Staatsbürger waren. Sie erlebten nach Kriegsbeginn häufig betriebliche Diskriminierungen, wurden z. B. von Aufsichts- oder Vorgesetztenpositionen entbunden oder auf Einzelarbeitsplätze versetzt, so dass sie nicht mehr unmittelbar mit deutschen Bergarbeitern zusammenarbeiteten. Die Initiative zu solchen Diskriminierungen ging häufig von nationalsozialistischen Funktionären im Betrieb aus, wie

⁸ Vgl. zu diesem Problemkomplex: Piotrowski, M.: „Die Polen im Ruhrgebiet in den deutsch-polnischen Beziehungen von 1918 bis 1939.“ In: Dahlmann; Kotowski; Karpus (Hrsg.): *Schimanski*, S. 201-226.

den Betriebsobmännern der Deutschen Arbeitsfront, während die Zechenleitungen eher darauf bedacht waren, ihre polnischen Stammarbeiter vor weiteren Übergriffen zu schützen, jedenfalls sofern es sich um bewährte Arbeitskräfte handelte. Über die formale arbeits- und sozialrechtliche Behandlung der bereits vor dem 1. Oktober 1939 in Deutschland lebenden Bergarbeiter mit polnischer Staatsangehörigkeit bestand lange Unsicherheit. Schließlich wurde auf eine formal-rechtliche Schlechterstellung derjenigen verzichtet, bei denen bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Antrag zur Feststellung der deutschen Staatsangehörigkeit eingeleitet worden war.

III. Die „P-Polen“

Bereits wenige Tage und Wochen nach Beginn des Überfalls auf Polen bestand für Unternehmen in Deutschland die Möglichkeit, sich um polnische Arbeitskräfte zu bemühen. Die Beamten der Arbeitsverwaltung waren den Wehrmachtssoldaten fast auf dem Fuße gefolgt und hatten auf polnischem Boden deutsche Arbeitsämter eingerichtet. Der Saarbergbau machte von dieser Möglichkeit, sich um polnische Arbeitskräfte zu bemühen, aber gar keinen Gebrauch, der Ruhrbergbau nur sehr zögerlich und in eher geringem Maße.

Im Saarbergbau herrschte bei Kriegsbeginn, anders als in den anderen Steinkohlenrevieren, kein Arbeitskräftemangel. Dies hatte zum einen mit der besonderen wirtschaftlichen Entwicklung nach der Wiedereingliederung der Saar in das Deutsche Reich zu tun, infolge derer sich die Auswirkungen der Rüstungskonjunktur an der Saar verzögerten und auf dem regionalen Arbeitsmarkt noch ausreichend Arbeitskräfte für die Saarzechen zur Verfügung standen. Zum anderen litt der Saarbergbau nicht wie die anderen Steinkohlenreviere, insbesondere der Ruhrbergbau, unter einer massenhaften Abwanderung von Bergarbeitern in andere Industrien. Als nach der französischen Kriegserklärung vom 3. September und mit Beginn des sogenannten Sitzkrieges sechs nahe der französischen Grenze, im militärischen Operationsgebiet, gelegene Zechen vorläufig stillgelegt werden mussten, konnte von einem Arbeitskräftemangel dann gar keine Rede mehr sein. Im Gegenteil: Die durch die vorläufigen Stilllegungen freiwerdenden circa 12.000 Bergarbeiter (mehr als ein Viertel der Gesamtbelegschaft im Saarbergbau) konnten unmöglich auch nur größtenteils auf den noch weiter fördernden Zechen untergebracht werden. Tausende dieser freigesetzten Saarbergarbeiter wurden so in andere Kohlenreviere, insbesondere auch in den Ruhrbergbau, „evakuiert“ und kehrten erst nach Abschluss des „Westfeldzuges“ seit August 1940 in das Saar-

land zurück, als die vorläufig stillgelegten Zechen ihre Förderung wieder aufnahmen.⁹

Der Ruhrbergbau beklagte dagegen bereits längere Zeit vor Kriegsbeginn einen erheblichen Arbeitskräftemangel, der sich mit der Einberufung von Bergarbeitern zur Wehrmacht im Rahmen der Mobilmachung noch verschärfte. Den Vorschlag, polnische Kriegsgefangene auf den Zechen zu beschäftigen, die der von Hermann Göring zum Leistungsbeauftragten für den Bergbau ernannte Paul Walter wenige Tage nach Kriegsbeginn machte, lehnten die Ruhrzechen dennoch ab. Man begründete dies mit den schlechten Erfahrungen, die man mit der Kriegsgefangenenbeschäftigung im Ersten Weltkrieg gemacht hatte, sowie mit den besonderen Sabotagegefahren im schwer zu überwachenden Untertagebergbau. Der NSDAP-Gauleiter für Essen, Josef Terboven, erklärte darüber hinaus, dass man es „unseren Industriearbeitern nicht zumuten kann, mit kriegsgefangenen Polacken gewissermaßen gleichwertig zusammenzuarbeiten“.¹⁰ Auch die wenig später erfolgende Offerte, polnische Zivilarbeiter aus den besetzten Gebieten zu rekrutieren, lehnten die kohlenwirtschaftlichen Organisationen des Ruhrbergbaus und Terboven ab. Stattdessen bemühte sich insbesondere Letzterer um die Dienstverpflichtung von Saarbergarbeitern von den oben erwähnten, dort zunächst stillgelegten Zechen, um dem Arbeitskräftemangel abzuhelpfen.

Die Frage der Beschäftigung von Arbeitskräften aus den besetzten polnischen Gebieten auf den Ruhrzechen kam so erst wieder im Frühjahr 1940 auf die Tagesordnung, wiederum vor allem durch den inzwischen zum Reichskohlenkommissar ernannten Paul Walter. Erneut erhoben Terboven und Vertreter der Ruhrzechen Bedenken. Da aber inzwischen die Einziehung zahlreicher Bergarbeiter zur Wehrmacht angekündigt war und die staatlichen Stellen von den Ruhrzechen immer höhere Förderleistungen verlangten, war der Rückgriff auf polnische Arbeitskräfte zu diesem Zeitpunkt fast alternativlos. Die Kompromisslinie zwischen einerseits den ideologischen und volkstumspolitischen Bedenken der regionalen Akteure, ausgerechnet im Ruhrgebiet mit seiner immer noch starken „ruhrpolnischen“ Bevölkerung polnische Arbeitskräfte zu beschäftigen, und andererseits den von den nationalen kohlenwirtschaftlichen Stellen gesehenen zwingenden Notwendigkeiten des Arbeitsinsatzes und der Kriegswirtschaft lautete schließlich, die Rekrutierungen im besetzten Polen auf diejenigen besetzten ostoberschlesischen Gebiete zu beschränken, die bis 1918 zum Deutschen Reich gehört hatten. Hier, im so

⁹ Zu den Evakuierungen allgemein vgl. Hermann, H. W.: „Die Freimachung der Roten Zone 1939/40.“ In: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 32, 1984, S. 64-89.

¹⁰ Zit. n. Seidel: *Ruhrbergbau*, S. 199.

genannten Alt-Kattowitzer Bezirk, galt die Bevölkerung als überwiegend „volksdeutsch“, was die Bedenken vor einer weiteren „Polonisierung“ des Ruhrgebietes zumindest minderte.

Diese Beschränkung der Rekrutierungen auf den Alt-Kattowitzer Bezirk ließ sich aber schließlich nicht durchhalten. Die deutschen Besatzungsstellen in Oberschlesien stellten sich dem entgegen, weil die heimischen Zechen diese Arbeitskräfte selbst benötigen würden und eine Abgabe von „Volksdeutschen“ an das Ruhrgebiet auch aus innenpolitischen Gründen nicht zu vertreten sei. Sie forderten, die Rekrutierungen des Ruhrbergbaus sollten sich auf „volkspolnische“ Arbeitskräfte in den ehemaligen russischen und österreichischen Teilungsgebieten, dem so genannten Oststreifen, beschränken.

Schließlich fanden sowohl im „Alt-Kattowitzer-Bezirk“ als auch im „Oststreifen“ Rekrutierungen für den Ruhrbergbau statt. Dabei bestellten die örtlichen Arbeitsämter die registrierten und für einen Einsatz im Ruhrbergbau in Frage kommenden Erwerbslosen namentlich ein, um sie vor Ort von einer aus dem Ruhrgebiet angereisten Musterungskommission auf ihre Bergbautauglichkeit untersuchen zu lassen. Bei einer Verweigerung der „Musterung“ oder der Abfahrt in das Ruhrgebiet drohte als Sanktion etwa die Entziehung der Arbeitslosenunterstützung oder von anderen Leistungen. Dennoch bestanden für die Betroffenen offensichtlich noch relativ große Spielräume, sich der Rekrutierung für den Ruhrbergbau zu entziehen. Dabei erschien den Mitgliedern der Musterungskommission die Bereitschaft, in das Ruhrgebiet zu gehen, bei den „volkspolnischen“ Arbeitskräften im „Oststreifen“ noch grundsätzlich größer zu sein als bei den „volksdeutschen“ Arbeitskräften im „Alt-Kattowitzer-Bezirk“. Insgesamt kamen aber deutlich weniger Arbeitskräfte zusammen, als man geplant hatte. Dies führte zunächst aber nicht zu einer Verschärfung der Rekrutierungsbedingungen, also zur Erhöhung des Zwangs, etwa durch Polizeirazzien, wie sie im Generalgouvernement zu dieser Zeit bereits gang und gäbe waren. Stattdessen wurde das Rekrutierungsgebiet auf den Arbeitsamtsbezirk Litzmannstadt (Łódź) im so genannten Warthegau ausgedehnt. Unter den dort herrschenden Bedingungen der Arbeitseinsatz- und Besatzungspolitik dürfte der Zwangscharakter der Rekrutierungen deutlich ausgeprägter gewesen sein als in Ostoberschlesien.¹¹ Dennoch erbrachten die Rekrutierungen in den besetzten polnischen Gebieten für den Ruhrbergbau im Frühjahr 1940 statt der erwarteten 10. bis 15.000 nur circa 5.300 Arbeitskräfte.

¹¹ Vgl. dazu auch Linne, K.: „Volkstumspolitik und Arbeiterrekrutierung im Reichsgau Wartheland.“ In: Ders.; Dierl, F. (Hrsg.): *Arbeitskräfte als Kriegsbeute: Der Fall Ost- und Südosteuropa 1939-1945*. Berlin 2011, S. 107-138.

Nach einem halben Jahr, im Herbst 1940, hatten von diesen 5.300 Arbeitskräften circa 2.000 den Ruhrbergbau bereits wieder verlassen. Ungefähr die Hälfte dieser „Abgänge“ hatten die Zechenleitungen wegen Krankheit, schlechter Arbeitsleistungen oder aus anderen Gründen abgeschoben. Die andere Hälfte war willkürlich abgekehrt, hatte also den Arbeitsplatz unautorisiert verlassen bzw. war geflohen.

Dieser hohe „Abgang“ von polnischen Arbeitskräften war nicht zuletzt die Folge der Arbeits- und Lebensbedingungen, die sie im Ruhrbergbau vorfanden. Den formalen Rahmen für diese Lebens- und Arbeitsverhältnisse setzten die so genannten Polenerlasse Himmlers vom März 1940, die ein diskriminierendes Sonderrecht für die polnischen Arbeitskräfte begründeten. Arbeitskräfte, die unter diese Erlasse fielen, wurden als „P-Polen“ bezeichnet, da sie ein deutlich sichtbar auf der Kleidung angebrachtes „P“ tragen mussten. Für sie galten keine Arbeitsverträge oder Kündigungsfristen, sondern die Dauer ihrer Beschäftigung unterlag allein der Disposition der Unternehmer und der deutschen Arbeitsverwaltungen; für sie entfielen die meisten geltenden sozial-, arbeitsschutz- oder arbeitsrechtlichen Normen; Lohnauszahlungen beschränkten sich auf ein geringes Taschengeld; für eine medizinische Versorgung war nur sehr eingeschränkt gesorgt, und die Schlechterstellung bei der Ernährung war eine Diskriminierung, unter der im Bergbau eingesetzte polnische Arbeitskräfte in besonderer Weise litten. Darüber hinaus bemühten sich regionale Akteure anfänglich darum, den repressiven Charakter des Arbeitseinsatzes für die polnischen Arbeitskräfte auf den Ruhrzechen noch zu verschärfen. Regionale und lokale NSDAP-Stellen, die Deutsche Arbeitsfront, aber auch manche Bergwerksdirektoren forderten schärfste Disziplinarmaßnahmen gegen die Polen, dauerhafte Ausgangssperren für die Polenlager oder die Einrichtung eigener Polizeiwachen in den Lagern. Die verbindlichen „Richtlinien für den Poleneinsatz im Ruhrbergbau“, die schließlich im Juli 1940 erlassen wurden, waren dann zwar eher pragmatisch orientiert und vermieden über Himmlers „Polenerlasse“ hinausgehende Verschärfungen.¹² Am stark repressiven Charakter des so genannten Poleneinsatzes im Ruhrbergbau änderte dies aber nichts. Die Klagen der Ruhrzechen über Disziplinarprobleme mit polnischen Arbeitern trugen wesentlich zur Einrichtung der ersten Arbeitserziehungslager der Gestapo bei, in die auch die Ruhrgebietszechen renitente Arbeitskräfte zu einer sechswöchigen Haft einweisen ließen. Die

¹² Die Richtlinien sind abgedruckt bei: Seidel, H.-C.; Tenfelde, K.: *Zwangsarbeit im Bergwerk. Der Arbeitseinsatz im Kohlenbergbau des Deutschen Reiches und der besetzten Gebiete im Ersten und Zweiten Weltkrieg*. Band 2: Dokumente. Essen 2005. Dokument 76, S. 247-249.

KZ-ähnlichen Bedingungen in diesen Lagern bezahlten auch viele polnische Zwangsarbeiter der Ruhrzechen mit dem Verlust von Gesundheit oder sogar des Lebens.¹³

IV. Die „Westpolen“

Die Besetzung Belgiens und Frankreichs durch die Wehrmacht im Sommer 1940 eröffnete dem deutschen Steinkohlenbergbau den Zugriff auf Arbeitskräfte in den großen belgischen und nordfranzösischen Steinkohlenrevieren, in denen Zehntausende von polnischen und polnisch-stämmigen Arbeitsmigranten arbeiteten.

Für den Saarbergbau allerdings bedeutete der Abschluss des Westfeldzuges, dass die bei Kriegsbeginn geschlossenen grenznahen Zechen wieder in Betrieb gehen und die evakuierten Bergarbeiter auf diese Zechen zurückkehren konnten. Zur Deckung des vergleichsweise immer noch geringen zusätzlichen Arbeitskräftebedarfs der Saarzechen standen nun Bergarbeiter aus Lothringen zur Verfügung. Der Betrieb der dortigen Steinkohlezechen wurde von der staatlichen Saargruben AG übernommen; allerdings waren einige dieser Zechen infolge von Demontagen durch das abziehende französische Militär vorerst nicht betriebsbereit, so dass Bergarbeiter dieser Zechen auf Saarzechen verlegt werden konnten. Unter diesen befanden sich vermutlich – neben Lothringern, die von der NS-Bürokratie nicht als Ausländer geführt wurden – auch wenige hundert (vielleicht 300) polnische oder polnisch-stämmige Arbeitskräfte. Damit wurden die Polen zwar zu diesem Zeitpunkt die größte Ausländergruppe auf den Saarzechen, aber insgesamt war die Ausländerbeschäftigung hier im Sommer 1940 weiter ein Randphänomen.

Dagegen begannen nach Abschluss des Westfeldzuges in den belgischen und nordfranzösischen Kohlenrevieren für den Ruhrbergbau groß angelegte Rekrutierungsaktionen. Diese Rekrutierungen trugen keinen ausgesprochenen Zwangscharakter, gleichwohl die Besatzungsverwaltung auf arbeitslose Bergarbeiter Druck ausübte, sich für den „Reichseinsatz“ zu melden. In Nordfrankreich zielten die Rekrutierungen anfänglich fast ausschließlich auf polnische bzw. polnisch-stämmige Bergarbeiter, von denen dort über 50.000 lebten. Diese Bergarbeiter stammten zumeist aus ehemals ruhrpolnischen Familien, die nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Ruhrgebiet in die nordfranzösischen Kohlenreviere weitergewandert waren. Die Abgabe von polnischen Arbeitskräften war im Sinne der deutschen Besatzungsbehörden, die französi-

¹³ Zu den Arbeitserziehungslagern vgl. Lotfi, G.: *KZ der Gestapo. Arbeitserziehungslager im Dritten Reich*. Stuttgart etc. 2000.

sche Bergarbeiter für die Rekrutierungsaktion des Ruhrbergbaus zunächst ausdrücklich gesperrt hatten, und der französischen Bergwerksbesitzer, die damit einen potenziellen Unruheherd in ihren Belegschaften ausschalten wollten. Dagegen weckte die Anwerbung dieser polnischen Arbeitskräfte im Ruhrgebiet noch einmal Sorgen über eine zweite „Polonisierung“ des Ruhrbergbaus. Der Konflikt zwischen einerseits dem westfälischen Gauleiter Alfred Meyer, dem Fachamt Bergbau der Deutschen Arbeitsfront und Vertretern des Ruhrbergbaus, die befürchteten, der Kriegseinsatz ausländischer, insbesondere polnischer Arbeitskräfte werde die Tür für einen dauerhaften und leistungsschwachen „Helotenbergbau“ öffnen, und andererseits Reichskohlenkommissar Walter, für den einzig die möglichst rasche Erhöhung der Kohlenförderung zählte, konnte erst durch das Einschreiten Görings entschieden werden. Dessen Erlass bestimmte, dass ein Ausländereinsatz im Ruhrbergbau als Notbehelf für die Kriegsdauer nicht zu vermeiden, aber auf das Minimum zu beschränken und nach Kriegsende sofort zu beenden sei. Görings Erlass ermöglichte im Sommer 1940 endgültig die Anlegung von circa 18.000 Bergarbeitern aus den belgischen und nordfranzösischen Kohlenrevieren auf den Ruhrzechen, darunter mehrere Tausend Polen, die in den Quellen als „Westpolen“ bezeichnet wurden.

Zunächst bestehende Unsicherheiten über die formalrechtliche Behandlung der „Westpolen“ im Ruhrbergbau beseitigte ein weiterer Erlass Görings vom September 1940. Danach wurden die „Westpolen“ im Ruhrbergbau nicht wie die „P-Polen“ nach dem geltenden diskriminierenden Sonderrecht, Himmlers „Polenerlassen“, behandelt, sondern formal wie Arbeiter aus dem westlichen Ausland, d. h. den deutschen Bergarbeitern arbeitsrechtlich mit nur wenigen Einschränkungen gleichgestellt. Görings Erlass ermöglichte damit eine Sonderregelung für den Ruhr- und Aachener Bergbau, denn für in Frankreich oder Belgien rekrutierte Polen, die in anderen Bereichen der deutschen Kriegswirtschaft eingesetzt waren, galten weiterhin die repressiven Regelungen der „Polenerlasse“. Dennoch ist davon auszugehen, dass auch die „Westpolen“ im Ruhrbergbau vielerlei Diskriminierungen eher informeller Art ausgesetzt waren, etwa bei der Einstufung in Lohngruppen. Aber sie waren nicht vollständig rechtlos und besaßen – zumindest in gewissen Grenzen – auch die Möglichkeit, sich auf diese Rechte zu berufen. Vor allem konnten sie zunächst nach Ablauf ihrer sechs- oder zwölfmonatigen Arbeitsverträge die Ruhrzechen verlassen und nach Frankreich zurückkehren, sofern sie nicht bereit waren, ihre Arbeitsverträge zu verlängern. Erst Anfang 1942, nach langem dahingehenden Drängen des Ruhrbergbaus, verfügte ein Erlass, dass Arbeitskräfte aus Nordfrankreich und Belgien, darunter die „Westpolen“,

nach Ablauf ihrer Arbeitsverträge auch gegen ihren Willen für die weitere Tätigkeit auf den Ruhrzechen bis auf weiteres, d. h. faktisch mindestens bis Kriegsende, dienstverpflichtet werden konnten. Dies galt zu diesem Zeitpunkt noch für circa 7.000 „Westarbeiter“, die damit zweifellos zu Zwangsarbeitenden wurden. Wie viele „Westpolen“ noch darunter waren, lässt sich nicht feststellen.

V. Die „Ostoberschlesier“

Die militärischen Vorbereitungen für den Überfall auf die Sowjetunion im Frühjahr 1941 führten zu Beeinträchtigungen für den Steinkohlenbergbau in Oberschlesien. Das dortige Eisenbahnnetz war durch Truppen- und Materialtransporte zur sowjetischen Grenze so stark belastet, dass die ostoberschlesischen Zechen für einige Monate ihre Kohlenförderung drosseln mussten, weil die volle Förderung nicht mehr zu den Verbrauchern abgefahren werden konnte. Deshalb wurden schließlich circa 13.000 Bergarbeiter von ober-schlesischen Zechen, die dort während der Fördereinschränkung nicht benötigt wurden, für drei Monate für den Ruhrbergbau dienstverpflichtet. Diese Dienstverpflichtungen wurden auch mit Polizeigewalt durchgesetzt, falls die Dienstverpflichteten die Abreise in das Ruhrgebiet verweigerten. Unter den betroffenen 13.000 ober-schlesischen Bergarbeitern befanden sich circa 2.000, die als „volksdeutsch“ klassifiziert waren und im Ruhrgebiet in Privatquartieren logieren konnten sowie Trennungszuschläge auf ihren Lohn erhielten, und circa 11.000 als „volkspolnisch“ eingestufte Arbeitskräfte, die in den Ausländerlagern untergebracht wurden und keine Lohnnebenleistungen erhielten. Die „volkspolnischen“ Dienstverpflichteten sollten zunächst außerdem als „P-Polen“, also gemäß Himmlers „Polenerlassen“, behandelt werden. Doch aus pragmatischen Gründen, wegen des damit verbundenen bürokratischen Aufwandes, verzichtete man mit Himmlers Einverständnis schließlich darauf. Die „volkspolnischen Ostoberschlesier“ wurden schließlich formal wie „gemischtvölkische“ Arbeitskräfte behandelt, was mit deutlich weniger Repressionen verbunden war. Allerdings unterlagen sie einem Aufenthaltszwang am Arbeitsort, durften diesen also nicht ohne Genehmigung verlassen.

VI. Die „Galizier“

Nach dem deutschen Überfall auf Polen gerieten die Provinzen Lwow, Stanislau und Tarnopol in Folge des Hitler-Stalin-Pakts unter sowjetische Herrschaft. Nach ihrer Besetzung durch die Wehrmacht zu Beginn des Vernichtungsfeldzuges gegen die Sowjetunion im Frühjahr 1941 wurden die Provinzen dann als Distrikt „Galizien“ dem so genannten Generalgouvernement für die besetzten polnischen Gebiete eingegliedert, in dem Generalgouverneur Hans Frank eine Terrorherrschaft etabliert hatte. Der Distrikt „Galizien“ war im Herbst 1941 schließlich das erste während des „Russlandfeldzuges“ besetzte Territorium, das durch die nationalsozialistische Führung zur Rekrutierung von Arbeitskräften für den „Reichseinsatz“ freigegeben wurde. Im Oktober 1941 begann hier unter scharfen Zwangsbedingungen eine Rekrutierungsaktion für den Ruhrbergbau, in deren Folge bis Anfang des Jahres 1942 circa 11.000 Arbeitskräfte in das Ruhrgebiet deportiert wurden. Im Saarbergbau dagegen zeichnete sich seit dem Sommer 1941 zwar auch zunehmend ein Arbeitskräftemangel ab, der aber immer noch vergleichsweise moderat war und vorerst nur zur Anlegung von einigen hundert spanischen Arbeitskräften führte, die auf der Grundlage einer vertraglichen Vereinbarung mit dem Franco-Regime angeworben wurden.

Von den 11.000 für die Ruhrzechen in Galizien zwangsrekrutierten Arbeitskräften galten circa 10 Prozent nach ihrer „Volkstumszugehörigkeit“ als polnisch, circa 90 Prozent als ukrainisch bzw. galizisch. Diese „Ukrainer“ bzw. „Galizier“ waren aber gleichwohl bis zum September 1939 polnische Staatsangehörige gewesen. Die polnischen Arbeitskräfte aus dieser Rekrutierungsaktion fielen unter die „Polenerlasse“, wurden also als „P-Polen“ klassifiziert. Die ersten Arbeitskräfte aus Galizien mit ukrainischer Herkunft, die im Herbst 1941 in den Ruhrbergbau kamen, wurden dagegen den „Westarbeitern“ gleichgestellt, also lediglich relativ moderaten formalen Diskriminierungen unterworfen. Noch im Dezember 1941 änderten die nationalsozialistischen Behörden jedoch ihre Politik, so dass von nun an aus Galizien in das Ruhrrevier deportierte Ukrainer doch dem repressiven Sonderrecht der „Polenerlasse“ unterstellt wurden; mit dem einzigen Unterschied, dass sie kein aufgenähtes „P“ auf der Kleidung tragen mussten. Diese Regelung galt bis zu einer erneuten Kehrtwende zum Jahresende 1942. Nun verfügte ein Erlass, dass Arbeitskräfte „nicht-polnischen Volkstums“ aus Galizien formalrechtlich wieder wie „Westarbeiter“ behandelt werden mussten. Allerdings galt diese Besserstellung nur auf „Abruf“ bzw. „Widerruf“: Bei ungenügenden Arbeitsleistungen (was ungenügend war, darüber bestimmten die Zechenleitungen)

konnten die Zechenleitungen die „Galizier“ oder „Ukrainer“ wieder zu Polen „degradieren“.

Im April 1943 fand eine zweite Sonderrekrutierungsaktion für den Steinkohlenbergbau im Distrikt „Galizien“ statt, in deren Folge weitere circa 2.500 Arbeitskräfte als „P-Polen“ in den Ruhrbergbau deportiert wurden. In diese zweite Rekrutierungsaktion wurde nun aber auch der Saarbergbau einbezogen. Bereits im Laufe des Jahres 1942 hatte sich der Ausländereinsatz auch im Saarbergbau zum Masseneinsatz entwickelt, als etwa 5.000 sowjetische Kriegsgefangene und „Ostarbeiter“ zur Zwangsarbeit auf den Zechen herangezogen wurden. Die unter scharfen Zwangsbedingungen seit April 1943 erfolgenden Rekrutierungen in Galizien brachten bis zum Juni dann 1.127 „Polen und Ukrainer“ – so die Bezeichnung in der Bergbaustatistik – auf die Saarzechen. Auch für die Saarzechen galt dabei: Die Polen fielen unter Himmlers „Polenerlasse“, während die „Ukrainer“ formalrechtlich wie „Westarbeiter“ behandelt wurden, jedenfalls solange die Zechen mit ihren Arbeitsleistungen zufrieden waren.

VII. Das Ende der „Sonderaktionen“

Die Rekrutierungsaktion im Frühjahr 1943 im Distrikt „Galizien“ blieb die letzte „Sonderaktion“, die während des Krieges in den besetzten Gebieten durchgeführt wurde, um Arbeitskräfte speziell für den Steinkohlenbergbau zu rekrutieren. Bereits seit Ende 1942 wurde der Bedarf des Steinkohlenbergbaus an ausländischen Arbeitskräften nicht mehr hauptsächlich durch Rekrutierungen in den besetzten Gebieten gedeckt, sondern durch Verlegungen von Zwangsarbeitern, die bis dahin in anderen Bereichen der deutschen Kriegswirtschaft auf dem Reichsgebiet, vor allem in der Landwirtschaft, eingesetzt gewesen waren. So wurden zwischen November 1942 und dem Frühjahr 1943 circa 10.000 polnische Arbeitskräfte, sämtlich als „P-Polen“ klassifiziert, aus landwirtschaftlichen Betrieben in Ostpreußen, Thüringen und Hessen-Nassau zur Zwangsarbeit in den Ruhrbergbau verlegt. Auch zu späteren Zeitpunkten, bis zum Sommer 1944, wurden sicherlich noch polnische Zwangsarbeiter aus der Landwirtschaft und aus anderen Industrien auf die Ruhrzechen verlegt. Doch geschah dies nicht mehr in Größenordnungen, die sich in den Quellen niedergeschlagen haben. Dies galt umso mehr für den Saarbergbau.

Fazit

Abschließend lässt sich festhalten:

Es gab ein Vielzahl von Gruppen polnischer Arbeitskräfte im deutschen Steinkohlenbergbau während des Zweiten Weltkrieges, die sich nach der von den Nationalsozialisten festgestellten Volkstumszugehörigkeit, nach der vor 1939 gehaltenen Staatsbürgerschaft, nach dem Rekrutierungsort, nach dem Zeitpunkt der Rekrutierung und anderem mehr unterschieden. Mit diesen unterschiedlichen Gruppen verbanden sich ganz unterschiedliche formale Festlegungen der Lebens- und Arbeitsbedingungen im Deutschen Reich und damit auch ganz unterschiedliche Bedingungen, unter denen polnischen Menschen im Ruhr- und im Saarbergbau Zwangsarbeit leisten mussten.

Im Ruhrbergbau wurden während des Zweiten Weltkrieges etwa 350.000 ausländische Arbeitskräfte, die allermeisten als Zwangsarbeiter, beschäftigt. Die oben genannten Gruppen polnischer Arbeitskräfte im Ruhrbergbau umfassen circa 45.000 Personen, darunter etwa 30.000, die als „P-Polen“ einem scharf diskriminierenden Sonderrecht unterlagen, das ihnen kaum eigene Einflussmöglichkeiten auf ihre Arbeits- und Lebensbedingungen ließ, sie also weitgehend entrechtete. Im Ruhrbergbau bildeten die Polen damit, allerdings mit sehr deutlichem Abstand hinter den Zivilarbeitern und Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion, die zweitgrößte Gruppe unter den Zwangsarbeitenden. Im Saarbergbau blieb der Einsatz polnischer Zwangsarbeiter sowohl in absoluten wie in relativen Zahlen deutlich hinter den Dimensionen im Ruhrbergbau zurück. Dies hatte vor allem damit zu tun, dass sich auf den Saarzechen ein stärkerer Arbeitskräftemangel erst einstellte, als weniger polnische Arbeitskräfte „zur Verfügung“ standen.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass die Erfahrungen, die polnische Zwangsarbeiter im Ruhr- und Saarbergbau machten, sich nicht nur nach dem formalrechtlichen Status, dem sie unterstellt wurden und der in diesem Beitrag im Vordergrund stand, differenzierten. Vielmehr entschied darüber hinaus eine Vielzahl weiterer, stärker informeller Faktoren darüber, welches individuelle Schicksal sich mit der Zwangsarbeit im Bergwerk verband. Auf welcher Zeche war man eingesetzt? In welchem Lager untergebracht? Wie verhielten sich die einheimischen Vorarbeiter, wie die Wachmannschaften? Zu welchem Zeitpunkt leistete man Zwangsarbeit? Hatte man schon vorher Erfahrungen im Bergbau gesammelt oder nicht? Viele andere Faktoren ließen sich ergänzen. Weder gab es also *den* polnischen Zwangsarbeiter, noch *die* Erfahrung, die polnische Zwangsarbeiter im Ruhr- und Saarbergbau während des Zweiten Weltkrieges machten.

WIESŁAW RZOŃCA
(Universität Warschau)

Der „polnische“ Günter Grass – das Phänomen der Rezeption seiner Werke

Die neunziger Jahre sind bekanntlich sowohl in Deutschland als auch in Polen eine Zeit der radikalen politischen und kulturellen Transformationen. Gerade zu dieser Zeit wurde Grass bei uns der am meisten gelesene Autor aus dem Ausland.¹ Auf seine Popularität hat ohne Zweifel einen großen Einfluss gehabt, dass der Schriftsteller, der mehrmals in Danzig zu Besuch war, wiederholt auf seine kaschubische, also deutsch-polnische Herkunft hingewiesen hat² – die Mutter des Schriftstellers war bekanntlich Kaschubin. Noch heute wohnen viele seiner Verwandten in der Nähe von Karthaus. Nach dem Tode der Großtante Anna aus Bissau hat der Schriftsteller am häufigsten die jüngsten Familienmitglieder besucht: die Geschwister Agnes und Jan. Charakteristisch ist, dass Grass sich mehrmals selbst Kaschube genannt hat. (So hat er zum Beispiel im Buch *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* geschrieben, dass Kaschuben ein altslawisches Volk sind, das eine sterbende Sprache, gespickt mit deutschen und polnischen Entlehnungen, benutzt.³ Diese literarische Erfassung seiner Wurzeln hat er seinen Kindern Laura und Raoul gewidmet und diese darauf hingewiesen, dass sie zu einem Viertel Kaschuben seien.)

Blutbande sind die eine, vielleicht aber nicht die wichtigste Seite unseres Themas. Wesentlich ist, dass die Handlung eines seiner am höchsten prämierten Werke, nämlich die der „Danziger Trilogie“, an einem heute zu Polen gehörenden Ort spielt. Dass jetzt infolge der geschichtlichen Entwicklung dieses

¹ Erst zu Beginn der neunziger Jahre hat man in Polen damit aufgehört, Grass als einen polenfeindlichen Schriftsteller zu bezeichnen. Die Wandlung des Bildes von diesem Schriftsteller in Polen ist sehr charakteristisch. Hiervon zeugt z. B. die Aussage von Wojciech Żukrowski, der zu Beginn der sechziger Jahre über die *Blechtrummel* geschrieben hat: „Dummköpfe, die zu einem sinnvollen Handeln unfähig sind, wahnsinnige Brandstifter, so ein untermenschliches Geschlecht, um die sich ein Volk der Herren bloß aus Berufung innerhalb von Jahren der Okkupation freundlich gekümmert hat“. Siehe Żukrowski, W.: „Bełtanie w gło- wie.“ In: *Kultura* 17, 1963, S. 12.

² Siehe z. B.: Ciemiński, R.: *Kaszubski werblista*. Gdańsk 1999, S. 7-20.

³ Vgl. Likowska, E.: „Nagroda dla prawie Polaka?“ In: *Przegląd Tygodniowy* 40, 1999, S. 15.

Gebiet polnisch ist, ist für Grass etwas Natürliches oder zumindest akzeptabel, wiewohl Danzig-Langfuhr, wo der Schriftsteller geboren wurde, das Zentrum seiner geistigen Welt blieb. Man könnte fast sagen, dass er die Städte, mit denen er später verbunden war, nämlich Düsseldorf, Berlin und Hamburg, als Vororte von Danzig-Langfuhr empfunden hat.

Rufen wir uns in Erinnerung, dass in Danzig in der Grażyna-Straße der Vater des Schriftstellers und früher der Großvater Besitzer einer kleinen Tischlerwerkstatt waren. Günter wurde im Labesweg 13 geboren, wo die Eltern bis 1945 einen Kolonialwarenladen führten.⁴ Heute wird dieses Haus von Menschen bewohnt, die sich nicht besonders für Geschichte und Literatur interessieren. Doch an dem Haus weist seit einiger Zeit eine Tafel darauf hin, dass vor dem Krieg hier der heutige Nobelpreisträger wohnte und dass in dem Gebäude etwas Wichtiges geschehen ist.

Von der besonderen, wenn nicht gar magischen Rolle der Stadt Danzig zeugen auch die in den letzten Jahren entstandenen Romane von Paweł Houle und Stefan Chwin (*Der Tod in Danzig* des letztgenannten Autors hat in der deutschen Version in Deutschland ein bemerkenswert großes Interesse gefunden). Es geht hier ohnehin um eine der vor dem Krieg schönsten mitteleuropäischen Städte – eine symbolische Stadt, auch mit Rücksicht auf die Bedeutung, die der Streit um Danzig zu Beginn des Zweiten Weltkriegs gehabt hat.

Mitte der siebziger Jahre ist Grass mit einem Team des Hamburger Fernsehens nach Polen geflogen, um als Kommentator eines Dokumentarfilms über das aus Ruinen wiederaufgebaute Danzig zu berichten. Bei dieser Gelegenheit hat ein ungewöhnliches Zusammentreffen von Umständen dazu geführt, dass der Schriftsteller denjenigen Ort gefunden hat, an dem die Handlung der *Blechtrommel* einsetzt, nämlich in Bissau bei Danzig, auf dem Kartoffelfeld der Großmutter Koljajczek. Dieses Feld wurde später, im Zuge des Baus des Flughafens Danzig-Rębiechowo, mit Betonplatten versiegelt.

Die faszinierende literarische Wirklichkeit von Grass hat etwas aus einer „verschwindenden Welt“, obwohl viele Orte, mit denen der Schriftsteller verbunden war, gerettet wurden. Der Krieg und der Massenexodus von Deutschen im Jahre 1945 haben dazu geführt, dass die besondere Grenzlandatmosphäre, die den kulturellen Reichtum von Danzig und der Kaschubei ausmachte, aufgehört hat zu existieren. Zum Beispiel war die in der *Blechtrommel* erwähnte Ziegelei Bissau-Glinianki (wie ich persönlich nachgeprüft habe) vor ein paar Jahren noch in Betrieb. Diese Ziegelei war Eigentum des Deutschen Hensel, der sie von einem Juden gekauft hatte, der der Gründer

⁴ Siehe Schmidt, S. (Hrsg.): *Oskar – Tulla – Mahlke... Günther Grassa. Śladami gdańskich bohaterów*. Gdańsk 1993.

und erste Besitzer der Ziegelei gewesen war. Auch das Landgut, von dem in der *Blechtrommel* die Rede ist, war das Eigentum jenes Hensel. Die Arbeitskräfte – sowohl im Fall des landwirtschaftlichen Betriebs als auch in der Ziegelei – waren vor allem Polen.

Der „Grenzlandcharakter“ des Bewusstseins, in dem Grass aufgewachsen ist, wird deutlich, wenn man berücksichtigt, dass das nicht weit von Bissau liegende Dorf Firoga durch den Versailler Vertrag zu einem Grenzort wurde, der das Deutsche Reich von Polen trennte. Der junge Grass hat als Danziger oft die Grenzen der Freien Stadt überschritten, um das Heimatland seiner „polnischen“ (wie er sagte) Großmutter zu besuchen und sich das Leben auf einem kaschubischen Dorf anzuschauen. Diese Grenzen prägten zwar äußerlich die Kindheit und Jugend des Schriftstellers, ließen ihn aber ein Bewusstsein ausbilden, das gleichzeitig und untrennbar deutsch, polnisch und auch jüdisch war. Man sollte sich also nicht wundern, wenn polnische Literaturhistoriker die Trommel von Oskar Matzerath geradezu als ein Symbol der Einheit der geistigen Welt des Jungen deuten, einer Welt, die infolge des Zweiten Weltkrieges einem heftigen und schmerzhaften Verfall erlegen ist.

Die Realität der Kindheit, auch wenn sie bis zu einem gewissen Grade idealisiert wurde, ist Ursache dafür, dass die Stadt Danzig im schriftstellerischen Spätwerk von Grass – gewissermaßen der historischen Wahrheit zum Trotz – als eine Stadt des „Einverständnisses und der Koexistenz von Deutschen und Polen“ dargestellt wurde. Gekrönt wurde diese Entwicklung durch den „Marsch der Blechtrommel“, der 2000 stattgefunden hat. Dieser wurde als eine abschließende Demonstration der außergewöhnlichen Popularität des Autors der *Hundejahre* begriffen. Über diesen Marsch haben die Massenmedien beider Staaten ausführlich berichtet. Grass wandelte an der Spitze einer Schar seiner Bewunderer durch die Straßen der Stadt, vom Zentrum bis zum Labesweg 13 im Stadteil Langfuhr – dies ist, wie gesagt, der Ort seiner Geburt. Besonders hervorzuheben ist hierbei die Tatsache, dass die Marschierenden weiß-rot bemalte Trommeln trugen, auf denen sie offenbar Oskars Rhythmen aus der *Blechtrommel* schlugen.

Man muss unterstreichen, dass man die polnische Rezeption von Grassens Werk nicht von der Rezeption der Person des Schriftstellers, die eine eigenartige Legende⁵ darstellt, trennen darf. Die Erklärung des Nobelpreisträgers darüber, dass er der Waffen-SS angehört hat, macht nach der Meinung vieler jenes makellose Bild des Danziger Schriftstellers „zweier Völker“

⁵ Adam Krzemiński schreibt: „Die *Blechtrommel* wurde in Polen zur Legende“. Krzemiński, A.: „Mit Grass lernte ich Deutsch.“ In: *Die Zeit*, 16.04.2015, S. 53.

unwiederbringlich zunichte.⁶ Zu dieser Legende über Grass gehörte in den neunziger Jahren zum Beispiel auch ein Bericht eines Professors (Stanisław Makowski) der Warschauer Universität. Dieser hatte Grass mit einer Begleitperson in der Warschauer Altstadt getroffen. Er hatte dem Schriftsteller spontan „Guten Tag“ gesagt; Grass hatte ihm höflich auf Polnisch geantwortet und hinzugefügt: „Warschau ist die einzige europäische Hauptstadt, wo ich auf der Straße erkannt werde.“ Dies war sicherlich eine Übertreibung, ist aber nicht unbedeutend im Sinne der oben angesprochenen Legendenbildung.

Es ist nicht verwunderlich, dass die Auszeichnung von Grass mit dem Nobelpreis 1999 auch in Polen gefeiert wurde,⁷ war er doch ein Danziger, in gewisser Weise also auch ein Pole. Zwar war der Vater von Grass Deutscher – so wurde damals in der Presse geschrieben –, aber die Mutter war Kaschubin,⁸ usw. Ein Teil der Polen war sich bewusst, dass das Polentum von Grass eher symbolisch und nicht wirklich ist, aber am wichtigsten war, dass man so versuchen konnte, polnische Komplexe teilweise zu kurieren. Was diese Komplexe betrifft, so muss man berücksichtigen, dass nach landläufiger Meinung die größten Polen – mit Ausnahme von Papst Johannes Paul II. – ihrer Herkunft nach keine Polen waren. Charakteristische Beispiele sind Nikolaus Kopernikus, Fryderyk Chopin und sogar der größte polnische Dichter Adam Mickiewicz. Aber wenn man von der Nationalitätenfrage im Falle von Grass absieht, gibt es keinen Zweifel, dass er als Schriftsteller die Danziger Küste berühmt gemacht und immer wieder aufs Neue eine weitere Geschichte zur magischen Welt der Gegend von Danzig hinzugefügt hat. Und gerade in den neunziger Jahren ist Danzig als eine besondere Stadt hervorgetreten: Die Wiedererlangung der politischen Freiheit dank Michail Gorbatschow wäre – wie man in Polen bis jetzt glaubt – ohne die Danziger *Solidarität* und den Danziger Helden der Polen, Lech Wałęsa, nicht möglich gewesen.

Stereotype, Naivität und Zauberei haben in den neunziger Jahren eine Einheit gebildet, die sich gut mit dem Werk von Grass verbinden lässt. Dieses wird allgemein mit *Die Blechtrommel* und der Gestalt von Oskar gleichgesetzt. Es ist die ewige Kindlichkeit des geopolitischen und geschichtlichen Bewusstseins, die der Schriftsteller in seinem Werk kultiviert hat. Oskar trennt sich nie von der Trommel und erzwingt auf diese Weise Unerwachsenheit. So bleibt er unberührt von der Grausamkeit der Geschichte und ihrer zerstörerischen Wirkung, die nicht nur das deutsche und polnische Volk, sondern

⁶ Vgl.: Kerski, B.: „Obywatel Grass.“ In: *Tygodnik Powszechny* 35, 2006, S. 12.

⁷ Vgl. Żurow-Piechowski, T.: „Pół Kaszub, Pół Niemiec, czyli cały Grass.“ In: *Tygodnik Powszechny* 35, 2006, S. 11.

⁸ Vgl. Rogulski, P.: „Literacki Nobel 1999 dla Grassa.“ In: *Magazyn Literacki* 10, 1999, S. 5.

ganz Europa betroffen haben und weiterhin betreffen. Es ist, als ob der Roman von Grass ein Befehl zur Beendigung des Kalten Krieges und der Schwierigkeiten des polnisch-deutschen Verhältnisses sei, der in den neunziger Jahren eine neue Bedeutung erhält, wenn nicht sogar zu einer Vision von der neuen Gemeinschaft der Europäer führt.

Unerwachsenheit und Erkenntnisunreife, die wir in Polen mit dem Schaffen unseren „Vaters“ des Postmodernismus, Witold Gombrowicz, assoziieren, wird in der Prosa von Grass geradezu grotesk dargestellt. Es ist sicher so, dass die nicht zufällig sich in den neunziger Jahren verstärkende Grass-Faszination in Polen mit der verspäteten Rezeption des Postmodernismus zusammenfällt. Damals haben sich bei uns die Sitten gewandelt, sodass zum Beispiel das Interesse an der infantilen Erotik der *Hundejahre* stieg, über die sich noch heute so viele empören. Die polnische Kirche war alarmiert, weil sie die Gesellschaft vor Pornographie, homosexuellen Tendenzen u. Ä. schützen wollte. Die Kirche hat inzwischen diese Schlacht wohl verloren, heute erregen derartige Sittenwandlungen, die den Deutschen, Amerikanern, Franzosen zu verdanken sind, nur noch wenige Gemüter. Doch wieder war Grass damals einer derjenigen, die das kulturelle Empfinden bezüglich Erotik entscheidend beeinflusst haben.

Von besonderer Bedeutung scheint jedoch ein politisch-kulturelles Phänomen zu sein, das Grass in seinem Werk, besonders in der „Danziger Trilogie“, beschreibt – nämlich der Verfall Europas. Hierbei handelt es sich um Änderungen, die in Polen und in Deutschland in den frühen neunziger Jahren eingetreten sind und große Hoffnungen geweckt haben. Und dennoch hat dieser Wandel vielen das Gefühl eines sich abzeichnenden neuen Verfalls gegeben. Ein Gefühl der Unsicherheit kam auf, das durch den Streit über den damals mit Verspätung nach Polen kommenden Postmodernismus noch verstärkt wurde. Der Postmodernismus wurde üblicherweise mit Chaos, mit einem allgemeinen Werteverfall, mit der Krise der Autoritäten u. Ä. verbunden. Gerade solche Fragen werden auch in den Romanen von Grass, die den Krieg betreffen, behandelt. Sie sind am Anfang der neunziger Jahre Gegenstand einer neuen Erkenntnisfaszination geworden. Im Zuge des Prozesses der Versöhnung, die durch Kanzler Kohl und Premierminister Mazowiecki eingeleitet wurde, hat sich gleichzeitig eine vielfach als grotesk empfundene Vision der neuen Einheit von Deutschen und Polen abgezeichnet, nämlich eine Einheit im Rahmen des vereinigten Europas. Das Groteske dieser Vision einer polnisch-deutschen Freundschaft hing damit zusammen, dass das Bewusstsein der Generation der damals Vierzigjährigen durch Kriegsfilme, angeführt von *Stawka większa niż życie*, geprägt war. Die Tatsache, dass Polen

und Litauer 1410 über den deutschen Kreuzritterorden gesiegt haben, wurde zu einem der wichtigsten Bestandteile der Geschichte Polens. Das Datum der Schlacht bei Tannenberg war noch in den achtziger Jahren jedem polnischen Kind bekannt. Heute hat sich dies geändert. Nebenbei gesagt, war das Verhältnis zu Deutschland trotz der Missverständnisse zwischen der polnischen Regierung und der Regierung Angela Merkels in den Jahren 2005 bis 2007 sehr gut. Dagegen konzentrieren sich die heutigen kulturellen Eliten auf die subtile Steigerung des Hasses gegenüber Russland und kultivieren die Erinnerung an die Ermordung polnischer Offiziere in Katyń.⁹

Man kann wohl sagen, dass das Interesse der Polen an dem oben genannten Phänomen des Verfalls in den neunziger Jahren doch vor allem auf jenem Gefühl der Nostalgie gegründet war, die uns mit „Ostpolen“ verbindet – allgemein gesagt, mit den Gebieten der heutigen Ukraine, Weißrusslands und Litauens. Denn diese Gebiete spielen im polnischen Bewusstsein eine ähnliche Rolle wie Pommern, Ostpreußen und Schlesien im Bewusstsein der Deutschen. Immanuel Kant aus Königsberg, Joseph von Eichendorff aus Ratibor, Artur Schopenhauer aus Danzig, Gerhart Hauptmann aus Ober-Salzbrunn, Gustav Freytag aus Kreuzburg, Ernst Cassirer aus Breslau – sie alle stammen aus Gebieten, die heute nicht mehr zu Deutschland gehören. Ähnlich ist es mit polnischen Geistesgrößen – Juliusz Słowacki, Czesław Miłosz, Aleksander Fredro, Tadeusz Konwicki. Wenn man die *Blechtrommel* mit der *Kronika wypadków miłosnych* von Konwicki vergleicht, hat man es sowohl beim einen wie auch beim anderen mit einer Mythologisierung des Landes der Kindheitsjahre zu tun.

Ein mythenschaffender Faktor ist auch die Polykulturalität der Welt, die durch die Geschichte zum Niedergang verurteilt ist. Malafiew bei Konwicki sagt: „Russische, polnische und jüdische Himmel. Alle Himmel auf einmal. Solange du es nicht kennst, weißt du nicht, was Leben ist.“¹⁰ Konwicki führt Witek, die Hauptfigur des Romans, durch Vilnius, wo sein junger Held Russisch, dann wieder Jiddisch hört. Witek kennt die Glaubensanhänger der griechisch-orthodoxen Kirche persönlich. Er betrachtet oft im Gebet versunkene Juden, ein andermal kniet er beim Anblick eines katholischen Priesters, der zu einem Kranken eilt, nieder. So wie die Freie Stadt Danzig war auch Vilnius vor dem Krieg – wie Konwicki sagt – „eine unklare ethnische Formation, eine

⁹ Der Film *Katyń* von Andrzej Wajda bildet bei dieser geschichtlichen Tendenz, mit der wir in Polen seit neuem zu tun haben, ein wichtiges Element. Es ist dabei erwähnenswert, dass die polnischen Offiziere, die 1939 in deutsche Gefangenschaft geraten waren, die Kriegszeit am Bodensee verbracht haben – anders als jene polnischen Soldaten, die damals in die Hände der Roten Armee gefallen sind.

¹⁰ Konwicki, T.: *Kronika wypadków miłosnych*. Warszawa 1991, S. 169.

nicht definierte Kultursphäre“.¹¹ Dennoch bildete auch Vilnius eine faszinierende Einheit. Die in Witek verliebte Tochter des Pastors Baum ist, wie sie über sich selbst sagt, eine „schreckliche, grauenvolle Deutsche, gleichzeitig – fügt sie hinzu – bin ich nicht mehr Deutsche und ich werde sie nie sein.“¹² Sie ist Quasideutsche, ihre Mentalität hat sich unter dem Einfluss von vielen Kulturen – der deutschen, polnischen, litauischen und jüdischen – herausgebildet. Der Bruder von Greta, Engel Baum, möchte, dass ihn die Freunde Władek Drewnowski nennen. Die polnische Sprache bildet nämlich ein wichtiges und gewissermaßen natürliches Element des sprachlichen Bewusstseins von Engel. Er verspottet seinen Vater, einen protestantischen Pastor, der nur Deutsch spricht und zum Beispiel die polnischen Flüche nicht versteht, die Engel in Anwesenheit des Vaters frei ausspricht. Die Ausreise der Familie Baum nach Deutschland kündigt einen Niedergang an, vor allem das Ende der Koexistenz verschiedener Nationen.

Ähnlich ist es in der *Blechtrummel*. Zum Beispiel wurden in Danzig schon im November 1938 Synagogen in Brand gesetzt. Es ist bemerkenswert, dass wir bei Grass ein ähnliches Vater-Sohn-Verhältnis vorfinden wie bei Konwicki. In beiden Fällen ist der Vater eindeutig Deutscher. Das Bewusstsein des Sohnes ist jedoch in beiden Fällen polykulturell. Während sich der strahlende Vater von Oskar an einem brennendem Haufen sakraler Gegenständen die Hände wärmt, schleicht sich der Junge unbemerkt hinaus und beeilt sich, zur Rüstkammer zu gelangen, weil er sich um seine Trommel aus weiß-rot lackiertem Blech Sorgen gemacht hat. Diese Trommel aus weiß-rottem Blech, die den Protest Oskars zum Ausdruck bringt, steht in symbolisch-groteskem Widerspruch zur Wirklichkeit. Wir empfinden in Polen die Trommel gewissermaßen als Symbol des Polentums – weiß und rot sind unsere nationalen Farben. Besondere Bedeutung hat auch die Geste des Großvaters von Oskar, Joseph Koljajczeks, der den Zaun des Bauernhofs weiß-rot streicht. Er wird dafür selbstverständlich geschlagen. Koljajczek ist es auch, der das Holzlager in Brand steckt; und das Feuer ist rot – woraus sich schließen lässt, dass er auf diese Art und Weise seine patriotische Haltung ausdrückt.

Ein Teil der polnischen Leser hat sogar Oskar, die berühmteste Figur in der Prosa von Grass, als ein polnisches Kind angesehen, denn die Liebesbeziehung von Vinzent Bronski mit der Mutter von Oskar erlaubt eine solche Interpretation. So oder so drücken die Farbe der Trommel und Oskars Haltung aber die Angst vor einem allgemeinen Verfall aus, der insbesondere

¹¹ Ebda.

¹² Ebda., S. 147.

dann droht, wenn die Polykulturalität Europas, und hier konkret die Polykulturalität der Stadt Danzig, nicht gewürdigt werden. Diese Problematik betrifft bei Grass den Bruch der Freundschaftsbande zwischen Matzerath und Bronski im Verlauf der Geschichte. Bei Konwicky dagegen finden wir den dramatischen Abschied Baums bei Kriegsausbruch und die sich in den neunziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts abzeichnende neue Vision der Koexistenz der Völker Europas. Beide Literaturstellen machen daher zwei Seiten von ein und derselben Erscheinung aus.

Die von Gorbačev initiierten Veränderungen haben große Hoffnungen geweckt, haben aber auch die Atmosphäre des Zerfalls und der Unsicherheit mitbestimmt, die im allgemeinen die Helden von Grass begleitet. Trotz der offensichtlichen Tendenz der sich abzeichnenden Wandlungen zum Positiven entscheidet der Verlauf der Geschichte wieder über das Schicksal eines Einzelmenschen und zerstört sein Gefühl des Vertrautseins mit der Welt. Bei Grass symbolisiert die Veränderung Danzigs die Veränderung Europas. In der Stadt haben zuerst die Ranen regiert, dann die Goten und die Gepiden, schließlich die Slawen. Jetzt, da Weißrussen, Litauer und Ukrainer ihre Unabhängigkeit wiederbekommen sollten, würde dies bedeuten, dass die Ostpolen, die für einige hundert Jahre das polnische Nationalbewusstsein mitgestaltet haben, Polen für immer verlassen würden.

Zur Beginn der neunziger Jahre wurden geschichtliche Tatsachen bekannt, die dazu führten, dass die Situation der ostpolnischen Polen, die durch die Sowjets zum Verlassen der Heimat und zur Ansiedlung in Ostpreußen oder Niederschlesien gezwungen wurden, als ähnlich zu der Situation derjenigen Deutschen erkannt wurde, die 1945 Danzig verlassen mussten. Das bewegende Ende des Films von Schlöndorff *Die Blechtrommel*, der einen Oskar zeigt, der aus dem schon fahrenden Zug seiner kaschubischen Großmutter auf Polnisch „Grossmutter, Grossmutter“ („babcia, babcia“) zuruft, drückt auch die Tragödie der Polen aus, die wenig später unter Zwang die Ostgebiete des ehemaligen Polens verlassen mussten. Gerade hierin liegt sicherlich einer der Hauptgründe für die Popularität von Grass. Es ist nämlich sehr einfach, sich einen jungen Polen vorzustellen, der Vilnius verlässt und sich von seiner Großmutter auf Litauisch verabschiedet – die mehrere hundert Jahre dauernde gemeinsame Geschichte Polens und Litauens macht diese Übertragung ebenso naheliegend wie überzeugend.

Es scheint wesentlich zu sein, dass aufgrund des starken Einflusses der Sowjetunion auf Nachkriegspolen, der Eigenart der sozialistischen Poetik und der Dominanz der damaligen Zensur sich keine bedeutende Literatur in Polen entwickeln konnte, die die Tragödie der Massenumsiedlungen von Polen in die Westgebiete 1945-46 zum Thema gehabt hätte. Aus denselben

Gründen gibt es keine bedeutende Literatur, die den Grad und die Kraft der Verbundenheit der Polen mit ihrer für immer verlorenen Heimat zeigen würde. Trotz des Prozesses der Aufhebung der Geheimhaltung aller Dokumente aus jener Zeit hat noch in den neunziger Jahren das Werk von Grass die Funktion eines Kommentars zu jenem Exodus erfüllt.

Was die Form des Werks von Grass betrifft, so hat sich sein märchenhaft-fantastischer Realismus als ideal für den Ausdruck eines „ostpolnischen Geisteszustands“ erwiesen, der für viele Polen charakteristisch ist. Sein epischer Stil ist natürlich dicht, mit Episoden überladen, aber dadurch wird das Epische einer Art Binnenironisierung unterzogen.¹³ Die Gestalten von Grass, mit Oskar an der Spitze, sind so etwas wie Kinder, Kinder mit besonderer Sensibilität, mit starker innerer Kraft, und trotzdem bleiben sie machtlos. So oder so trifft sie die „Überwirklichkeit“, die über die magische Kraft der Prosa von Grass entscheidet. Die Figuren scheinen den allgemeinen Verfall des Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts zu symbolisieren¹⁴ – einen Verfall, der sich aus dem Niedergang der traditionellen, gesellschaftlichen und kulturellen Ordnung ergibt. Ein Nachkriegstraum vieler Europäer war, dass sich aus der Initiative der ehemaligen Erzfeinde Deutschland und Frankreich heraus eine neue Einheit der Völker bildet. Dieser Traum ist wahr geworden. In den neunziger Jahren hat die Geschichte Polen zu einer plötzlichen Reinterpretation der eigenen Identität gezwungen. Komik und Tragik haben gleichzeitig den damaligen Geisteszustand bestimmt. Bei Grass zum Beispiel schmeckt die deutsche Gans eigentlich anders als die polnische, und die germanisierten Polen (die Großeltern von Oskar) träumen auf Kaschubisch. Es ist einfach, sich die Träume derjenigen vorzustellen, die auf den Gebieten der UdSSR verblieben und dort einem Prozess der Russifizierung – oder besser gesagt, der Sowjetisierung – unterzogen worden sind. Wiederum – auch in jener grotesken Ordnung – haben zu Beginn der neunziger Jahre einige Strukturen oder auch Idiome der Sowjetkultur eine Welt der Fantasie und der Rhetorik eines freien Polens mitgeschaffen. Der Situationswandel, der auf die Ära Lech Wałęsa und den Rückzug der Sowjetarmee aus Polen folgte, hat einen Verfall des geistigen Bewusstseins Polens erzwungen. Von einem Monat auf den nächsten ist aus dem „Bruder“ und dem „Freund“ ein Erzfeind geworden, aus dem Okkupanten „pejorativer Deutscher“ und „Kreuzritter“ (der Existenz

¹³ Vgl. Cunliffe, W.: „Aspects of the Absurd in G. Grass.“ In: *Wisconsin Studies in Contemporary Literature* 7, 1996; Honsza, N.: „Szyderczy chichot noblisty.“ In: *Przegląd Tygodniowy* 40, 1999, S. 14.

¹⁴ Vgl. Richter, F.: *Die zerschlagene Wirklichkeit. Überlegungen zur Form der Danzig-Trilogie von G. Grass.* Bonn 1977.

der DDR und der sozialistischen „Freundschaft“ zum Trotz) sollte hingegen ein wirtschaftlicher und politischer Alliiertes werden. Gleichzeitig wurde das Werk von Grass zu einer der Brücken, die die in der Tat unerwartete polnisch-deutsche Versöhnung möglich machte. Diese Versöhnung war symbolisch in das Werk des Autors der *Unkenrufe* eingeschrieben.¹⁵

In der ambitiösen geschichtlichen Reflexion (zum Beispiel in der Allensteiner *Borussia*) gibt es die Interpretation, dass wir in der Geschichte nicht nur Opfer waren. Hierzu gehört auch die Analogie zwischen dem deutschem Drang nach Osten und dem polnischen Drang nach Osten in der Vergangenheit. Man hat ähnliche Formen der Zivilisationsexpansion und Elemente von Aggression entdeckt, die früher Ukrainer, Weißrussen und Litauer von polnischer Seite zu erleiden hatten. Gleichzeitig muss man die Aggression von den gleichsam natürlichen Konsequenzen der Zivilisationsexpansion unterscheiden, deren Gerichtetheit sowohl für die Deutschen als auch für die Polen nach Osten wies.

Man muss ferner erwähnen, dass in den neunziger Jahren auch eine Umwertung der Grausamkeiten des Zweiten Weltkrieges stattgefunden hat. Nach dem Medienspektakel über die schon erwähnten Massengräber in Katyń und Ostaszkow sowie dem von der sowjetischen Armee unter Stalin verübten Völkermord hat sich die Groteske als das einzige Mittel erwiesen, das die Komplexität der geschichtlichen Wirklichkeit wiedergeben kann. Gerade die postmodernistische Art der kunstvollen Metaphorisierung hat die Eindeutigkeit eliminiert. Die Nachkriegserzählungen von Zofia Nałkowska oder Tadeusz Borowski haben aufgehört, ergreifend zu sein. Der Krieg ist nicht die Sache des Leidens der Polen und der Grausamkeit der Deutschen – der Krieg ist ein Unsinn. Nicht naturalistische Beschreibung sowie philosophische Weitschweifigkeiten, sondern vielfältiges Erzählen ohne auktoriale Perspektive. Wenn die Literatur schon irgendeine Position beziehen soll, dann sollte es eine ironisierende sein. Dasselbe trifft auf die Epik von Grass zu. Und sogar wenn sich die Ironie in Spott verwandelt, ist es schwer zu sagen, ob sie uns beleidigt – etwa die Darstellung der hoffnungslosen Verteidigung der Heimat im Jahr 1939. Weitere Beispiele sind der Pole, ein Romantiker, der ohne Sinn für das Organisatorische ist – was Grass während einer Diskussion an der Danziger Universität betont hat –, oder ein polnischer Bauer, der nicht mit der Mühsal der Arbeit in Verbindung gebracht wird, sondern mit einem Dunghaufen (vgl. die *Unkenrufe*). Grass vervielfältigt und reinterpretiert hier polnische Nationalmythen und deutsche Polentumsstereotype. Das Polentum ist jedoch ein Teil des europäischen Universalismus. Die *Unkenrufe*, die

¹⁵ Vgl. Krzemiński, A.: „Złe czasy dla doboszów.“ In: *Polityka* 1998, Nr. 6, S. 52.

Polen und Deutsche vereinigen, haben sich als eine gute Wahrsagung erwiesen. Gerade dieser Roman passt somit am besten zu der Eigentümlichkeit der neunziger Jahre. Dank diesem Roman konnten wir den durch die Danziger *Solidaritäts*-Bewegung angestoßenen Veränderungen mit den Augen von Europäern zusehen.

An der ehemaligen deutsch-polnischen Grenze unter Bedingungen einer besonderen Ideologisierung der menschlichen Wirklichkeit herangewachsen, hat Günter Grass einen beschleunigten Kurs des modern begriffenen europäischen Charakters durchlaufen. Insbesondere für Deutschland und die Völker Ostmitteleuropas der neunziger Jahre schärft Grass den Sinn für nationale Selbstbeurteilung und hat wichtige Ereignisse für unsere Geschichte entmythologisiert. Er hat Distanz zum Polentum gelehrt. Vor allem aber hat er das Selbstbewusstsein der Polen in einem wichtigen Moment der Geschichte gestärkt – vor dem Beitritt zur NATO sowie wenig später zur Europäischen Union.

Es ist wohl eine Premiere in der Geschichte der deutschen Literatur (hier erinnern wir uns an die Bemerkungen über Polen von Heinrich Heine), dass ein Weltklaseschriftsteller einen wichtigen Teil seines Werkes Polen und den Polen widmet. Die Polen haben mit einem Interesse geantwortet, dessen sich im zwanzigsten Jahrhundert unter den deutschen Schriftstellern wohl nur Thomas Mann erfreuen konnte. Nun, wir sind Günter Grass dafür sehr dankbar.

MATEUSZ CHMURSKI
(Université de Lorraine, Nancy)

MONIKA SITEK
(Université de Lorraine, Nancy)

Une trajectoire, des migrations, un héritage : Lorraine, la polonaise

De sa statue à la place Stanislas à la rue Stanislas, du Lycée Stanislas, le plus grand de la ville, au Restaurant Stanislas au Grand Hôtel de la Reine de la place éponyme, la ville de Nancy est décidément liée par de liens forts, symboliques et intenses, avec son grand-duc polonais du siècle des Lumières. En effet, rares sont les cas où un souverain étranger avait marqué une ville avec une pareille intensité, et pour une période aussi longue. Celui auquel la gastronomie mondiale doit le baba au rhum laissa une forte empreinte sur le territoire qui lui avait été confié. Il fut sans doute « le bienfaiteur » de la Lorraine, et elle lui reste « reconnaissante » comme nous le rappelle l'inscription sur sa statue, érigée entre 1827 et 1831 par Georges Jacquot à la place de celle de Louis XV, enterrée par ailleurs, comme le veut la légende, au pied de son socle en 1792. Si la personnalité de Stanislas domine le paysage, les liens étroits entre « la plus polonaise des villes françaises » et le pays du bon duc Stanislas ne se limitent toutefois point au XVIII^e siècle¹.

C'est en Lorraine, à Marainville-sur-Madon dans les Vosges que naquit Nicolas Chopin (1771-1844), le père du plus illustre peut-être des franco-polonais, le compositeur Frédéric Chopin (1810-1849)². C'est ici que le plus

¹ Cf. Le dossier du *Point* consacré à la ville de Nancy : http://www.lepoint.fr/histoire/comment-nancy-est-devenue-polonaise-18-06-2015-1937805_1615.php (consulté le 31 mai 2016).

² Cf. Gabriel Ladaïque, *Les origines lorraines de Frédéric Chopin*, Sarreguemines, Pierron, 1999 ; Jolanta T. Pekacz, « Deconstructing a "National Composer". Chopin and Polish exiles in Paris, 1831–1849 », *19th-century Music*, vol. XXIV, 2000, n° 2, s. 161-172 ainsi que mon article « "Affinités électives" ? F. Chopin de Liszt et les récits de la modernité : communautés imaginées, nations culturelles, historiographie artistique », in Kamila Stępień-Kutera (dir.), *Between National Identity and a Community of Cultures*, Varsovie, NIFC, 2016, disponible en ligne : <http://eog.chopin.nifc.pl/public/files/146356254804693fb749d47d1422e9b39b835ffd8a.pdf> (consulté le 19 mai 2016).

grand critique littéraire du romantisme polonais, Maurycy Mochnacki (1803–1834), donna un concert devenu mythique grâce au poème de Jan Lechoń (1899-1956), auteur phare de la littérature polonaise du siècle dernier³. Et ce sont surtout les mines, usines sidérurgiques et autres branches de l'industrie lorraine qui accueillirent plusieurs milliers d'ouvriers polonais tout au long du siècle dernier, en rendant la Lorraine la deuxième région « polonaise » de France après le Nord-Pas-de-Calais. Aujourd'hui enfin, si une ville de celles que réunit la Großregion/Grande Région belgo-franco-germano-luxembourgeoise attire les plus de jeunes émigré.e.s après l'ouverture du marché de l'emploi européen aux polonais, c'est sans doute Luxembourg en tant que centre de la finance européenne. Néanmoins, à Nancy et en Lorraine le petit monde polonais fonctionne toujours bien grâce à un réseau d'associations, l'activité du Consul Honoraire de la République Polonaise ou encore des enseignants et étudiants de l'Université de Lorraine.

En tant qu'acteurs de ces derniers changements, dans le présent article nous allons passer en revue trois périodes, pendant lesquelles les liens de la Lorraine avec la Pologne furent le plus intenses : le siècle du bon duc Stanislas, les migrations ouvrières du XX^e siècle, et enfin, la situation actuelle depuis l'entrée de la Pologne en Union européenne (2004). Aussi s'agira-t-il d'évoquer tour-à-tour l'épopée d'un individu, sa tentative d'un règne et d'une cité idéale des Lumières que devaient devenir, à ses yeux, Nancy et la Lorraine, et les enjeux historiques de la migration polonaise dans la région au siècle dernier. Pour conclure, enfin, un témoignage plus personnel sur les enjeux que pose de nos jours la présence polonaise dans la région permettra de renfermer le parcours proposée. En un mot, il s'agira donc tant d'un rappel historique des faits marquants que d'une réflexion plus générale sur les enjeux dont l'importance semble d'actualité poignante encore de nos jours.

I. Odyssée, utopie ? La trajectoire du « bon duc » Stanislas et sa cité idéale

Comprendre les activités qui ont mené Stanisław Leszczyński, palatin de Poznań, puis roi de Pologne et Grand-Duc de Lituanie, à devenir Stanislas, Grand-Duc de Lorraine et du Bar et beau-père du roi de France, nécessite tout d'abord un rappel de son parcours complexe, quoique également représentatif

³ Cf. Jerzy Wiśniewski, « Czy Maurycy Mochnacki koncertował, grając na klawikordzie? Uwagi na marginesie wiersza Jana Lechońa » [Maurycy Mochnacki a-t-il donné un concert en jouant du clavicorde ? Quelques remarques en marge du poème de Jan Lechoń], *Acta Universitatis Lodzianis, Folia Litteraria Polonica*, vol. 2, 2001, p. 41-47.

de son époque⁴. En effet, il s'agit d'une odyssée personnelle, trajectoire évocatrice pour son siècle, quoique peu habituelle pour la société polonaise de l'époque. Comment ce noble de la Grande Pologne devint-il consécutivement monarque polonais, roi sans trône, souverain lorrain ?

Descendant d'une grande noblesse polonaise dont l'arbre généalogique remonte au Moyen-Âge, Stanislas Leszczyński naquit dans la ville multiculturelle de Lwów (lat. *Leopolis*, all. et yiddish *Lemberg*, rus. *Lvov*, ukr. *Lviv*...), actuellement située en Ukraine occidentale, mais longtemps liée avec l'expansion polonaise à l'Est et, par là même, cruciale pour le fonctionnement du Royaume polono-lituanien⁵. Éduqué au château de Rydzyna en Grande Pologne (pol. *Wielkopolska*), il poursuivit son éducation au gymnase de Leszno, riche de son passé d'école protestante de renom, puis partit faire le grand tour d'Europe conformément aux us et coutumes de l'époque (Vienne, Venise, Rome, Florence, Paris...).

Ces quelques détails de sa jeunesse exposent déjà le croisement des deux mondes que réunit sa trajectoire : l'univers traditionnel des temps modernes en Pologne, et les prémices d'un nouvel ordre européen, celui du monde moderne en devenir. D'une part, il représentait en effet les élites de la *Respublica* polono-lituanienne, « démocratie nobiliaire » au pouvoir central « faible » dans les mains de rois électifs depuis la fin du XVI^e siècle⁶. De l'autre, son devenir européen, digne de ce siècle cosmopolite « quand l'Europe parlait français », pour paraphraser Marc Fumaroli, pourrait être considéré comme préfigurant jusqu'à un certain degré « la construction européenne contemporaine »⁷.

⁴ En français, la biographie la plus accessible de son long parcours reste celle d'Anne Muratori-Philip, *Stanislas Leszczyński : aventurier, philosophe et mécène des Lumières*, Paris, Robert Laffont, 2005. Citons également : Maurice Garçot, *Stanislas Leszczyński 1677-1766*, Paris, Berger-Levrant, 1953 ; Jacques Levron, *Stanislas Leszczyński, roi de Pologne, duc de Lorraine : un roi philosophe au siècle des Lumières*, Paris, Perrin, 1984 ; Lydia Scher-Zembitska, *Stanislas I^{er}, un roi fantasque*, Paris, CNRS Éditions, 1999, ainsi que le catalogue de l'exposition *Stanislas, un roi de Pologne en Lorraine, Musée lorrain, Nancy, 17 décembre 2004-21 mars 2005*, Versailles, Art Lys, 2004.

⁵ Cf. Delphine Bechtel, « Lemberg, Lwów, Lvov, Lviv : de la "petite Vienne" au centre du nationalisme ukrainien », in idem, Xavier Galmiche (dir.), *Les villes multiculturelles en Europe centrale*, Paris, Berlin, 2008, p. 193-220.

⁶ Sur l'importance de cet héritage pour l'avenir de l'Europe centrale, cf. l'« Introduction » de Michel Masłowski, un des cofondateurs des études de polonais à Nancy, dans le volume : Didier Francfort, Paul Gradwohl, idem, *Culture et identité en Europe centrale : canons littéraires et visions de l'histoire*, Paris-Bрно, Institut d'études slaves – Masarykova Univerzita, 2011, p. 17 sqq. Cit. p. 18.

⁷ Pierre-Yves Beaurepaire, *L'Europe des Lumières*, Paris, PUF, 2004, p. 3. Cf. Marc Fumaroli, *Quand l'Europe parlait français*, Paris, Fallois, 2001.

Car, de l'odyssée qu'est devenue sa biographie à l'utopie de ses projets politiques et culturels qu'il tenta de réaliser en Pologne puis en Lorraine, son parcours perçu avec plus de deux siècles de distance semble concilier ainsi plusieurs dilemmes propres à l'identité moderne de l'Europe en tant que telle.

Revenant cependant à la trajectoire du jeune Stanislas. À son retour en Pologne, le roi Jean III Sobieski, vainqueur des Turcs ottomans à Vienne (1683), meurt, Auguste II de Saxe se fait élire roi, et le jeune Stanislas s'engage en politique. Après la mort de son père, il devint grand échanson de la couronne et palatin de Poznanie, capitale de la Grande Pologne. C'est à cette période qu'il se maria avec une descendante d'une autre grande famille noble, Katarzyna (Catherine) Opalińska (1698). Leur fille, Marie, née en 1703, devint plus tard épouse de Louis XV et reine de France, initiant ainsi un lien privilégié avec ce pays qui permettra à Stanislas de s'établir en Lorraine quelques décennies plus tard.

Cependant, lorsqu'Auguste II engagea indirectement la Pologne dans la grande guerre du Nord (1700–1721) et les troupes ennemies parcoururent le territoire du pays pendant plusieurs années, Stanislas décida d'intervenir encore davantage dans la vie politique : il arriva à gagner plusieurs appuis, fait destituer le roi et le devient lui-même suite à une nouvelle élection (1705)⁸. Or, après la défaite de Charles XII, roi de Suède et son allié principal, contre le tsar Pierre I^{er} le Grand, à Poltava (1709), Stanislas se vit obligé de quitter le pays. Suivirent une période d'exil, le renoncement officiel à la couronne de la Pologne (1713) et la prise du pouvoir au Palatinat de Zweibrücken (Deux-Ponts), en ce temps appartenant à la Suède⁹. Il s'y fit construire un palais au nom de Tschifflik, dit d'origine turque, premier d'une longue série de ses réalisations architecturales¹⁰.

Cette nouvelle période, paisible à premier abord, s'acheva après la mort de Charles XII (1718) : la Suède reprit pouvoir au duché de Zweibrücken et le roi déchu se réfugia à Wissembourg en Alsace voisine. Sa situation changea grâce au tournant dans les projets de mariage du jeune Louis XV : en 1725, Maria Leszczyńska devint son épouse et les beaux-parents du roi furent invités à habiter au château de Chambord. Par ailleurs, Stanislas publia alors un de ses textes fameux, *Avis du roi à la reine sa fille lors de son mariage*

⁸ Cf. Robert I. Frost, *The Northern Wars. War, State and Society in Northeastern Europe 1558-1721*, Londres, Longman, 2000.

⁹ Vide Kinzinger, Lothar K., *Schweden und Pfalz-Zweibrücken – Probleme einer gegenseitigen Integration. Das Fürstentum Pfalz-Zweibrücken unter schwedischer Fremdherrschaft (1681-1719)*, thèse de doctorat en histoire, Universität des Saarlandes, Saarbrücken, 1988.

¹⁰ Vide Nebahat Avcioglu, « *Turquerie* » and the Politics of Representation, 1728-1876, Farnham (UK) – Burlington (VT), Ashgate, 2011, en part. p. 81 sqq.

(1725)¹¹. Après la mort d'Auguste II, il tenta encore une fois de prendre pouvoir en Pologne, mais en vain : obligé d'abdiquer, il quitta définitivement le pays (1733–1736).

Ce nouveau tournant malheureux dans son long et complexe parcours lui devient cependant fortuit grâce à la situation internationale : l'empereur Charles VI d'Autriche propose à Louis XV un traité de paix et publie la fameuse Pragmatique Sanction (1713), visant à permettre à une femme d'hériter des territoires héréditaires de la Maison des Habsbourg. Sur cette base, François III de Lorraine épouse la fille de l'empereur autrichien, Marie-Thérèse, future impératrice de l'Autriche. Les diplomates s'activent alors, le traité de Vienne est signé en 1738, et la France accepte le document contre cession des Duchés de Lorraine et de Bar. Suite à ces nombreuses tractations internationales Stanislas Leszczynski reçoit le titre de Grand-Duc de Lorraine et du Bar et s'installe en Lorraine pour presque trois décades (1737–1766).

Fils digne du siècle des Lumières, francophone et érudit, Stanislas engagea un nombre considérable de réformes au sein de son duché. Il fonda la Société royale des sciences et belles lettres, ladite Académie de Stanislas (1750)¹², ouvra une librairie publique, publia de nombreux textes expliquant ses choix et, surtout, réalisa un ambitieux réaménagement de sa capitale. Ses nombreux écrits sur la politique, le commerce ou l'agriculture sont résumés par le volume *Œuvres du philosophe bienfaisant*¹³, mais le témoignage le plus pérenne de son activité reste sans doute le projet ambitieux des trois places, Royale (aujourd'hui place Stanislas), Carrière et d'Alliance (aujourd'hui place Charles de Gaulle) à Nancy. Patrimoine mondial de l'UNESCO depuis 1983, le complexe réalisé entre 1752 et 1756 a été subordonné à une vision artistique cohérente qui impressionne encore de nos jours. Son importance peut être interprétée sous un triple angle : urbanistique, politique, régional et national.

Tout d'abord, rappelons que les guerres du XVII^e siècle avaient amené le duc Léopold (1679–1729) à entreprendre de nombreux travaux de reconstruction

¹¹ Texte intégral disponible en ligne in Stanislas Leszczynski, *Œuvres choisies de Stanislas, Roi de Pologne, Duc de Lorraine, de Bar etc.*, Paris, Librairie J. Carez, 1825, p. 121-133 : <https://play.google.com/store/books/details?id=cm8UAAAAQAAJ&rdid=book-cm8UAAAAQAAJ&rdot=1> (consulté le 19 mai 2016).

¹² Ses activités se poursuivent de nos jours, *vide* <http://www.academie-stanislas.org/> (consulté le 19 mai 2016).

¹³ [Stanislas Leszczynski], *Œuvres du philosophe bienfaisant*, Paris, P. J. Solignac, 1763, nombreuses rééditions au XVIII^e siècle à Amsterdam, Leipzig et Paris, *cf.* Renata Tyszczyk, *The Story of an Architect King: Stanislas Leszczynski in Lorraine 1737-1766*, Oxford-New York, Peter Lang, p. 41, n. 28.

et transformation en Lorraine ; Stanislas a donc pu s'appuyer sur un ensemble d'artistes présents sur place, à commencer par Germain Boffrand (1667–1754), maître d'Emmanuel Héré (1705–1763), architecte dirigeant une large équipe sous les ordres du nouveau duc. C'est son atelier qui relia les deux villes constituant Nancy de l'époque : la plus ancienne, Ville Vieille, et la Ville Neuve, construite à la fin du XVI^e siècle par le duc Charles III. L'ensemble de trois places supprima les problèmes de communication existant entre les deux parties de Nancy en raison d'importantes fortifications, héritage des guerres du siècle passé.

Ainsi, Stanislas, prince des Lumières qui apporta à son duché une solution pacifique des conflits par l'intégration définitive à la France, put remplacer les barrières militaires au développement urbain par ce nouvel axe, devenu un espace où se manifeste son pouvoir éclairé. Les trois places acquièrent aussi un double rôle de communication : elles relient le Nord et Sud, l'Est et l'Ouest, mais désignent aussi un espace de communication au sens figuré, celui reliant le monarque à ses sujets. Et Stanislas, quant à lui, fit même publier la documentation de ses dépenses architecturales, expliquant de cette manière sa démarche tant à son gendre et protecteur financier, qu'à l'Europe des Lumières¹⁴.

En effet, outre les buts strictement urbanistiques, les trois places devaient jouer également un rôle politique. Il s'agissait de créer une place en l'honneur de Louis XV, futur souverain des Lorrains après la mort de Stanislas. En outre, l'ensemble architectural manifestait l'ordre établi grâce à l'activité de la famille royale, dont le centre, en digne héritier du roi-soleil, restait non pas le beau-père polonais, mais le roi de France. Or, cette même Place Royale devint également l'espace manifestant les apports du règne du bon duc Stanislas au profit de ses sujets. Les trois places faisaient apparaître les institutions locales (hôtel de ville, hôtel des fermes, collège de médecine...) et créaient même un urbanisme au service du citoyen proposant et des bâtiments dédiés aux loisirs, et des bâtiments administratifs. En lien direct avec l'activité de ses prédécesseurs, Stanislas intègre donc ses réalisations urbanistiques autant dans une politique d'embellissement et de réaménagement de la ville, à l'échelle *lorraine* donc, autant dans une politique à échelle *nationale*, où l'importance du centralisme à la française trouve sa manifestation visuelle

¹⁴ Cf. à ce sujet la passionnante étude de Renata Tyszczyk, *The Story...*, *op. cit.*, p. 40 et *passim*.

dans l'ensemble des places royales construites en l'honneur de Louis XIV et Louis XV¹⁵.

Paradoxalement, la place Royale de Nancy, actuellement place Stanislas, reste une des réalisations parfaites de ce projet à l'échelle de tout l'Hexagone, mais à deux détails près : son nom ainsi que la statue située au centre ne célèbrent plus le gendre, mais le beau-père. Le vecteur symbolique s'est penché plus vers le passé régional, lorrain et franco-polonais en l'occurrence. Sans entrer dans l'analyse détaillée de cet ensemble urbain et architectural exceptionnel, son importance symbolique semble ainsi un bel exemple de l'héritage des Lumières dont l'importance ne fait que s'accroître de nos jours. Par ailleurs, il n'est pas fortuit que cet ensemble urbain, dont l'agencement d'éléments s'avère tellement subtil dans la gestion de l'individuel et local, régional et (inter)national, devient de nos jours le centre même des célébrations du Mai de l'Europe, organisé par la ville de Nancy depuis plusieurs années.

De plus, il serait même possible de voir dans cette place, si spacieuse et reliant tellement bien les divers strates de l'histoire nancéenne en un ensemble harmonieux, le prolongement d'une certaine conception de la *Respublica* lituano-polonaise. En effet, malgré sa double détronisation, Stanislas pensa sans cesse à la Pologne et son traité politique, *La Voix libre du citoyen, garantissant la liberté* (1743), rédigé par le roi déchu lui-même ou un de ses proches collaborateurs, propose un ensemble de réformes éclairées au pays¹⁶. Ne serait-ce une synthèse de sa trajectoire franco-polonaise, qui plus est rédigée en Lorraine ?

Renata Tyszczyk expose dans son étude l'importance d'une certaine conception de représentation propre à Stanislas et reflétée par ses réalisations artistiques. Insistant sur l'érudition du souverain, correspondant de Rousseau et auteur lui-même d'un roman utopique *Entretien d'un Européen avec un*

¹⁵ Cf. Richard L. Cleary, *The Place Royale and Urban Design in the Ancien Régime*, Cambridge (UK), Cambridge University Press, 1999, en part. p. 108-134 et 190-196.

¹⁶ Stanisław Leszczyński, *Głos wolny wolność ubezpieczający przez Stanisława Leszczyńskiego, króla polskiego, wielkiego księcia litewskiego & księcia Lotaryngii i Baru, Cracovie*, Wydawnictwo Biblioteki Polskiej, 1858, disponible en ligne : <http://www.wbc.poznan.pl/dlibra/doccontent?id=71513&from=FBC> (consulté le 24 mai 2016). Traduction française de P. J. de la Pimpie Solignac, *La Voix libre du citoyen, ou Observations sur le gouvernement de Pologne*, [s. l.], 1749, disponible en ligne : https://books.google.fr/books?id=Tx8VAAAAQAAJ&pg=PA1&hl=fr&source=gbs_selecte_d_pages&cad=3#v=onepage&q&f=false (consulté le 24 mai 2016).

*insulaire du Royaume de Dumocala (1752)*¹⁷, elle interprète l'architecture mineure ou éphémère qui accompagnait l'ensemble de ses réalisations à grande échelle comme témoignant d'une stratégie consciente de représentation du prince et roi déchu, par-delà les frontières politiques de l'époque. Ses convictions chrétiennes, mais aussi ses idées pacifistes semblent alors pouvoir être perçues non seulement dans ses écrits, mais aussi dans ses projets urbanistique, une « utopie réalisable », l'incarnation de sa « bienfaitante espérance¹⁸ ». Mais aussi utopique soit elle, la vision de Stanislas fidèle aux idéaux chers au siècle de Montesquieu avant même que les communautés imaginées modernes inventent et divulguent leurs traditions sur tout le continent, s'avère aujourd'hui un rappel que la cité devrait être « ce lieu où *le prochain* n'est pas un dos mais un visage¹⁹ ».

Aussi, les activités du bon duc Stanislas peuvent également être perçues en tant que double croisement et de mondes socioculturels – entre les temps modernes et la modernité naissante, et de régimes politiques – de la Pologne, république nobiliaire, à la France centralisatrice des Louis XIV et XV. Prenons pour exemple les pavillons « à la turque » que Stanislas fit édifier tout au long de sa vie, tant à Tchifflik qu'au palais de Lunéville²⁰. Les analogies avec les chefs d'œuvre ottomans, et l'Orient plus généralement, ont été récemment analysées par Nebahat Avcioglu²¹. Or, paradoxe de l'histoire, ces réalisations inspirées par l'Empire ottoman, bien connu en Pologne grâce aux contacts (et guerres) fréquentes entre les deux pays durant les XVI-XVII^e siècle, s'avèrent l'apport le plus « polonais » peut-être, voire centre-européen, du bon duc Stanislas en Rhénanie et Lorraine. Car il s'agit en effet du transfert des éléments orientaux bien intégrés dans les cultures de sa région natale : il suffit de rappeler à quel point ils constituent jusqu'à nos jours un élément

¹⁷ Disponible en ligne : <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k84469n/f1.image> (consulté le 6 juillet 2016).

¹⁸ Renata Tyszczyk, « L'Utopie architecturale du “roi bienfaisant” », in Antoine Hatzenberger (dir.), *Utopies des Lumières*, Lyon, ENS Éditions, 2010, p. 77-106, cit. p. 81. Cf. aussi, dans le même volume, l'article de Laurent Versini, « Une utopie réalisable et en partie réalisée: le programme de *La Voix libre du citoyen* et de *Dumocala* », p. 53-76.

¹⁹ Cynthia Fleury, *La Fin du courage*, Paris, Fayard, 2010, p. 52. Cf. Benedict Anderson, *L'imaginaire national : réflexions sur l'origine et l'essor du nationalisme*, trad. par Pierre-Emmanuel Dauzat, Paris, La Découverte 2002 ; Eric J. Hobsbawm, Terrence Ranger, *L'invention de la tradition*, trad. par Christine Vivier, Paris, Éditions Amsterdam, 2006.

²⁰ Au sujet de ces derniers, vide Nebahat Avcioglu, « A Palace of One's Own: Stanislas I's Kiosks and the Idea of Self-Representation », *The Art Bulletin*, vol. 85, 2003, n° 4, p. 662-684. Cf. aussi Stéphanie Chapotot, François Pupil, *Les jardins du roi Stanislas en Lorraine*, Metz, Éditions Serpenoise, 1999.

²¹ Vide Nebahat Avcioglu, « Turquerie »..., op. cit.

fondateur des identités nationales. Citons, à titre d'exemple la robe traditionnelle des nobles hongrois ou polonais (hongr. *köntös*, pol. *kontusz*, roum. *contos*, tur. *kontos*), l'usage du sabre ou du piment hongrois, introduit également par les Turcs ottomans. Ces « sondes » (*Schnittstellen*) définissent en effet l'histoire moderne culturelle de l'Europe centrale, dépassant – selon le grand historien autrichien Moritz Csáky – les distinctions nationales modernes, enfants du XIX^e siècle. Ne serait-il possible de voir un écho de cette différenciation culturelle dans les réalisations artistiques du roi déchu²² ?

Or, les idéaux des Lumières suivies par le bon duc Stanislas, fils de sa région hétérogène, la région des différences (*Region der Differenzen*)²³, seront (et restent encore) soumis à une lourde épreuve durant les deux siècles qui suivront.

II. A la recherche d'un avenir meilleur : joies et malheurs des migrants polonais

L'ironie du sort fit que Marie-Thérèse, celle à laquelle notamment l'arrivée de Stanislas à Nancy avait permis d'hériter du trône des Habsbourg, contribua en 1772 à réaliser le premier partage du Royaume de Pologne et du Grand-Duché de Lituanie entre le Royaume de Prusse, l'Empire russe et l'Autriche. Ces partitions s'achèvent définitivement en 1795 et la Pologne disparaît des cartes pour plus d'un siècle, à l'exception de quelques formes de quasi-indépendance acquises notamment suite aux nombreux soulèvements des Polonais.

Dès 1795, date du dernier partage, le pays se retrouve donc divisé en trois territoires complètement différents au niveau politique, économique et industriel. Faute d'infrastructures, d'installations d'usines et de formation de cadres autochtones les territoires occupés, considérés comme des colonies, connaissent un retard de développement²⁴. Le XIX^e siècle polonais est alors une période, pendant laquelle l'identité moderne de la nation se constitue en dehors du cadre étatique. Tout comme dans les cas tchèque, hongrois ou slovaque, il s'agissait de construire une *nation culturelle* : inventer, préserver

²² Une étude sans précédent de ces lieux de croisements culturels définissant l'Europe centrale de reste la somme monumentale de Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa*, Vienne, Böhlau, 2010.

²³ *Ibidem*, p. 76-77.

²⁴ Cf. l'article d'Alain Szelong, « L'immigration polonaise des années 20 en France », disponible en ligne : <http://www.beskid.com/szelong2.html> (consulté le 24 mai 2016).

et développer la nation par la culture, censée remplacer les institutions de l'État, telles que l'école ou l'administration²⁵.

Le même siècle, pointillé par de nombreux heurts entre les polonais et les puissances qui les dominent, fut également marqué par plusieurs vagues de migrations, en particulier vers la France. La plus connue d'elles, celle d'après l'insurrection de 1830–1831 en partition russe, dite de novembre, amena en France l'élite culturelle et politique polonaise de l'époque, dont le poète Adam Mickiewicz (1798-1855) ou encore Frédéric Chopin. Cette tradition se poursuit par de flux migratoires à dominante économique, en particulier depuis la fin du XIX^e siècle. Parmi ces migrants, nombreux arrivèrent en Lorraine et les trois points culminants de leurs flux peuvent être situés avant 1914, après 1918 et entre 1931 et 1935.

Entre les migrants politiques et économiques, il est à noter tout d'abord un ensemble dont les motivations restent « intermédiaires » : quittant le pays, ils cherchent la liberté dans sa manifestation très concrète, à savoir l'éducation. Avant 1914, l'enseignement en France est en effet plus libre que celui disponible sur la plupart des terres polonaises, à l'exception de la Galicie austro-hongroise après le Compromis (all. *Ausgleich*, hongr. *Kiegyezés*) de 1867. Par conséquent, les étudiants polonais viennent en France à la recherche d'une nouvelle et meilleure instruction. Étudiant et travaillant à Paris, Marie Curie-Skłodowska (1867–1934), Prix Nobel de physique (1903) et de chimie (1911), reste la figure phare de cette époque, mais parmi les établissements les plus réputés il faut citer, par ailleurs, la Faculté de médecine ou l'École polytechnique à Nancy. Les plus connus des étudiants polono-nancéiens restent, à titre d'exemple, l'écrivain Maria Kuncewiczowa (1895–1989), ou Julian Kulski (1892–1976), futur bourgmestre de Varsovie. De plus, la vie associative polonaise en France de cette époque fut également riche, surtout au sein des associations telles que « Promień » [Le Rayon] ou « Związek Strzelecki » [Union de tireurs] où les étudiants polonais suivaient des cours militaires clandestins²⁶.

De même que l'éducation, l'agriculture sur les terres polonaises connaît également de problèmes importants au début du siècle dernier. Il suffit de rappeler le fait que 64 % de la population polonaise travaille dans ce domaine, contre 30 % en France et seulement 6 % en Grande-Bretagne par

²⁵ Cf. M. Masłowski, « Introduction », *art. cit.*

²⁶ Cf. Maria Kuncewiczowa, *Fantomy* [Fantômes], Varsovie, Instytut Wydawniczy PAX, 1982, p. 114 *sq.*; Julian Kulski, *Z minionych lat życia 1892-1945* [Souvenirs des années révolues, 1892-1945], Varsovie, PIW, 1982, p. 73-96.

exemple²⁷. L'importance de ces données s'agrandit encore lorsqu'on prend en compte les différences entre les trois partitions. En 1910, le tronçon prussien comptait 6 mlns habitants, dont 160 000 ouvriers, environ 8,3 km de rails sur 100 km² et presque pas d'analphabètes. En revanche, dans le tronçon russe de 12 mlns habitants travaillaient 270 000 ouvriers, mais il n'y avait que 2,8 km de rails sur 100 km² et le nombre d'analphabètes s'élevait à 69 %. Enfin, le tronçon autrichien se situait entre les deux autres : 8 mln d'habitants, 65 000 ouvriers, 5,3 km de rails sur 100 km² et 55 % d'analphabètes²⁸. En un mot, ces chiffres exemplaires démontrent déjà l'importance de l'écart entre les tronçons, exposant encore la pauvreté de certaines régions, notamment de la partition russe.

Ainsi, en période de crise la campagne polonaise subissait la misère que le développement urbain n'arrivait pas toujours à combler par les migrations vers les villes industrielles. Incapables de nourrir leurs familles, les paysans migrent massivement, durant le XIX^e siècle, vers l'Allemagne et les Amériques, puis, depuis le début du siècle dernier, vers la France, appelée par certains le « pays des libertés » ou la « fille de la Révolution²⁹ ».

Dans l'Hexagone, les premières propositions du travail viennent du secteur privé, comme par exemple dans le cas de la Société polonaise d'émigration [*Polskie Towarzystwo Emigracyjne*, PTE], située à Cracovie, qui ouvre ses portes à Soissons, puis à Nancy. Au début, il ne s'agissait que de recruter d'ouvriers saisonniers pour un travail dans des conditions souvent exécrables durant les mois d'avril à octobre. Ainsi, quelques milliers de jeunes garçons et filles groupés et encadrés, vinrent en France entre 1908 à 1914. Au vu des données statistiques ou registres de l'époque inexacts et conservés que partiellement, il est difficile cependant d'estimer leur nombre exact, ainsi que de préciser l'importance de contingents de Polonais arrivant en Lorraine³⁰.

²⁷ Cf. l'ouvrage de Janine Ponty, *Polonais méconnus : histoire des travailleurs immigrés en France dans l'entre-deux-guerres*, Paris, Publications de la Sorbonne, 1988 et l'article d'Alain Szelong, « L'immigration... », *art. cit.*

²⁸ Cf. Natalia Gąsiorowska (dir.), *VIII Powszechny Zjazd Historyków Polskich. Referaty i dyskusje* [VIII Congrès d'historiens polonais. Communiqués et débats], Varsovie, Polskie Towarzystwo Historyczne, 1960, p. 373 *sqq.*

²⁹ Cf. Janine Ponty, « Les ouvriers agricoles polonais en France au XX^e siècle », l'article disponible en ligne : <http://www.histoire-immigration.fr/des-dossiers-thematiques-sur-l-histoire-de-l-immigration/les-ouvriers-agricoles-polonais-en-france-au-xxe-siecle> (consulté le 24 mai 2016).

³⁰ Par ailleurs, ils furent souvent dénombrés en tant que citoyens russes et allemands lors des recensements. Cf. Marianne Amar, Pierre Milza, *L'immigration en France au XX^e siècle*, Paris, Armand Colin, 1990, p. 257.

Or, nous savons que l'agence nancéienne de la Société polonaise de l'émigration à elle-seule fit installer 1 228 travailleurs en France dont 448 dans le département de la Meurthe-et-Moselle entre 1909 et 1910³¹. Certains parmi eux ne restèrent que pour une saison à cause de la difficulté du travail, d'autres revenaient plusieurs années de suite. Tout bien pesé, cette première expérience ne donne toutefois pas de bons résultats en raison de la charge de travail trop importante, à laquelle s'ajoutent encore les obstacles linguistiques et l'intégration rendue trop difficile faute de temps³².

Une nouvelle étape commence après la Grande guerre. Victorieuse, mais aussi prostrée, la France commence à faire ses comptes : 1 400 000 morts, 2 800 000 invalides inaptes à reprendre le travail et les régions complètement détruites³³. Le pays ressent un besoin immédiat de main-d'œuvre afin de se reconstruire. C'est dans ce contexte que fut signée à Varsovie la convention franco-polonaise du 3 septembre 1919 : la Pologne s'engage à faciliter le recrutement des ouvriers polonais contre des garanties de protection et traitement de manière égale avec les ouvriers français³⁴. Conformément aux clauses de la convention, les propriétaires s'engageaient à payer la même rémunération aux migrants qu'aux nationaux de la même catégorie. Néanmoins, ce principe trouva ses limites dans l'agriculture, où les salaires furent fixés ultérieurement : un vacher gagnait plus qu'un bouvier, un garçon de 16 à 18 ans moins qu'un adulte et une femme recevait la plus basse des rémunérations par exemple³⁵. Cette nouvelle politique de travail constituait, toutefois, un tournant considérable dans l'histoire de l'immigration polonaise et provoqua un recrutement massif de main-d'œuvre, surtout vers les mines, l'industrie et les campagnes françaises³⁶.

Avant d'être embauchés, les ouvriers sans perspectives de travail en Pologne passaient d'abord par les bureaux de recrutement, administrés avant tout par des institutions françaises, comme le Comité central des houillères de France ou la Confédération des associations agricoles des régions dévastées.

³¹ Cf. Janine Ponty, *Polonais méconnus...*, *op. cit.*, p. 20 *sq.* et 126.

³² Pour la plupart, faiblement scolarisés et parfois même analphabètes, la langue française constituait donc un obstacle infranchissable. Cf. Janine Ponty, « Les ouvriers agricoles ... », *art. cit.*

³³ *Vide* Ralph Schor, *Histoire de l'immigration en France de la fin du XIX^e siècle à nos jours*, Paris, Armand Colin, 1996, p. 45 *sqq.*

³⁴ Marianne Amar, Pierre Milza, *L'immigration...*, *op. cit.*, p. 258.

³⁵ Janine Ponty (dir.), *POLONIA, des Polonais en France de 1830 à nos jours, La Cité Nationale de l'Histoire de l'Immigration*, Paris, Montag, 2011, p. 72.

³⁶ Janine Ponty, « Les ouvriers agricoles ... », *art. cit.*

Ceux qui arrivaient à passer une sélection rigoureuse, à l'exception des soufreurs et des femmes enceintes, étaient engagés pour un contrat d'un an³⁷.

D'une part, furent organisés des convois de 800-1000 migrants par voie terrestre de Varsovie (1919–1920), puis de Poznań (1921–1922): le premier train de 574 ouvriers arriva le 20 septembre 1919. Les polonais moins nombreux et recrutés surtout dans le nord du pays prenaient, d'autre part, la voie maritime : de Gdynia à Dunkerque ou au Havre³⁸. Ces convois se poursuivirent jusqu'en 1923, l'année où les centres de Myslowice (all. *Myslowitz*, en Haute Silésie, polonaise depuis 1921) et de Wejherowo (all. *Neustadt in Westpreußen*) ont été créés. Gérés par Société générale d'immigration (fondée en 1924), ils devinrent les centres les plus importants au vu d'effectifs de recrutement³⁹.

Une fois arrivés en France, les employés polonais transitaient pour la plupart pendant deux ou trois jours par le Dépôt de travailleurs étrangers de Toul en Lorraine, passage obligé pour la main-d'œuvre étrangère⁴⁰. Afin d'assurer son bon fonctionnement, une ancienne caserne fut aménagée en quatre services : sûreté générale, main d'œuvre industrielle, main d'œuvre agricole, hygiène et vaccination. Ce dernier assumait les opérations d'hygiène souvent douteuses, néanmoins imposées à tous les migrants, telles que leur toilette corporelle, désinfection des vêtements ou contrôle des vaccinations⁴¹. Une fois ces opérations effectuées et les documents nécessaires remplis, les étrangers furent envoyés à leurs lieux d'emploi dans les mines, l'industrie ou l'agriculture. Pour des raisons économiques, on pratiquait par ailleurs un procédé très humiliant, à savoir la suspension d'une carte autour du cou avec le nom et l'adresse du nouvel employeur⁴².

Répartis sur tout le territoire français, les Polonais représentaient seulement 2,9 % de la population étrangère de l'Hexagone en 1921, mais leur nombre s'agrandissait très rapidement : il est passé à 12,3 % en 1926 et

³⁷ Janine Ponty (dir.), *POLONIA...*, op. cit., p. 73.

³⁸ Ralph Schor, *Histoire...*, op. cit., p. 57.

³⁹ Vide Dzoninar Kévonian, « Enjeux de catégorisations et migrations internationales : le Bureau International du Travail et les réfugiés (1925-1929) », *Revue européenne des migrations internationales*, vol. 21, 2005, n° 3, p. 95-124 : <https://remi.revues.org/2522> (consulté le 31 mai 2016).

⁴⁰ En mai 1995, les Français d'origine polonaise ont fait installer une plaque à la gare de Toul afin de commémorer l'endroit, où leurs parents arrivaient sur le sol français. Cf. Andrzej Nieuważny, « Les Polonais en Lorraine aux XIX^e et XX^e siècles » in Danuta Bartol-Jarosińska (dir.), *Langues et peuples d'Europe centrale et orientale dans la culture française*, Paris, Institut d'études slaves, 1998, p. 118 sqq.

⁴¹ Cf. Janine Ponty (dir.), *POLONIA...*, op. cit., p. 72 sqq.

⁴² *Ibidem*, p. 75.

17,5 % en 1931⁴³. De plus, entre 1919 et 1930, 495 000 Polonais venus en France ont été recensés, dont 60 000 en Lorraine, ce qui place la région à la 4^e place, après le Nord, le Nord-Pas-de-Calais et la Seine (région parisienne)⁴⁴. En un mot, ces chiffres soulignent un impact considérable des ouvriers polonais sur l'économie française, surtout dans les années 1926-1931 où les Polonais constituaient la troisième nation cédant la place uniquement aux Italiens et Espagnols⁴⁵.

Les migrants agricoles comptaient officiellement 72 000 ouvriers polonais, soit un tiers de tous les migrants venus en France entre 1920 et 1926⁴⁶. La Lorraine, région peu agricole, en accueillit toutefois un nombre marginal⁴⁷, ils furent employés cependant surtout dans le charbonnage et la sidérurgie. Une fois que les flux migratoires polonais sont devenus massifs, planifiés et encadrés, ils constituaient, après les Italiens, la deuxième nation la plus nombreuse travaillant dans les mines. En 1921, leur nombre en Lorraine s'éleva à 10 000 environ et s'accrut jusqu'à 40 000 cinq ans plus tard, dont 20 000 en Moselle seulement, où presque un tiers des immigrés fut d'origine polonaise (29 %) devant les Italiens (27 %) et les Allemands (21 %)⁴⁸. En Lorraine prise dans son ensemble, la communauté polonaise resta pourtant toujours dépassée par les Italiens, les Sarrois et les Allemands. Faute de main-d'œuvre locale dans la sidérurgie, les Polonais travaillaient aussi dans le bassin charbonnier lorrain par exemple (Sarreguemines, Forbach, Longwy...)⁴⁹. En outre, à partir de 1925-1926 ils furent aussi embauchés dans les mines de fer afin de compléter la main-d'œuvre italienne dont l'afflux a été freiné par Mussolini. Au 1^{er} janvier 1926, les Polonais constituaient ainsi 2 % de la population de la Meurthe-et-Moselle, soit 12 700 individus, et 3 % de la population en Moselle, soit 20 000 personnes⁵⁰.

En somme, le rythme des convois était clairement conditionné par l'économie française : l'afflux des migrants polonais augmente jusqu'en 1926,

⁴³ Ralph Schor, *Histoire...*, *op. cit.*, p. 60.

⁴⁴ Janine Ponty, *Polonais méconnus...*, *op. cit.*, p. 126 sq.

⁴⁵ Ralph Schor, *Histoire...*, *op. cit.*, p. 60.

⁴⁶ *Vide* Janine Ponty, « Les ouvriers agricoles ... », *art. cit.*

⁴⁷ *Vide* Louis M. Goreux, « Les migrations agricoles en France depuis un siècle et leur relation avec certains facteurs économiques » in *Etudes et conjoncture – Institut national de la statistique et des études économiques*, n°4, Paris, Presses Universitaires de France, 1956, p. 327-376.

⁴⁸ Cf. Janine Ponty, *Polonais méconnus...*, *op. cit.*, p. 126 sqq. et 272 ; Halina Jankowska, *Polska emigracja zarobkowa we Francji, 1919-1939* [L'émigration salariale polonaise en France, 1919-1939], Varsovie, Książka i Wiedza, 1964, p. 122 sq.

⁴⁹ *Ibid.*

⁵⁰ *Ibid.*

diminue lors de la crise de 1927, et s'accroît à nouveau de 1928 à 1930 inclus pour baisser après 1931. L'année 1930 reste le moment culminant avec 66 633 Polonais sur 91 326 migrants enregistrés à Toul⁵¹. À l'arrivée, ils avaient du mal à s'intégrer car ils considéraient leur séjour en France en tant que provisoire, durant jusqu'à l'amélioration de la situation économique et politique polonaise⁵². Par ailleurs, des « petites Pologne », colonies homogènes, se constituaient alors autour des mines⁵³, où se développait une vie familiale intense. Par contre, ils ne fréquentaient que très peu les Français, probablement à cause des obstacles linguistiques⁵⁴. Prêtres et écoles à part, les Polonais disposaient cependant de petits commerces, cafés, associations et journaux dans leur langue maternelle⁵⁵ ce qui leur permettait de reconstruire en quelque sorte la réalité polonaise à l'étranger. En Lorraine toutefois, la presse polonaise ne se développait pas de manière aussi considérable que d'autres régions françaises. En 1928, Aleksander Then essaya, sans grand résultat, de transférer son *Kurier Polski* [Courrier polonais] du Nord à Thionville. En outre, le journal anticommuniste *Młot* [Marteau], édité à Metz et gratuitement distribué parmi les ouvriers, disparut cinq mois après sa première parution⁵⁶.

Dans l'histoire d'immigration polonaise la position et le rôle des femmes, souvent poursuivant leur mari à la recherche d'un emploi, mérite enfin notre attention. Malgré une réputation de robustesse et d'efficacité, la situation des Polonaises, travaillant surtout dans l'agriculture, était très difficile. Arrivées

⁵¹ Janine Ponty, *POLONIA...*, *op. cit.*, p. 75.

⁵² Pour un panorama des problèmes d'intégration *vide* l'ouvrage de Gérard Noiriel, *Atlas de l'immigration en France. Exclusion, intégration...*, Paris, Éditions Autrement, 2002, p. 24 *sq.*

⁵³ Comme à Forbach, Thionville, Petite-Rosselle, Saint-Avold ou Silvange en Moselle ; Nancy, Lunéville, Maxéville, Jarny ou Dombasle en Meurthe-et-Moselle et Boulogne en Meuse, cf. A.Z. « Górnicze wychodźstwo polskie w Lotaryngii » [L'émigration minière polonaise en Lorraine], *Kwartalnik Naukowego Instytutu Emigracyjnego* [Revue trimestrielle de l'Institut de l'émigration], 1927, p. 199 cit. par Andrzej Nieuważny, « Les Polonais en Lorraine » in Danuta Bartol-Jarosińska, *Langues et peuples d'Europe centrale et orientale dans la culture française*, Paris, Institut d'Études Slaves, p. 118-129.

⁵⁴ Janine Ponty, *POLONIA...*, *op. cit.*, p. 87-101.

⁵⁵ Tel le *Narodowiec* [Le National], un des quotidiens polonais les plus connus en France, publié dès 1924, ou le *Wiarus Polski* [Le Brave Polonais] dont l'impression se poursuivait à Lille jusqu'en 1944, *ibidem*, p. 90.

⁵⁶ Maria Barbara Topolska, « Rozmieszczenie ośrodków prasy polskiej wydawanej we Francji w latach 1920-1940 » [La disposition des centres de distribution de la presse polonaise en France, 1920-1940] in Ludwik Straszewicz (dir.), *Problemy rozmieszczenia ludności pochodzenia polskiego we Francji* [Les problèmes de la répartition géographique de la population d'origine polonaise en France], Łódź, Uniwersytet Łódzki, 1985, p. 123.

en France souvent pour une période courte, d'un à deux ans seulement, elles effectuaient le travail d'hommes, mais étaient rémunérées de manière inégale. Certaines d'entre elles signaient un contrat double avec leur mari (du type vacher et vachère par exemple) afin de pouvoir travailler ensemble dans une grande exploitation. La situation des jeunes filles était pire encore. Souvent isolées chez les petits propriétaires, elles effectuaient un travail au-delà de leurs forces, certaines s'enfuyaient même après quelques semaines après la signature du contrat. D'autres, cherchant d'aide, s'adressaient au Comité départemental de protection des étrangères employées dans l'agriculture⁵⁷. Pendant que ces organismes, créés à partir 1930 avec une inspectrice parlant polonais à leur tête, ne fonctionnaient que mal, le plus grand drame de jeunes Polonaises étaient les grossesses résultant de violences sexuelles et relations extraconjugales⁵⁸.

Suite à la grande crise des années 1930, les bureaux d'embauche diminuèrent le nombre de nouveaux employés. Pourtant, ce dispositif ne concerna pas le secteur agricole où l'on continuait le recrutement. Ceux qui signèrent un contrat de travail furent automatiquement affectés dans l'agriculture et furent obligés d'y rester. Ils durent attendre la fin de la crise afin de pouvoir à nouveau s'orienter vers l'industrie⁵⁹. Les licenciements des célibataires et les plus récemment embauchés se poursuivirent afin de se transformer en revois massifs. Ainsi, le nombre des Polonais diminua considérablement, atteignant 25 000 en Moselle et 20 000 en Meurthe-et-Moselle en 1936⁶⁰ pour connaître une augmentation ponctuelle à la veille de la Seconde Guerre mondiale (1937–1939) : 53 000 nouveaux employés polonais arrivèrent en France, alors que 19 500 la quittèrent⁶¹.

La période de la guerre et après-guerre furent la dernière phase de l'émigration salariale des Polonais en France. Suite à la politique gouvernementale polonaise et aux nombreuses naturalisations, le nombre des Polonais dimi-

⁵⁷ Les Comités d'aide et de protections des femmes immigrantes employant dans l'agriculture furent créés conformément à l'arrêté du 28 décembre 1928. Traduites et publiées récemment, les lettres de jeunes migrantes polonaises adressées aux assistantes sociales font découvrir leurs trajectoires, *vide* Sylvie Aprile, Maryla Laurent et Janine Ponty, *Polonaises aux champs. Lettres de femmes immigrées dans les campagnes françaises (1930-1955)*, Paris, Numilog, 2015.

⁵⁸ Janine Ponty (dir.), *POLONIA...*, *op. cit.*, p. 80-84.

⁵⁹ Janine Ponty, « Les ouvriers agricoles ... », *art. cit.*

⁶⁰ Cf. Halina Jankowska, *Polska emigracja...*, *op. cit.*, p. 122.

⁶¹ Archives Départementales Meurthe-et-Moselle 10 M 35, *cit.* d'après H. Jankowska, *loc. cit.*

nua : en 1948, on recensa 21 777 Polonais en Moselle et 12 914 en Meurthe-et-Moselle⁶².

III. En guise de conclusion : la Lorraine et ses Polonais de nos jours

De nos jours, la Lorraine préserve et chérit tant l'héritage de son grand-duc que de ses compatriotes, venus, repartis ou restés dans la région tout au long du siècle dernier. Suite à notre activité à l'Université de Lorraine, ainsi qu'aux certaines initiatives culturelles entreprises avec nos étudiants en dehors du cadre universitaire, nous avons eu la chance de rencontrer plusieurs acteurs de cette présence polonaise. En guise de conclusion, s'impose donc un bref aperçu de la Lorraine polonaise de nos jours. De plus, en parcourant les activités de ses acteurs, nous aimerions également, certes de manière brève, expliquer les motivations et les finalités des actions entreprises ces quelques dernières années par les enseignants et les étudiants de polonais à Nancy. Il s'agit donc d'une réflexion portant tant sur les manières de préserver le passé multiculturel de la région que sur les défis devant lesquels les institutions universitaires se voient confrontées de nos jours.

L'accord franco-polonais du 17 avril 1924 avait déjà accéléré le développement de l'enseignement de la langue polonaise dans les établissements scolaires français. Entre 1925-1937, 4 692 Polonais ont suivi les études à l'Université de Nancy⁶³. En 1961, une chaire de polonais fut créée à l'Université de Nancy⁶⁴. Dans les années 1990–2000, c'est notamment Michel Masłowski qui l'occupa au moment de la chute du mur, puis de l'entrée de la Pologne dans l'UE. Il fut parmi les premiers à développer l'orientation centre-européenne dans la recherche sur la culture, littérature et langue polonaise en France, celle qui distingue aujourd'hui les études de polonais en France des autres chaires de cette langue et civilisation à l'étranger⁶⁵.

⁶² J. Wiśniewski, « L'évolution de la communauté polonaise en France au cours du XX^e siècle » in Ludwik Straszewicz (dir.), *Problemy rozmieszczenia ...*, op. cit., p. 21.

⁶³ Cf. Edmond Gogolewski, *La langue polonaise dans l'enseignement élémentaire et secondaire en France, 1880-1990*, Lille, Centre d'étude de la culture polonaise de l'Université Charles de Gaulle – Lille III, 1994, p. 34.

⁶⁴ Son premier titulaire fut Zygmunt Markiewicz, cf. Danuta Knysz-Tomaszewska, « Cracovie – Nancy – Paris : l'itinéraire de Zygmunt Markiewicz » in François Roth (dir.), *Lorraine : terre d'accueil et de brassage des populations : actes du colloque 12-13 octobre 2000*, Presses universitaires de Nancy, 2001, p. 171-180.

⁶⁵ À Nancy, Masłowski fonda le Groupe de recherche sur l'Europe Centrale (GREC), devenu en 1996 le Centre de Recherche sur les Cultures Littéraires Européennes : France – Europe

Or, les activités de l'Université de Nancy 2, aujourd'hui composante de l'Université de Lorraine, visent également la diffusion de la culture et civilisation polonaise et centre-européenne. Ils se développent en collaboration, de plus en plus étroite, avec d'autres associations fédérant les descendants ou migrants de la région, ainsi que, tout simplement, amateurs de ces cultures⁶⁶, mais aussi avec diverses institutions lorraines : de la ville de Nancy à l'Institut d'histoire culturelle européenne Bronisław Geremek et du Château des Lumières de Lunéville aux cinémas Caméo et l'Institut polonais. Grâce à l'activité de l'association Les amis de la culture polonaise auprès de l'Université de Lorraine, nombreux événements ont été organisés à Nancy et Lunéville dans le cadre de la Semaine des cultures d'Europe centrale, puis, cette année, de la Semaine du cinéma polonais Kinopolska⁶⁷.

Bien que l'Université de Lorraine ne propose plus que le cycle LEA en présentiel, le Master LLCE ayant été transformé en 2009 en cursus de télé-enseignement, ces activités foisonnent donc et réunissent souvent un public sans aucun lien avec la Pologne ou l'Europe centrale. Citons juste, à titre d'exemple, les débats qui accompagnaient cette année les projections de la Semaine du cinéma polonais Kinopolska : nous avons choisi de présenter non seulement des grands classiques, telles *Les Nocces* d'Andrzej Wajda, mais également des œuvres présentant de facettes inattendues de la Pologne contemporaine, comme le documentaire d'Olga Prud'homme Farges, *L'Afrique vue par Ryszard Kapuściński*, présenté en présence de la réalisatrice et en partenariat avec l'Association Survie qui dénonce toute forme d'intervention

Centrale – Europe Orientale (CERCLE : cerclle.univ-nancy2.fr/contentId%3D8668, consulté le 31 mai 2016). De plus, il a entamé de nombreuses coopérations franco-polonaises avec les institutions académiques de Lublin, ville jumelée avec Nancy, mais aussi Varsovie, Prague, Brno, Budapest, Bratislava et Kiev. *Vide* l'aperçu biobibliographique dans le volume : Kinga Siatkowska-Callebat (dir.), *50 ans du Département de polonais à l'Université Paris-Sorbonne (Paris IV)*, Paris, Université Paris-Sorbonne, 2011, p. 57-62. En polonais, voir en particulier : M. Masłowski, « Inna Europa, Europa porwana, Europa Środkowo-Wschodnia... Tożsamość kulturowa i paradygmat romantyczny », trad. par Mateusz Chmurski et Monika Soja-Nicińska, in M. Chmurski, Ewa Paczoska (dir.), *Modernizm[y] Europy Środkowej i Wschodniej* [Modernité(s) en Europe centrale et orientale], *Przegląd Filozoficzno-Literacki* [Revue philosophique et littéraire], 2013, n° 1-2 (45), p. 115-136. *Vide* M. Masłowski, « La coopération franco-polonaise à Nancy », *Les nouveaux cahiers franco-polonais*, Paris-Varsovie, 2003, n° 2, p. 81-87.

⁶⁶ Citons, à titre d'exemple, les associations Nancy-France-Pologne (www.nancy-france-pologne.monsite-orange.fr), Franco-Tchéquie (www.francochequie.free.fr) ainsi que la Fondation Fideo des époux Rogalski (www.fundacjadlarawy.pl/autor/fideo, sites consultés le 20 mai 2016).

⁶⁷ www.lesamisdelaculturepolonaise.fr (consulté le 16 mai 2016).

néocoloniale française en Afrique⁶⁸. Ainsi, nos débats portaient tant sur les spécificités de la culture polonaise que, avant tout, sur le sort des nations dominées, les convulsions de la décolonisation, ou les enjeux du pouvoir à l'ère moderne.

Avoir été acteurs desdits événements, ainsi qu'enseigner le polonais au public mixte constitué à moitié des jeunes français ayant des origines polonaises, et à moitié des polonais issus des lycées francophones en Pologne, nous a convaincus non seulement de l'importance du dialogue interculturel, mais aussi du besoin de responsabiliser l'étudiant par son engagement dans les activités extra-universitaires lui permettant de confronter la théorie à la réalité concrète⁶⁹. Et pour en finir vraiment : rajoutons qu'au fil de cette étude nous nous sommes aperçus nous-mêmes prôner les valeurs qui pourraient aussi être un résumé assez adéquat des acquis du bon duc Stanislas et des générations de Polonais qui suivirent ses pas. Affinités électives au sein de Lorraine, la polonaise ?

⁶⁸ Vide www.survie.org (consulté le 25 mai 2016).

⁶⁹ Cf. Mateusz Chmurski, « Enseigner le polonais en France après le 13 novembre 2015 : quelques réflexions en marge d'un cours », communication au colloque *Enseigner et apprendre le polonais, le russe, le tchèque : méthodes, contenus, pratiques*, Centre de civilisation polonaise, Paris, 5-6 février 2016, actes à paraître en 2016.

MATEUSZ FALKOWSKI
(Universität Warschau)

Ausdruck, Kritik, Denken: Einige Bemerkungen zur (neueren und neuesten) polnischen Kunst

Ich muss vorausschicken: ich bin kein Kunsthistoriker, also werde ich keine umfassende Geschichte der polnischen Kunst der letzten 30 Jahre präsentieren. Es wäre ohnehin unmöglich, eine solche Geschichte in einem so kurzen Text zu entwerfen. Die folgende Betrachtung wird daher sehr allgemein und subjektiv, nicht aber arbiträr sein. Ich hoffe, dass diejenigen, die keine Kenner der polnischen Kunst sind, nach diesen kurzen Bemerkungen (und vor allem nachdem sie sich mit den betreffenden Werken vertraut gemacht haben) eine gewisse Orientierung gewinnen werden – und ich bin außerdem überzeugt, dass diese Kunst ein interessantes, seltsames und in vielem ungewöhnliches Phänomen ist. Meine Worte sollen somit Reiseführer in dieser „Bildreise“ sein. Ich schreibe „Bild-“, weil ich die Kunst hier und jetzt als die visuelle (oder bildende) Kunst verstehen werde. Malerei, Installationen, performances, video art – dies ist das künstlerische Betätigungsfeld, von dem ich sprechen werde.

Die Begriffe des Titels – Ausdruck, Kritik, Denken – sind als Verallgemeinerungen zu betrachten, nicht als Begriffe, die insgesamt diese Jahre charakterisieren. Es ist eher so, dass es sich um Faktoren handelt, die in den letzten dreißig Jahren die polnische Kunst dominierten: der Ausdruck die achtziger Jahre, die Kritik die neunziger und das Denken die Gegenwart. Dies bedeutet natürlich nicht, dass frühere Künstler denkfaul gewesen wären.

I. Einführung

Ich glaube, man kann sagen, dass die Kunst in Polen seit langem stark mit dem politisch-sozialen Leben, mit der polnischen Gesellschaft und Gemeinschaft verbunden ist. Was meine ich? Es geht mir nicht um eine vulgäre quasi-genetische Erklärung der Kunst, ihres Ursprungs, um keine Kontextualisierung usw. Kurz: es geht nicht um Soziologismus. Im Gegenteil: sehr oft ist es die Kunst, auch die polnische, die uns verstehen lässt, was sich ereignet, worauf die soziale und politische Wirklichkeit beruht: Anti-Soziologismus. Statt zu interpretieren, sollten wir eher die Realität und uns selbst mit den

Augen, aus der Perspektive von Künstlern sehen. Wenn ich jedoch die Verbindung der polnischen Kunst mit dem polnischen Leben betone, dann geht es mir um eine relativ schwache Autonomisierung des künstlerischen Feldes (im Sinne von Pierre Bourdieu oder Niklas Luhmann) gegenüber anderen Feldern. Das hat natürlich geschichtliche Ursachen, die ins 18. Jahrhundert zurückreichen (konkret die polnischen Teilungen und damit die Nicht-Existenz eines polnischen Nationalstaates für über hundert Jahre). Wie wir wissen, setzt eine solche Autonomie der verschiedenen Felder einen Prozess der Modernisierung der Nationalstaaten voraus. In Europa hat die Kunst sich ihre Selbstständigkeit gerade im 19. Jahrhundert erkämpft. Die Helden dieses Kampfes waren Impressionisten, Flaubert, Baudelaire. Die Kunst gewann dadurch größere Freiheit und Sicherheit, aber gleichzeitig – das war die Preis für diese Freiheit – einen größeren Abstand zu anderen Feldern und zur Wirklichkeit. Der Künstler spricht als ein „Nur-Künstler“. In Polen dagegen bildeten Kunst und Geschichte sozusagen eine Einheit. Deshalb halte ich die so genannte Verspätungsfrage hier für weniger wichtig. Das polnische Spezifikum liegt eher darin, dass geschichtliche Ereignisse die Künstler und die Kunst direkt berühren. Das hat viele komplexe Folgen – z. B. forderte man in Polen mehr von Künstlern, und es kam leichter zu direkten Streitigkeiten und Allianzen zwischen der Kunst und der Gesellschaft oder zwischen der Kunst und anderen Feldern (der Politik, Wissenschaft, Religion).

Meine These ist: in Polen war die Kunst aus vielen, vor allem aber aus geschichtlichen Gründen, nicht imstande, sich die Autonomie zu erkämpfen. In den letzten zweihundert Jahren blieb sie in direkter Verbindung mit allen Teilen des sozialen, bürgerlichen, religiösen, politischen Lebens der polnischen Gesellschaft. Daher rührt die starke „Besetzung“ der Kunst mit kollektiven Erwartungen und Vorstellungen, auch mit negativen Emotionen und Vorwürfen. Dies hat zwei Konsequenzen: erstens bestimmt sich die Kunst – mehr oder weniger bewusst – in der Konfrontation mit ihrem Feind. Wir werden das noch sehen. Zweitens erwachsen die ganze Schwäche und die ganze Kraft der polnischen Kunst namentlich hieraus. Man kann sagen, dass die polnische Kunst relativ geschlossen ist, dass sie von einem eigenen Umfeld umgeben ist. Für gewöhnlich ist sie auch nicht „ästhetisiert“, isoliert.

Die folgenden Thesen sind fast holzschnittartig, oft zu scharf, zu radikal, denn: Jede(r) Künstler(in) geht einen eigenen Weg. Wir sind nur an Momenten interessiert, in denen diese sich kreuzen, sich überschneiden.

II. Die achtziger Jahre

In den düsteren achtziger Jahren, vor allem nach der Ausrufung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1981, bestanden drei Strömungen in der polnischen Kunst. Erstens die offizielle oder akademische Kunst. Zweitens die oppositionelle, antikommunistische Kunst, die oft auch religiös war, die sich in oder in der Nähe der Kirchen entwickelte. Selten kommt diese Kunst über das einfache Abstrakte oder Figurative hinaus. Besonders diese zweite Strömung war unkompliziert, leider oft kitschig. Die Tempel füllten sich mit Künstlern. Es gab aber auch in dieser Strömung interessante Ausnahmen:

[Bild I.A: <http://grafik.rp.pl/g4a/588870,239722,9.jpg>

Bild I.B: <http://grafik.rp.pl/g4a/741902,360829,9.jpg>

Jerzy Kalina, *Pojazd betlejemski, Das Auto von Bethlehem*, 1984

Ein alter Fiat 125p neben der Straße und in ihm die Krippe. Weihnachten. Daneben schwarze Drapierungen. In demselben Jahr, im Oktober, wurde der Priester Jerzy Popiełuszko von Offizieren des polnischen Staatssicherheitsdienstes (*Śłużba Bezpieczeństwa*) ermordet. Nach seiner Entführung, vor seinem Tod, wurde er im Kofferraum eines Autos transportiert.]

Die wichtigste aber ist die dritte Strömung: antioffizielle und nicht-kirchliche Künstler(innen), die (a) mit dem intellektuellen Konzeptualismus der siebziger Jahre brachen, (b) gegen das kommunistische System vorgingen, (c) nicht in der Kirche tätig sein wollten. Sie suchten für sich eine neue Position, außerhalb des Systems, außerhalb der Kirche, jenseits des Konzeptualismus. Mir scheint, dass eine Gemeinsamkeit dieser drei Bereiche (a, b, c) die sichere Gestalt/Form/Haltung, kurz: die Kontrolle war. Man wusste, was zu machen war. Entwurf – Konstruktion – Verwirklichung. Schwarz / weiß, schlecht / gut. Eine solche Haltung bedeutet Distanz. Man beherrscht die Ideen, die Materialien, die Bedeutungen.

Die „andere“ Kunst setzt dagegen auf das Irrationale, geht ohne Entwurf vor, ohne Kontrolle. Keine früher beherrschte Konstruktion, sondern Expression. Handeln, um etwas (aber nicht einen Plan) ausdrücken zu können. Deshalb habe ich das Wort „Ausdruck“ gewählt. Oft führt dies zu Unsinn, Chaos, zur Gewalt.

[Bild II: <http://www.lodzkaliska.pl/kaliska/right01.html>

Łódź Kaliska, *Freiheit, nein danke!*, 1988

Ein Foto und ein quasi-erotischer Film, auf das bekannte Bild von Delacroix *Die Freiheit führt das Volk* bezogen.]

Was wird ausgedrückt? Ein Zitat: „Ich will, dass die von mir übermalte Oberfläche ein Dokument der absurden Wirklichkeit, ein Dokument der Sinnlosigkeit des Lebens in ihr ist. Aber manchmal soll sie [die Oberfläche] mich von Unterwürfigkeit befreien“ (Włodzimierz Pawlak, aus der sog. „Gruppe“, einer Gruppe von neoexpressionistischen Malern, den polnischen „Wilden“). Man spricht in diesem Zusammenhang von der Wiederkehr der Malerei: des Figurativen, aber vor allem der deutlichen Farben, heftigen Gesten, des Erotischen, Unbewussten. Das ist nicht – wie einige Kunsthistoriker sagen – unpolitisch. Im Gegenteil: das Unbewusste ist mit Körper, Zeichen, Symbolen, Ereignissen gefüllt. Alles explodiert im Bild.

[Bild III: <http://mareksobczyk.pl/malarstwo/gandzia-14-grudnia-1981-ganja-14-th-december-1981/>

Marek Sobczyk, *Gandzia*, am 14. Dezember 1981

Einen Tag nach Ausrufung des Kriegsrechts; im Bild – General Jaruzelski, Vorsitzender der Kommunistischen Partei, der einen Tag zuvor das Kriegsrecht eingeführt hat. Er sieht wie ein lateinamerikanischer Diktator aus, in Marihuana-wolken, mit Patrone oder einem Joint im Mund.]

Die Planlosigkeit kann aber zu ganz anderen Folgen führen. Das, was sich dadurch ausdrückt, nimmt nicht immer so lebhaft Gestalt an. Gleichwohl ist dies das Leben. Diese Kunst – eine Kunst ohne Kontrolle – wird zu einer „peinlichen Kunst“. Schon der Film von Łódź Kaliska war eine solche. Frühere Filme von Zbigniew Libera waren dies noch mehr.

[Bild IV.A: <http://artmuseum.pl/pl/filmoteka/praca/libera-zbigniew-obrzedy-intymne>

Zbigniew Libera, *Obrzędy intymne, Intime Bräuche*, 1984

Ein junger Künstler kümmert sich um seine neunzigjährige, alte und kranke Großmutter.]

[Bild IV.B: <http://artmuseum.pl/pl/filmoteka/praca/libera-zbigniew-perseweracja-mistyczna>

Zbigniew Libera, *Perseweracja mistyczna, Die mystische Beharrung*, 1984

Dieselbe Großmutter dreht 50 Minuten lang monoton einen Nachttopf. Dieser ist ihr Rosenkranz.]

Schon hier sehen wir, dass Unkontrolliertheit und Wiederholung sehr gut übereinstimmen. Eine gewisse Konsequenz im Handeln, das kein Ziel kennt, das kein Ziel anstrebt, lässt etwas Unerwartetes erreicht werden, zu Wort kommen, sich äußern, sich ausdrücken.

[Bild V: <http://mareksobczyk.pl/malarstwo/obraz-publicystyczny/>

Marek Sobczyk, *Obraz publicystyczny, Das publizistische Bild*, 1981

Eine Reaktion auf neue, überraschende Phänomene in der polnischen Gesellschaft, noch vor dem Kriegsrecht. Nationale, quasi-faschistische und religiöse Bewegungen und Verbände... Vom Kreuz zum Hakenkreuz durch Kombinatorik.]

Historiker der Technik haben festgestellt, dass der menschliche Körper das erste Werkzeug des Menschen war. Auch in diesem Bereich, in der Kunst, die den Körper gebraucht, vor allem in der *performance*, handelt man ohne Kontrolle.

[Bild VI.A: <http://magazyn.o.pl/2015/jerzy-truszkowski-najbardziej-niepokorny-polski-artysta-zbyszko-trzeciakowski-artluk/#/zbyszko-trzeciakowski-upadek-napedy-bambusa-1986/>

Zbyszko Trzeciakowski, *Upadek na pędy bambusa, Fall auf Bambustriebe*, 1986

Bild VI.B: <http://www.artluk.com/main.php?idnum=44>

Zbyszko Trzeciakowski, Aufnahme aus einer privaten Wohnung; ohne Titel, 1986, videoperformance

Das erste Bild bedarf keiner Erklärung. Auf dem zweiten sehen wir den nackten Künstler in einem Loch/Grab, in welches Leute aus einer gewissen Distanz, ohne den Mann zu sehen, Steine werfen sollen.]

Der Künstler hat gesagt, dass diese Aktionen, diese Angriffe auf den eigenen Körper eine Form des Protests gegen die Macht sind, die uns täglich mit dem Tod bedroht.

Leben, Zerfall, Macht, Politik, Bedrohung – das alles drückt sich in dieser Kunst der „symbolischen“ achtziger Jahren aus, die jegliche Kontrolle, jede Planung zurückweist.

III. Die neunziger Jahre

Man könnte sagen, dass das beste Vorzeichen der folgenden Dekade – der ersten Dekade der nachkommunistischen Freiheit – eine kleine Postkarte war, welche Zofia Kulik gemacht hat.

[Bild VII: <http://www.obieg.pl/wydarzenie/16325>

Zofia Kulik, *Wiwat Nowy Rok 1989, Hoch lebe das Neue Jahr 1989*, 1988

Auf der Postkarte sehen wir den jungen Zbigniew Libera, also einen der wichtigsten Künstler der neunziger Jahre, mit dem Zeichen von „Solidarność“, aber mit einer Schnur am Hals. Er ist nackt.]

Die wiedererlangte Freiheit barg neue Gefahren. Und diese Zweideutigkeit wird zum Thema, zum Element der neuen Kunst. Das Hauptaufgabe war einfach: dieses Element zu zeigen, nichts mehr, aber auch nicht weniger. Schnell hat sich erwiesen, dass das nicht immer möglich ist. Die Kunst der achtziger Jahre befand sich in und gegenüber der kontrollierten, in Blöcke geteilten, bindenden Wirklichkeit. Sie schlug vor, diese zu vernichten oder zu ersetzen. Die andere, kleine, oft intime, verborgene Wirklichkeit war der Ausdruck, im Ausdruck (als Leben, Chaos, Gewalt). Die Kunst der neunziger Jahre ist ganz in der neuen, freien, ja chaotischen, lebhaften Wirklichkeit versunken. Man kann diese Welt nur messen, forschen, prüfen. Die Kunst wurde zur Kritik im engsten Sinne des Wortes. Man nennt sie in Polen die kritische Kunst. Aber es geht nicht darum, aus der Distanz heraus, aus der sicheren Position die alten Bräuche, die wiederbelebte Religion usw. zu kritisieren. *Das „außerhalb“ ist stumm* – sagte Zbigniew Libera. Man betreibt die Kritik nur von innen heraus. Und dann bedeutet sie eine Erforschung der Grenzen, ihrer Festigkeit. Wohin reicht unser Blick? Was darf man zeigen? Das weiß niemand. Manche würden sagen – dieses ist erlaubt, jenes verboten. Aber dies ist willkürlich – in den neunziger Jahren wusste in Polen niemand, was wir können, wozu wir fähig sind. Diese Erlaubnisse und Verbote waren nur Worte oder Diskurse. Streng genommen waren in den politischen, religiösen, sozialen Diskursen solche Erlaubnisse und Verbote enthalten/verborgen. Welche – das kann man nur empirisch, durch Experimente untersuchen. Kritik wird zur Erfahrung.

Meine These ist: die polnische Kunst der neunziger Jahre enthüllt die inneren Grenzen der unbekanntenen Wirklichkeit. Diese Arbeit des Enthüllens stößt auf viele aggressive Verteidigungsdiskurse. Dadurch erkennen und bestimmen gleichzeitig alle (die Künstler und die Gesellschaft) diese Grenzen. Mir scheint, dass niemand bei diesem „Kalten Krieg der Kunst und der Gesellschaft“ wusste, wofür die beiden Seiten kämpften. In diesem Sinne blieben so genannte Werte, Ideen versteckt oder unklar. Sie wurden uns langsam bewusst. Niemand nahm eine klare, bestimmte Stellung ein. Alles war Erfahrung, die kritische Erfahrung des Sichtbarmachens.

[Bild VIII: https://www.youtube.com/watch?v=_cRIcbb9D2o

Katarzyna Kozyra, *Łaźnia męska, Männerbadehaus*, 1999

Aufnahme mit versteckter Kamera. Im Männerbadehaus war Kozyra geschminkt, sie sah wie ein Mann aus. Kozyra versucht etwas zu zeigen, was nicht intim ist, aber was trotzdem unsichtbar bleibt. Warum? Es geht vielleicht um alle Diskurse über schöne, junge, gesunde Körper.]

[Bild IX: <https://www.artsy.net/artwork/katarzyna-kozyra-faces>

Katarzyna Kozyra, *Twarze, Gesichter*, 2006

Die Spannung zwischen dem Verborgenen und dem Sichtbarmachen erforscht Kozyra auch später. Wie hier, wo wir die Gesichter der Tänzer(innen) sehen können.]

[Bild X:

http://www.kongreskultury.pl/title,_quot;Piramida_zwierzat_quot;_Katarzyna_Kozyra,pid,24,oid,297,cid,200.html

Katarzyna Kozyra, *Piramida zwierząt, Pyramide der Tiere*, 1993

Und alles fängt mit der *Pyramide der ausgestopften Tiere* an, die aus dem Pferd, dem Hund, der Katze und dem Hahn besteht, die die Videoaufnahme aus dem Schlachthof begleitet.]

Das erste und dritte (und andere) dieser Werke von Kozyra erregen Empörung, Proteste und Anklage. Kozyra erklärte, dass sie nur gezeigt habe, was ohnehin im Verborgenen geschieht. Die Gesellschaft wolle dagegen, dass die Künstler in ihrem Garten spielten. Die Kunst ist aber kein Spiel. Indem sie enthüllt und erfährt, greift sie in das gesellschaftliche Feld der Diskurse ein, in der die Welt schön, frei und freundlich ist.

Künstlerische Experimente beruhen oft auf dem einfachen Zusammenbringen des normalerweise Getrennten. Wie oft bei Libera in der Serie *Korrekturanlagen*:

[Bild XI: http://raster.art.pl/galeria/artysci/libera/lego/libera_lego.htm

Zbigniew Libera, *Lego. Obóz koncentracyjny, Lego. Konzentrationslager*, 1996

Vielleicht das bekannteste Werk von Libera. Schachtel mit Lego-Bauklötzen. Mit der Aufschrift *This work of Zbigniew Libera has been sponsored by Lego*. Die Firma hat immer betont: aus Lego kannst du alles bauen.]

[Bild XII:

http://www.artkontakt.pl/Body_Master_zestaw_zabawowy_dla_dzieci_do_lat_9-p-6736.html

Zbigniew Libera, *Body Master*, 1994–1997

Maschinen für das Bodybuilding von Kindern. Das Bild zeigt ein muskulöses Kind. Die Maschine hat aber Gewichte aus Papier.]

Wie wir sehen, hat das, was ich Diskurse nenne, paradoxerweise seine praktische Dimension. Sie verwirklichen sich in Gegenständen. Diese Gegenstände sind aber nur Spielzeuge. Wir, d. h. die Kinder, tun also etwas zum Schein. Kein Problem? Im Gegenteil – die Auswirkungen sind vor allem psychisch. Diskurs, Dinge, Praxis, Schein, Folge – der Künstler zeigt nur das. Und dieses

Zeigen ruft Proteste, Streitigkeiten, Anklagen hervor. Vom Antisemitismus zum Kommerz.

Die gemeinsame Ebene, auf der man zu einem solchen Aufeinanderstoßen kommen kann, ist auch der Stil. Religion und Erotik verwenden oft dieselbe kitschige Stilistik.

[Bild XIII: http://www.robertrumas.pl/pliki/dokumentacja/12_cykli/00.html

Robert Rumas, *12 cykli księżycy, 12 Mondzyklen*, 2000

Ein Kalender, in dem der Künstler nackten weiblichen Gestalten die Kleidung der Madonna angezogen hat.]

Die Grenzen sind nicht nur draußen. Die Kritik, die Forschung muss auch nach innen reichen. Dort gibt es jedoch nichts Intimes, dafür aber etwas Gemeinsames. Man kann das also zeigen. „Ein Arschloch in sich entdecken“ – so erklärte Artur Żmijewski den Titel der Ausstellung *Parteitag* (1997), einer der wichtigsten für die polnische „kritische Kunst“ in den neunziger Jahren.

Dies ist sehr charakteristisch – alle Bezüge auf die Vergangenheit, andere Kontexte, Werke usw. haben Bedeutung nur für unseren Kontext, für das Hier und Jetzt. Die Kritik ist immer die der Aktualität.

[Bild XIV:

<http://artmuseum.pl/pl/archiwum/archiwum-7-berlin-biennale/1969/112561>

Artur Żmijewski, *Berek, Fangspiel*, 1999

Eine Gruppe nackter Menschen spielt Fangen. Das Spiel findet in einem leeren, nur durch eine Glühbirne erhellen Raum oder Keller statt. Żmijewski drehte seinen Film in einem privaten Raum und in einer Gaskammer.]

[Bild XV: <https://www.youtube.com/watch?v=lsaurP-hA-E>

Artur Żmijewski, *Powtórzenie, Wiederholung*, 2005

Das ist eine *quasi*-Wiederholung des *Stanford-Gefängnis-Experiments*. Das Projekt hat in diesem Fall auch früher geendet. Aber in diesem Fall haben die Gefangenen selbst es unterbrochen.]

Besonders bei Żmijewski, also in Werken, die die Teilnahme eines anderen Menschen fordern, sieht man, dass die Künstler, die die Grenzen suchen und untersuchen, d. h. Experimente machen, auch zu Manipulatoren werden. Unabhängig davon, ob sie sich selbst oder andere manipulieren. Das machte schon Kozyra bei der *Pyramide der Tiere*, als sie gewissermaßen (nicht wörtlich) dasjenige auf sich genommen hat, was wir normalerweise auf die Industrie abschieben – nämlich das Töten der Tiere. Żmijewski manipuliert auch andere. In beiden Fällen aber geht es um eine Inszenierung, um die Vorbereitung einer Situation, welche man dann filmt.

Man muss hier ein produktives Moment feststellen. Das Enthüllen des Verborgenen, das Zeigen des Aufgezeichneten/Registrierten setzt die Produktion wirklicher Emotionen, Erlebnisse, Erfahrungen, aber vor allem der anerkannten Grenzen des Sichtbaren voraus. Man darf nicht vergessen, dass fast jedes dieser Werke Anlass heftiger Auseinandersetzungen war.

Eine kurze Liste der An- und Eingriffe:

1. *Lego* wird von der Biennale in Venedig zurückgezogen (Angst vor Antisemitismusklage).
2. Die Zensur des Antikriegswerks von Kozyra *Więzy krwi, Blutsbande* (1995) während des Papstbesuchs (Überkleben der nackten Frauen – Bild XVI: <http://artmuseum.pl/en/archiwum/archiwum-kowalni/1369/82722>).
3. Der Säbelangriff des bekannten polnischen Schauspielers Daniel Olbrychski auf das Werk *Naziści, Nazis* von Piotr Uklański (1998) (das war eine Porträtserie von Schauspielern in Naziuniformen – Bild XVII: <http://warszawa.wyborcza.pl/warszawa/1,34862,19198431,zacheta-szablakartoflem-i-procesem.html>).
4. Der Angriff eines Abgeordneten auf die Skulptur von Maurizio Catellan, die Papst Johannes Paul II. zeigt, der von einem Meteoriten getroffen wird. Der Abgeordnete des Europäischen Parlaments Witold Tomczak hat den Meteoriten aus dem Körper des Getroffenen genommen (Bild XVIII: <http://miejscefotografii.blogspot.com/2012/06/42-z-42-piotr-grzybowski-zniszczenie.html>).
5. Die zahlreichen Beispiele der Zensur und schließlich auch der Autozensur der Galerien, Beschimpfungen („das ist kein Teil unserer Zivilisation, das sind Exkremete“), Entlassungen und schließlich mehrjährige Prozesse (vor allem gegen Dorota Nieznalska und ihr Werk *Pasja, Die Passion*, 2001 – Bild XIX: ein Kreuz mit Genitalien und ein Film aus einem Männerfitnessstudio: <http://www.nieznalska.art.pl/foto.html>).

Kehren wir zum Anfang zurück. Meine These ist: die wichtigste nachhaltige Wirkung der künstlerischen Handlungen in den neunziger Jahren war das Entstehen eines relativ autonomen Feldes der Kunst, vielleicht zum ersten Mal seit über zweihundert Jahren. Der Prozess verlief sehr ähnlich wie der in Frankreich im 19. Jahrhundert. Und er umfasste auch viele (Gerichts)Prozesse... Paradoxerweise ist kein(e) Künstler(in) endgültig verurteilt worden, aber das bedeutet, dass die Gesellschaft einen sicheren Abstand gegen die Kunst wahrt.

IV. 2000–...

Der Prozess der Autonomisierung lief mit der Entwicklung des Marktes und der Marktwirtschaft parallel. Die Kunst hat durch die Vermittlung dieses universellen Bindeglieds zu funktionieren begonnen. Die Medien wurden immer weniger schlicht. Ja, sie selbst scheinen jetzt alle möglichen Grenzen zu untersuchen und zu verschieben. Der Kampf um das Verborgene wird immer schwieriger. Inszenierung und Experiment sind bereits gewöhnliche Strategien. Das Hier und Jetzt ist die eigentliche Zeit und der eigentliche Ort der medialen Übertragung.

Was macht die polnische Kunst? Ich meine, sie hat ziemlich schnell verstanden, dass sie die Richtungen ihres Handelns ändern muss. Das nenne ich „Denken“. Denken als Notwendigkeit, Allianzen und Feinde, Gegenstände und Strategien, andere Zeiten und Orte zu finden. Jedesmal, immer muss man sie sich von neuem ausdenken. Meiner Meinung nach ist das vorläufig sehr schwierig.

Der Markt kann mit der Gesellschaft ein Bündnis eingehen:

[Bild XX: <http://artmuseum.pl/en/filmoteka/artysci/rafal-jakubowicz>

Rafał Jakubowicz, *Arbeitsdisziplin*, 2002

Die Ausstellung in Posen wurde durch den Volkswagenkonzern blockiert. Dies ist eine einfache Aufnahme der Fabrik in Antoninek. Die Behörden der Stadt haben von der Galerie das Zurückziehen des Werkes erzwungen.]

Die Künstler richten sich an die Vergangenheit oder Zukunft, als ob sie dort die Grenzen suchten oder die Grenzen in unserem Denken über beides.

[Bild XXI: <http://www.rajkowska.com/en/projektyp/10>

Joanna Rajkowska, *Pozdrowienia z Alej Jerozolimskich, Die künstliche Palme in Warschau*, 2002

Die Palme, inspiriert von der Reise nach Jerusalem, steht an der Jerusalem-Allee und erinnert an die jüdische Vergangenheit. Gleichzeitig aber ist das nach Rajkowska ein Projekt der Linken, also in die Zukunft gerichtet.]

[Bild XXII: <http://e.org.pl/czy-fotografia-moze-sluzyc-do-myslenia-ruszyl-drugicykl/libera/>

Zbigniew Libera, *Pozytywy, Positive*, 2002–2003

Serie von quasi-Plagiaten, in der Libera sehr bekannten Fotos durch Eingreifen einen positiven Sinn verleiht.]

Die Kunst hat eine Autonomie gewonnen, aber wie alle anderen Felder des gesellschaftlichen Raumes wurde sie in einen Raum des Marktes „*incorporated*“. „*Inc.*“ ist der Titel einer der wichtigsten Ausstellungen im 21. Jahr-

hundert in Polen. Kämpften die Künstler(innen) in den achtziger Jahren mit der Planung und der Kontrolle, indem sie den Ausdruck von etwas anderem (des Lebens, der Gewalt, des Chaos) suchten, stehen sie heute der vitalen, mächtigen, chaotischen Vielheit der Ausdrucksweise gegenüber: Zeichen, Symbolen, Ikonen, Bildern, Schlagwörtern usw. Sie handeln innerhalb dieses Universums. Oder – streng genommen – sie denken eher als dass sie handeln. Ich würde sagen: sie kontemplieren – ihre Materialien sind eher Ideen als Substanzen.

Paweł Althammer hat während einer seiner Ausstellungen die Tür geschaffen, durch die die geladenen Gäste die Galerie wieder verlassen haben. Das könnte ein Symbol der neunziger Jahre sein. Der Künstler geht in die Welt ein. Seine Werke sind Interventionen. Ein Symbol der späteren (heutigen?) Situation könnte das Werk (ist das ein Werk?!) des jungen Oskar Dawicki sein:

[Bild XXIII: <http://en.rastergallery.com/prace/projekt-reklamowy/>

Der Künstler arbeitete für viele Firmen und machte visuelle Projekte. An unsichtbaren Stellen hat er sein kleines Gesicht verborgen. Der Titel dieses Handelns lautet *Hilfe!*]

MAGDALENA TELUS
(Universität des Saarlandes, Saarbrücken)

Das deutsch-polnische Geschichtsbuch: Über den Vorteil des Dialogischen

I. Einleitung

Der erste Band des deutsch-polnischen Geschichtsbuchs liegt vor und soll ab dem Schuljahr 2016/17 an den Schulen eingeführt werden können. Gleichzeitig verschlechterte sich mit dem doppelten Wahlsieg der Recht-und-Gerechtigkeit-Partei in Polen 2015 das politische Klima im deutsch-polnischen Dialog. Der Ton in den deutschen Medien wurde rau, es schien, als ob das Bekenntnis zum eigenen Nationalstolz der polnischen Premierministerin in Brüssel oder in Berlin eine symbolische Mauer um das Land gezogen hätte. Inzwischen, fast ein Jahr später, scheinen sich beide Seiten mit dem abgekühlten Verhältnis abgefunden zu haben. Mit gegenseitigen Besuchen der Staatspräsidenten in Berlin und in Warschau im Juni 2016 wurde das 25-jährige Bestehen des deutsch-polnischen Vertrags von 1991 gefeiert. Dabei verwies der polnische Staatspräsident Andrzej Duda in seiner Rede in Berlin auch auf das deutsch-polnische Schulbuch.

In dieser Situation ist es wichtig, über das geschichtspolitische Potential des deutsch-polnischen Schulbuchs nachzudenken, was auch Ziel des vorliegenden Beitrags ist. **Es ist meine grundlegende These, dass sich die Bedeutung der bi- und multilateralen Schulbuchprojekte nicht in ihrem didaktischen und auch nicht in ihrem symbolischen Wert im Sinne einer Aussöhnung erschöpft. Vielmehr reicht diese Bedeutung weit über die Schule hinaus und führt Veränderungen in den Identitätsverhandlungen der beteiligten Parteien herbei.** Indem dialogische Geschichtsnarrative an der Vorstellung von der Dienstbarkeit der Geschichte gegenüber der Nation tendenziell rütteln, brechen sie die ethnozentrische Perspektive auf und verweisen auf die veränderten Rahmenbedingungen der Generierung historischen Wissens im postnationalen Zeitalter.¹ Bi- und multilaterale

¹ Es ist natürlich gewagt, angesichts der aktuellen politischen Entwicklungen in den einzelnen europäischen Ländern, die sich durch ein Erstarken rechter Parteien und Bewegungen mit einer nationalen Ausrichtung auszeichnen, ein „postnationales Zeitalter“ auszurufen. Für

Schulbuchprojekte liefern den Beleg dafür, dass ein Verzicht auf den von Ulrich Beck angeprangerten „methodologischen Nationalismus“² in den Sozialwissenschaften möglich ist und die Dialogizität die historische Erzählung beflügelt, indem sie eine neue Sprache erzwingt.

Im vorliegenden Beitrag wird zunächst vor dem Hintergrund der Geschichte der deutsch-polnischen Schulbucharbeit daran erinnert, unter welchen politischen Bedingungen die Idee des deutsch-polnischen Geschichtsbuches aufkam. Dabei werden die Stationen der Implementierung und Institutionalisierung dieser Idee im deutsch-polnischen politischen Umfeld dargestellt. In einem weiteren Schritt werden die Vorgehensweise bei der Fertigstellung des Buches sowie die zugrundegelegten didaktischen Prinzipien erörtert. Unter Rückgriff auf den französischen Philosophen Jean-François Lyotard wird abschließend darüber nachgedacht, wie ein mehrstimmiger Geschichtsbuchtext den nationalen Blickwinkel erweitert.

II. „Aber mir scheinen alle diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich zu sein“³ – zur Geschichte der deutsch-polnischen Schulbucharbeit

Seit dem 19. Jh. nehmen die Nationalstaaten gezielt Einfluss auf die Schulbücher.⁴ Insbesondere Geschichte wurde dabei zum Gesinnungsfach, dessen Aufgabe es war, die Vaterlandsliebe zu fördern, was mittels Pathos, Heroisie-

viele Menschen in Europa scheint die Nation derzeit den primären Orientierungsrahmen abzugeben. Jedoch sind die heutigen europäischen Nationen in einer anderen, einer post-nationalen Verfassung, die sich aus der globalen Verflechtung von Wirtschaft, Information und Mobilität ergibt. Die staatliche Macht der heutigen europäischen Nationalstaaten ist anders aufgebaut im Hinblick auf das Innen und Außen, nationale Zugehörigkeiten werden mit anderen Bedeutungen aufgeladen... Jürgen Habermas beschreibt kritisch-konstruktiv diese „postnationale Konstellation“ (vgl. Habermas, J.: *Die postnationale Konstellation*. Frankfurt a. M. 1998), Ulrich Beck postuliert eine kosmopolitische Blickerweiterung im Hinblick auf kosmopolitische Risiken (vgl. Beck, U.: „Critical Theory of World Risk Society: A Cosmopolitan Vision.“ In: *Constellations* 16, 1, 2009, S. 3-22, <http://www.ulrichbeck.net-build.net/uploads/constell> [22.2.2016]).

² Ebd., S. 20.

³ Enno Meyer, der Autor der 47 „Thesen zur deutsch-polnischen Geschichte“ von 1954/55, in einem Brief an den polnischen Historiker Gerard Labuda, Meyer, E.: *Wie ich dazu gekommen bin: Die Vorgeschichte der deutsch-polnischen Schulbuchgespräche 1948-1971*. Braunschweig 1988, S. 46.

⁴ Vgl. Strobel, T.: *Transnationale Wissenschafts- und Verhandlungskultur. Die Gemeinsame Deutsch-Polnische Schulbuchkommission 1972-1990*. Göttingen 2015.

rung, Mythologisierung, Feindbildkonstruktion, entsprechender Wichtigkeitsverteilung und Bewertung etc. geschah. Die Meistererzählungen europäischer Schulbücher auf der Höhe des europäischen Nationalismus richteten sich unverhüllt nach der Grundregel der Bevorzugung der eigenen nationalen Bezugsgruppe. „Held“, „Opfer“ oder „Täter“ waren die einzigen Rollenoptionen, und Täter waren stets die Anderen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde nicht nur in Europa der Bedarf an einer Schulbuchrevision offenkundig. Auch zwischen Deutschland und Polen, wo sich die (deutsche) Ost- und die (polnische) Westforschung in ihren Bemühungen, Gebietsansprüche zu legitimieren, feindselig gegenüberstanden, kam es in den Jahren 1937/38 zu Schulbuchgesprächen, die jedoch ziemlich bald und klanglos abbrachen.⁵

Nach dem Zweiten Weltkrieg war es verständlicherweise nicht leicht, diesen Faden wiederaufzunehmen. Einerseits muss typischerweise nach einem Konflikt eine gewisse Zeit vergehen, in der der Konflikt nicht angetastet wird, andererseits erschwerte die Zugehörigkeit Polens und eines Teils von Deutschland zu einem anderen ideologischen Block die Kontaktaufnahme zwischen Historikern. Umso bemerkenswerter war es, dass eine Einzelperson, der Oldenburger Oberstudienrat Enno Meyer, es vermochte, die beiden deutschen Staaten sowie die Volksrepublik Polen auf das Problem der gegenseitigen Verzerrungen in den Schulbüchern aufmerksam zu machen.

Nach eigenen Erfahrungen als Wehrmachtssoldat begann Meyer nach dem Krieg über die Verbesserung gegenseitiger Schulbuchdarstellungen nachzudenken.⁶ Immer wieder suchte er mit seinem Anliegen Kontakt zu deutschen Fachleuten sowie zu polnischen Historikern im Exil. Er kontaktierte auch Georg Eckert, Professor für Geschichte und Methodik des Geschichtsunterrichts und Leiter des eigens gegründeten Instituts für Schulbuchverbesserung an der Pädagogischen Schule in Braunschweig, dem er 1954/55 seine 47 „Thesen zur deutsch-polnischen Geschichte“ vorlegte.⁷ Mit seinen Thesen trat

⁵ Vgl. ebd., S. 49 ff., Meyer, *Wie ich dazu gekommen bin*, S. 11, 24, 30.

⁶ Vgl. ebd., S. 17.

⁷ Wie Enno Meyer, so war auch Eckert durch seine widersprüchliche Erfahrung der NS-Zeit geprägt. Aus der sozialistischen Jugendbewegung kommend, trat er als Referendar in die NSDAP ein. Als Wehrmachtsbeamter diente er in Griechenland, wo er Kontakt zum griechischen Widerstand aufnahm, s. Fuchs, E.: „Vorwort.“ In: *Schulbücher zwischen Tradition und Innovation. Ein Streifzug durch die Geschichte des Georg-Eckert-Instituts*. Braunschweig 2015, S. 2-3. Im Jahr 1946 kam Eckert als Geschichtsdozent an die Hochschule für Lehrerbildung, die Kant-Hochschule in Braunschweig, sechs Jahre später erhielt er hier seine Professur. Auf Eckerts Betreiben entstand 1951 das Institut für Schulbuchverbesserung, das 1953 als das Internationale Schulbuchinstitut an der Kant-Hochschule angesiedelt wurde. 1975, ein Jahr nach Eckerts Tod, wurde das Institut zum Georg-Eckert-Institut für inter-

Meyer nicht nur gegen „Unrichtigkeiten und Schiefheiten“⁸ in deutschen und polnischen Schulbüchern an, er forderte in Bezug auf viele Themen auch die Ergänzung bestehender deutscher Darstellungen durch zusätzlichen Stoff.⁹ Durch Bemühungen Georg Eckerts wurde es möglich, Meyers Thesen zu veröffentlichen, was zu einigen Diskussionen in der BRD und Polen, wo nach 1956 die Zensur eine Zeit lang nachließ, bzw. zu ablehnenden Kritiken in der DDR führte.

In den 1960er Jahren verschlechterte sich das politische Klima wieder, das Thema der Schulbuchverbesserung musste ruhen, wie auch der deutsch-polnische Dialog leiser wurde.¹⁰ 1964 wurde Georg Eckert Präsident der deutschen UNESCO-Kommission. In dieser Eigenschaft setzte er sich dafür ein, dass die deutsche und die polnische UNESCO-Kommission, nunmehr in dem durch Brandts Neue Ostpolitik veränderten politischen Klima, 1972 die Gründung der Gemeinsamen Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission initiierten. In den Jahren 1972 bis 1976 fanden zehn bilaterale Konferenzen und zwei Symposien statt, an denen über 70 Fachleute sowie Vertreter von Ministerien und Verlagen teilnahmen.¹¹ 1977 legte die Kommission ihre gemeinsamen „Empfehlungen für Schulbücher der Geschichte und Geographie in der Bundesrepublik Deutschland und in der Volksrepublik Polen“ vor.¹²

nationale Schulbuchforschung umgestaltet (heute: Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung).

⁸ Meyer, *Wie ich dazu gekommen bin*, S. 27.

⁹ Ergänzungen in deutschen Schulbüchern erforderten nach Meyers Ansicht folgende Themen (die Formulierungen wurden aus Meyers verkürzter Darstellung von 1988 übernommen): Stammesgliederung der Slaven, die Eindeutschung Pommerns, das Schicksal der Ordensländer seit 1466, das Verschwinden des mittelalterlichen Deutschtums, deutsch-polnische Beziehungen im Zeitalter der Reformation, die staatliche Ohnmacht Polens, unheilvolle Folgen der Teilungen Polens, die polnische konstitutionelle Bewegung seit 1791, polnisch-französisch-amerikanische Sympathien seit Ende des 18. Jhs., nationale Romantik und die deutsche Polenbegeisterung, Polen im und nach dem Ersten Weltkrieg, Polen in der Zwischenkriegszeit, Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, polnischer Widerstand und Polen als Satellit der Sowjetunion, vgl. ebd., S. 31 ff.

¹⁰ Eine Ausnahme stellte die Tagung „Polen im Unterricht“ der Evangelischen Akademie West-Berlin 1969 dar, vgl. ebd. 58 f.

¹¹ Vgl. ebd., S. 182 ff. Borodziej beziffert die Anzahl der deutschen und polnischen Wissenschaftler, die sich in der Zeit nach Veröffentlichung der Empfehlungen bis 1998 an der Arbeit der Kommission beteiligten, auf 300 (vgl. Borodziej, W: „Die Deutsch-Polnische Schulbuchkommission 1972-1999.“ In: Becher, U. A. J.; Riemenschneider, R. (Hrsg.): *Internationale Verständigung. 25 Jahre Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig*. Hannover 2000, S. 157-165; hier: S. 164).

¹² Gemeinsame Deutsch-Polnische Schulbuchkommission 1977: *Empfehlungen für die Schulbücher der Geschichte und Geographie in der Bundesrepublik Deutschland und in der Volksrepublik Polen*. Braunschweig 1995.

Im Unterschied zu den Thesen von Enno Meyer handelte es sich diesmal um ein Projekt, das offiziell „abgesegnet“ war und entsprechende symbolische Deutungsmacht generierte. Im kommunistischen Polen blieben die Diskussionen auf die Fachkreise beschränkt, in der Bundesrepublik führten die Empfehlungen zu kontroversen Diskussionen mitsamt Debatten im Bundestag und in den Landtagen.¹³ In unserem Zusammenhang ist es wichtig festzuhalten, dass die Gespräche zu Beginn dem Muster einer zwischenstaatlichen Kommunikation folgten, offiziell, speziell in der Anfangsphase, wurden nationale Standpunkte vorgetragen. Diese Struktur wie auch insgesamt die Kommunikationsrituale, die sich in der nachfolgenden Arbeit der Kommission herausbildeten, waren damals Garantie einer gleichberechtigten Partizipation.¹⁴ Mit der Zeit traten allerdings wissenschaftliche Fragen in den Vordergrund und die Positionen verteilten sich nicht mehr zwingend entlang nationaler Zugehörigkeiten.¹⁵ Zudem lernten sich mit den Jahren die einzelnen Kommissionsmitglieder auch persönlich kennen, was vor allem für die beiden Vorsitzenden, Władysław Markiewicz und Walter Mertineit, galt und was informelle Kommunikationsräume erahnen lässt, jenseits der nationalen Rollen.

Seit der Herausgabe der Empfehlungen tagt die Kommission abwechselnd in Deutschland und in Polen, zunächst jährlich, seit den 90er Jahren alle zwei Jahre. Die Erträge der Konferenzen, Fachbeiträge zum jeweiligen Konferenzthema sowie Schulbuchanalysen, werden in Buchform herausgebracht. 2001 gibt die Kommission zum ersten Mal Unterrichtsmaterialien heraus, einen Quellenband mit Erläuterungen zur deutsch-polnischen Geschichte im

¹³ In der Bundesrepublik erreichten die Empfehlungen die Auflagenstärke von 300.000, in der Volksrepublik Polen gab es 1976/77 vier Auflagen von jeweils einigen Hundert Exemplaren, s. Borodziej, „Die Deutsch-Polnische Schulbuchkommission 1972-1999“, S. 163. Die Geschichte der Gemeinsamen Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission ist gut erforscht, vor allem dank der Archivierungsarbeit des Eckert-Instituts, das auf der deutschen Seite die Arbeit der Kommission koordiniert. Kürzlich erschien eine fundierte Synthese dieser Geschichte (vgl. Strobel, *Transnationale Wissenschafts- und Verhandlungskultur*).

¹⁴ Die dem diplomatischen Protokoll entnommene Symmetrie bezog sich nicht auf Sprache, die Arbeitssprache der Kommission war wegen Mangels an polnischen Sprachkenntnissen unter den deutschen Teilnehmern überwiegend Deutsch. Strobel begründet ausführlich, warum die Konventionalisierung der Arbeit der Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission für ihren Fortbestand und ihre Effektivität wichtig war. Die Kommission habe im Laufe der Jahrzehnte eine „gemeinsame Kultur“ und eine „Würde“ in gemeinsamen Debatten entwickelt, die beispielsweise ein gemeinsames Auftreten gegen politischen Druck ermöglicht hätten (vgl. Strobel, *Transnationale Wissenschafts- und Verhandlungskultur*, S. 248).

¹⁵ Vgl. Borodziej, „Die Deutsch-Polnische Schulbuchkommission 1972-1999“, S. 162.

20. Jh.¹⁶ Eine zunehmende Loslösung aus der strikten Bilateralität macht sich bemerkbar, die Perspektiven reichen über die politische und Staatsgeschichte hinaus, die Themen werden zunehmend in einen breiteren europäischen und sozialen Kontext gestellt. Neben der Gemeinsamen Schulbuchkommission sind es indessen auch andere Akteure, die sich des Themas Geschichtsunterricht im deutsch-polnischen Dialog annehmen und konkrete Buchprojekte angehen, so das Deutsche Poleninstitut in Darmstadt,¹⁷ die Sächsische Bildungsagentur,¹⁸ das Deutsch-polnische Jugendwerk¹⁹ oder auch die Bundeszentrale für politische Bildung,²⁰ um nur einige zu nennen. Inzwischen kann man von einer gewissen Vielfalt von Materialien und Handreichungen sprechen, die die Präsenz Polens im deutschen Geschichtsunterricht bei bestehenden Curricula und Stundentafeln stärken sollen oder auch in Schulprojekten eingesetzt werden können.²¹ Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie einen ergänzenden Charakter haben und gewissermaßen eine „Intervention“ von Fachleuten darstellen in einer Situation, in der Polen weiterhin (wir erinnern uns an die Postulate der Lehrstoffergänzung von Enno Meyer von 1954/55) eine marginale Rolle im deutschen Geschichtsunterricht einnimmt.

¹⁶ Vgl. Becher, U.; Borodziej, W.; Maier, R. (Hrsg): *Deutschland und Polen im zwanzigsten Jahrhundert. Analyse, Quellen, didaktische Hinweise*. Hannover 2001.

¹⁷ Vgl. Kneip, M.; Mack, M.: *Polnische Geschichte und deutsch-polnische Beziehungen. Darstellungen und Materialien für den Geschichtsunterricht*. Berlin 2007.

¹⁸ Vgl. Ruchniewicz, M. et al.: *Geschichte verstehen – Zukunft gestalten. Die deutsch-polnischen Beziehungen in den Jahren 1933-1949. Ergänzende Unterrichtsmaterialien für das Fach Geschichte*. Dresden; Wrocław 2007.

¹⁹ Vgl. Kochanowski, J. et al.: *Deutschland, Polen und der Zweite Weltkrieg. Geschichte und Erinnerung*. Potsdam; Warschau 2009.

²⁰ Vgl. Borodziej, W.: *Geschichte Polens im 20. Jahrhundert*. München 2010.

²¹ Diese Vielfalt lässt bisweilen Zweifel an der Zweckmäßigkeit des Fortbestehens der Gemeinsamen Kommission in ihrer bisherigen bilateralen Form aufkommen, so Ruchniewicz: „The formula of bilateral talks appears to be old-fashioned and unsuitable for meeting new challenges“ (Ruchniewicz, K.: „Why We Still Need Textbook Commissions?“ <http://public-history-weekly.oldenbourg-verlag.de/3-2015-12/why-we-still-need-textbook-commissions>) (12.5.2015).

III. „... dass wir offen sind für polnische Sichtweisen auf die Geschichte“²² – von der Ausrufung bis zur Umsetzung einer Idee

Im Oktober 2006 verkündete der Außenminister Frank-Walter Steinmeier in einer Rede bei der Eröffnung des Akademischen Jahres an der Viadrina die Idee eines regulären deutsch-polnischen Geschichtsbuches als einer „gemeinsamen Antwort auf zwei Weltkriege“. Er sagte dies vor dem Hintergrund des damaligen „[...] verbesserungsbedürftigen Zustands der deutsch-polnischen Beziehungen“.²³ Steinmeier berief sich auf das kurz davor erschienene deutsch-französische Schulbuch.²⁴

Als ein spezielles Anliegen des deutsch-polnischen Schulbuchs hob der Minister allerdings hervor, es sei eine Bereicherung für die Deutschen, „polnische Sichtweisen auf die Geschichte“ kennenzulernen.²⁵ Offensichtlich

²² S. Fußnote 25.

²³ Steinmeier, F.-W. (26.10.2006): „Polen und Deutschland – gemeinsam Europas Zukunft gestalten“, www.auswaertiges-amt.de/DE/Infoservice/Presse/Reden/2006/061026-Viadrina.html (27.1.2016).

Die Irritationen im deutsch-polnischen Verhältnis betrafen 2006 vor allem die deutsch-russische Ostseepipeline und die Ausstellung „Erzwungene Wege“ der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen des Bundes der Vertriebenen. Beide Themen bleiben auch 2016 offen, das Verhältnis wird zudem u. a. durch Differenzen in der Flüchtlingsfrage belastet. Damals wie heute gab es natürlich auch Gegennarrative, Versuche, das Verhältnis zu kitten, wie das Deutsch-polnische Jahr 2005/6, bzw. sich nichts anmerken zu lassen, wie bei den Feierlichkeiten zum 25. Jahrestag des Vertrags von 1991.

²⁴ Damit griff Steinmeier indirekt die Konstellation des Weimarer Dreiecks auf, des politischen Formats, das Polen auf dem Weg in die NATO und die EU unterstützte. Mit Textkasten 4 sei an den polnischen Mitbegründer des Weimarer Dreiecks, Prof. Krzysztof Skubiszewski erinnert. Skubiszewskis völlig in Vergessenheit geratener Aufenthalt an der Universität des Saarlandes 1978 ist in unserem Zusammenhang höchstens eine Marginalie, bezeichnend jedoch insofern, als dass er vor Augen führt, dass das Thema des deutsch-polnischen Dialoges sehr vielschichtig ist und neben den bekannten und prominenten Motiven wie dem deutsch-polnischen Schulbuch auch viele weniger bekannte umfasst.

²⁵ „Noch vor gar nicht allzu langer Zeit ist es erstmals gelungen, ein gemeinsames deutsch-französisches Geschichtsbuch herauszubringen, das in den Schulen beider Länder verwendet wird. Vielleicht ist es auch nicht unmöglich, mittelfristig auch ein gemeinsames deutsch-polnisches Geschichtsbuch zu erarbeiten, das uns hilft, uns gegenseitig besser zu verstehen. Mit diesem Projekt könnten wir Deutsche deutlich machen, dass wir offen sind für polnische Sichtweisen auf die Geschichte. Ich bin sicher, dass viele Deutsche es als Bereicherung empfinden, diese Sichtweisen besser kennen zu lernen und mehr aus der

hatte der Minister von Anfang an die bekannte, in Enno Meyers Thesen von 1954/55 anklingende deutsch-polnische Asymmetrie gegenseitiger Relevanz vor Augen²⁶ und visierte das deutsch-polnische Schulbuch als eine Gegenmaßnahme an. Diesen Aspekt unterstrich er auch zwei Wochen später in einer Rede anlässlich des 20. Jahrestags der Gründung des Dachverbands der Deutsch-Polnischen Gesellschaften. Hier hieß es zudem, nicht nur das Ergebnis sei wichtig, sondern mindestens genauso „der gemeinsame Lernprozess bis dahin“.²⁷

Textkasten 1 führt die Stationen der Institutionalisierung dieses „Lernprozesses“ auf. Ende 2007, nach einem Regierungswechsel in Polen, kündigten die Außenminister beider Länder (polnischerseits war das Radosław Sikorski, der von Recht und Gerechtigkeit zur Bürgerplattform wechselte und für seine deutschland- und europafreundliche Position bekannt wurde) ihre Unterstützung für das Projekt an, Anfang 2008 einigte man sich über die Vorgehensweise, im Mai 2008 startete das Projekt mit der offiziellen Gründung der Projektgruppe.

Textkasten 1: Deutsch-polnisches Geschichtsbuch: Kalendarium*	
Oktober 2006	Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier äußert die Idee eines gemeinsamen deutsch-polnischen Geschichtsbuches
Dezember 2007	die Außenminister Deutschlands und Polens deklarieren ihre Unterstützung für das Schulbuchprojekt
Anfang 2008	die Regierungen beider Länder einigen sich über die Organisation des Projekts (s. Textkasten 2)
Mai 2008	Konstituierung der Projektgruppe, offizieller Projektbeginn

polnischen Geschichte zu erfahren“, Steinmeier, „Polen und Deutschland – gemeinsam Europas Zukunft gestalten“.

²⁶ Vgl. Telus, M.: „Deutsch-polnische Asymmetrien im interkulturellen Lernen.“ In: Trzecińska-Polus, A. et al. (Eds.): *Collective Identity, International Cooperation and National Interest in Europe and Beyond*. Opole 2011, S. 125-137.

²⁷ Steinmeier, F.-W.: „Rede anlässlich des 20. Jahrestages der Gründung des Dachverbands der Deutsch-Polnischen Gesellschaften“, www.auswaertiges-amt.de/DE/Infoservice/Presse/Reden/2006/061110-dtpolGesellschaften.html (27.1.2016).

Dezember 2010	Empfehlungen des Steuerungsrates und Expertenrates nach einer Machbarkeitsstudie mit Analyse der deutschen und der polnischen Lehrpläne
Januar 2012	Anmelden von Interesse seitens Verlagen, Arbeit an einzelnen Bänden
2016	Erscheinen von Band 1

* Nach: <http://deutsch-polnische.schulbuchkommission.de>.

Textkasten 2 bildet die Organisationsstruktur des Projekts ab. Kennzeichnend ist, dass einerseits die aus der Arbeit der Gemeinsamen Schulbuchkommission bekannte Bilateralität in der Form einer möglichst äquivalenten Besetzung der einzelnen Aufgabenebenen auf der deutschen und der polnischen Seite bewahrt bleibt, dass aber andererseits Wert gelegt wird auf den *gemeinsamen Charakter* einzelner Gremien. Die politische Verantwortung bleibt geteilt, aber die wissenschaftliche Verantwortung liegt bei den beiden Vorsitzenden der Gemeinsamen Schulbuchkommission. Ein gemeinsamer Steuerungsrat, bestehend aus Ministerienvertretern, den Vorsitzenden der Schulbuchkommission und den wissenschaftlichen Sekretären, ebnet dem Projekt auf politischer Ebene die Wege, während ein gemeinsamer Expertenrat, bestehend aus Fachleuten, für die wissenschaftliche und didaktische Fundierung sorgt. Die beiden Verlage treten ebenfalls gemeinsam als Verlagstandem auf. Die Verschriftlichung erfolgt Kapitel für Kapitel abwechselnd durch eine(n) deutsche(n) und eine(n) polnische(n) Autor(in). Das vorgefertigte Kapitel wird vom Ko-Autor aus dem anderen Land kommentiert und überarbeitet. Der gemeinsame Text wird schließlich dem Expertenrat vorgelegt, der ggf. Änderungen vornimmt. Alle ein bis zwei Monate finden Arbeitstreffen statt, bei denen laufende Redaktionsfragen diskutiert werden.²⁸

²⁸ Vgl. Kulczycka, K.: „Nowe spojrzenie na historię. Polsko-niemiecki projekt wspólnego podręcznika.“ In: *Polski w Niemczech/Polnisch in Deutschland* 1, 2013, S. 92 f.

Textkasten 2: Deutsch-polnisches Geschichtsbuch: Organisationsstruktur*		
<i>Aufgabenebene</i>	<i>deutsche Seite</i>	<i>polnische Seite</i>
Federführung	Auswärtiges Amt für die Länder, nach Beschluss der Kultus- ministerkonferenz, das Ministerium für Bil- dung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg	Ministerium für Nationale Bildung
Finanzierung	AA 900.000 € (Projektbüro in Braun- schweig, Sitzungen, Übersetzungen)** KMK 1.656.000 € (Verlagsarbeit)	Außenministerium, Ministerium für Kultur und Nationales Erbe, Stiftung für deutsch- polnische Zusammen- arbeit, Wydawnictwa Szkolne i Peda- gogiczne, Höhe konnte nicht ermittelt werden
wissenschaftl. Verantwortung	deutscher Vorsitzender des Expertenrats	polnischer Vorsitzender des Expertenrats
wissenschaftl. Koordination	Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schul- buchforschung in Braunschweig	Zentrum für Histori- sche Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften
Steuerungsrat	Vertreter des Ministe- riums für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg,	Vertreter des Ministe- riums für Nationale Bildung, des Ministe- riums für Kultur und

	des Auswärtigen Amts, der Kultusministerkonferenz, deutscher Vorsitzender des Expertenrats, Wissenschaftliche(r) Koordinator(in) (7 Personen)	Nationales Erbe, des Außenministeriums, polnischer Vorsitzender des Expertenrats, Wissenschaftlicher Koordinator (8 Personen)
Expertenrat	Historiker(innen) und Geschichtsdidaktiker(innen) (15 Personen)	Historiker(innen) und Geschichtsdidaktiker(innen) (15 Personen)
Verlagstandem	Eduversum GmbH	Wydawnictwa Szkolne i Pedagogiczne

* Nach: Steuerungsrat und Expertenrat: Schulbuch Geschichte. Ein deutsch-polnisches Projekt. Empfehlungen. Berlin; Warschau 2010, S. 8 ff.;

<http://deutsch-polnische.schulbuchkommission.de>; www.cbh.pan.pl.

** Diese Angabe bezieht sich nur auf die Jahre 2012-2018.

IV. „Aufklärung durch Geschichte ist oft eine nationale Zumutung“²⁹ – didaktische Prinzipien

Die geschichtsdidaktischen Prinzipien des Schulbuchs wurden in den Empfehlungen des Steuerungsrates und des Expertenrates vom Dezember 2010 dargelegt.³⁰ Im Unterschied zum deutsch-französischen Schulbuch, das für die Sekundarstufe II konzipiert wurde, richtet sich das deutsch-polnische Schulbuch an die Sekundarstufe I in Deutschland und das Gymnasium bzw. die erste Klasse Lyzeum in Polen, d. h. die Klassen 7-10. Darin wird zum einen das Bemühen um ein breites Publikum erkennbar, zum anderen ergab

²⁹ Jacobmeyer, W.: „Historia 4. Polska i świat współczesny von Andrzej Pankowicz. Warszawa, 1991.“ In: *Internationale Schulbuchforschung* 14, 3, 1992, S. 313-316, hier S. 316.

³⁰ Steuerungsrat und Expertenrat: *Schulbuch Geschichte. Ein deutsch-polnisches Projekt. Empfehlungen*. Berlin; Warschau 2010.

die vorausgegangene Machbarkeitsstudie die meisten Lehrplanübereinstimmungen auf dieser Ebene.³¹

Anders als bei den oben genannten ergänzenden Unterrichtsmaterialien handelt es sich um ein reguläres, die staatliche Zulassung anstrebendes Lehrwerk mit universalhistorischer Breite von der Frühgeschichte bis ins 20. Jh. und einem Fokus auf der Geschichte Europas. In den Quellen und bei einzelnen Themen wird speziell auf die deutsch-polnischen Beziehungen eingegangen. Damit wird das Ziel verfolgt, die Präsenz polnischer und osteuropäischer Themen in deutschen Schulen zu stärken – eine Reaktion auf die vorausgehend angesprochene Marginalisierung dieser Themen in westeuropäischen Geschichtsbüchern.³² Das deutsch-polnische Schulbuch kann damit zu einer Veränderung des westeuropäischen Kanons geschichtlichen Wissens beitragen, in dem osteuropäische Motive bislang selten zu „Sinnvehikeln“ wurden, d. h. zu Inhalten, die als über sich selbst hinausweisend zum Verstehen anderer Inhalte herangezogen werden (wie Kollektivsymbole, Erinnerungsorte, Ikonen etc.; zum Sinnvehikel europäischen Widerstands gegen Hitler wurde beispielsweise die französische *Résistance*, während der polnische *ruch oporu* nicht einmal in deutschen Geschichtsbüchern erinnert wird).

³¹ Das deutsch-französische Schulbuch wurde durch die französische Bildungsreform des *seconde*-Levels eingeholt, es wird heute hauptsächlich in bilingualen deutsch-französischen Klassen verwendet, seine sonstige Verbreitung wird als bescheiden eingestuft, vgl. De-france, C.; Pfeil, U.: „Symbol or reality? The background, implementation and development of the Franco-German history textbook.“ In: Korostelina, K. V.; Lässig, S. (Eds.): *History Education and Post-Conflict Reconciliation. Reconsidering joint textbook projects*. New York 2013, S. 52-68; hier: S. 53, 64. Das polnische Bildungsministerium hat neuerdings ebenfalls eine Reform des Bildungssystems angekündigt. Im Kern soll die Rückkehr zu dem 1999 abgeschafften zweistufigen Modell mit einer achtjährigen Grundschule und den darauf aufbauenden weiterführenden Schulen stehen. Damit wird das Mittelstück des jetzigen Drei-Stufen-Modells, das verpflichtende dreijährige Gymnasium mit den Klassen 7-9, verschwinden und damit die Schulform, für die das deutsch-polnische Schulbuch auf der polnischen Seite hauptsächlich konzipiert wurde. Für das deutsch-polnische Schulbuchprojekt bedeutet die Reform die Gefahr einer Marginalisierung. Allerdings ermöglicht das frühe Stadium des Projekts noch eine adäquate Reaktion.

³² Vgl. auch Dreesen, P.; Judkowiak, J.: „Bierni na Wschodzie, ponoszący zbiorową winę i oczywiście obecni w Europie – krytyka niemieckich i polskich podręczników do historii w oparciu o kontrastywną lingwistykę dyskursu.“ In: *Tekst i dyskurs – text and diskurs* 5, 2012, S. 93-126; hier: S. 103, die feststellen, dass Deutschland in den polnischen Geschichtsbüchern mitunter lange Passagen gewidmet sind, während Polen in deutschen Geschichtsbüchern eher marginal als ein passiver Akteur Erwähnung findet. Die gleichen Autoren weisen jedoch darauf hin, dass in den Schulbüchern anderer westeuropäischer Länder Polen noch weniger Aufmerksamkeit zukommt.

Auf didaktischer Ebene wird radikal mit einem positivistischen Zugang gebrochen. Die Lernziele bestehen nicht primär in der Lernstoffvermittlung, sondern im Herausbilden von kritischen Kompetenzen des geschichtlichen Lernens, wie u. a. Quellenbefragung und -kritik, Zulassung von Multiperspektivität und Kontroversität, Aushalten von Unschärfe, Dekonstruktion und reflexive Konstruktion, s. Textkasten 3. Bei dieser Ausrichtung handelt es sich um Errungenschaften westeuropäischer Geschichtsdidaktik, die in der polnischen Didaktik keineswegs selbstverständlich sind. Einige polnische Historiker diffamieren diese Prinzipien als „Relativierung der Geschichte“ und als einen deutschen Versuch von der Schuldfrage abzulenken.³³

Seit den 1960er Jahren wies die (bundes-)deutsche Geschichtsdidaktik zwei markante Blickerweiterungen auf, vom lernstofforientierten hin zum problemorientierten Lernen und schließlich zum methodenorientierten Lernen. Die Lernziele des Fachs Geschichte verschoben sich somit von der Erziehung des Individuums *für* das nationale Kollektiv hin zur Ausstattung des Individuums mit Kompetenzen, die eine Orientierung und das Handeln in einer dynamischen und komplexen sozialen Wirklichkeit ermöglichen.³⁴

Textkasten 3:

Deutsch-polnisches Geschichtsbuch: Didaktische Grundlagen*

Geschichtsbild

- Keine Einschränkung auf deutsch-polnische Beziehungsgeschichte, sondern Pluralität europäischer Erinnerungskulturen
- Kein statisches Bild von Nation
- Kein homogenes Bild von Nation
- Nicht ausschließlich ein „chronologischer Durchgang“, z. T. Blick rückwärts aus der heutigen Perspektive heraus, Wichtigkeit der Methoden

³³ Für Beispiele solcher Reaktionen in der polnischen Presse s. Ruchniewicz, K.: „Die knifflige Vergangenheit. Geschichtspolitik, innenpolitische Instrumentalisierung und große Debatten in den deutsch-polnischen Beziehungen.“ In: Bingen, D. u. a. (Hrsg.): *Erwachsene Nachbarschaft. Die deutsch-polnischen Beziehungen 1991 bis 2000*. Wiesbaden 2011, S. 129 f.

³⁴ Vgl. Borries, B. v. (u. a.): „Kerncurriculum Geschichte in der gymnasialen Oberstufe.“ In: Tenorth, H.-E. (Hrsg.): *Kerncurriculum Oberstufe II. Biologie, Chemie, Physik, Geschichte, Politik*. Weinheim; Basel 2004, S. 292.

<ul style="list-style-type: none"> ▪ Kein geschlossenes Geschichtsbild, etwa als „zivilisatorischer Fortschritt“
<p><i>Didaktische Prinzipien</i></p>
<ul style="list-style-type: none"> ▪ Multiperspektivität (Zentrum-Peripherie, Arm-Reich, Männer-Frauen...) ▪ Kontroversität (alternative Interpretationen möglich) ▪ Geschichte auf Mikroebene, Personalisierung, Konkretisierung ▪ Kein geschlossenes Masternarrativ, offene Fragen ▪ Vielfältige Quellen, jedoch ohne Überwältigung der Lerner(innen), Bilder nicht nur als Auflockerung, sondern als zu befragende Quellen
<p><i>Zu fördernde Kompetenzen</i></p>
<ul style="list-style-type: none"> ▪ Sachkompetenz ▪ Offenheit für Perspektivenwechsel ▪ Quellenkritik ▪ Konstruktion und Dekonstruktion („Schüler mit dem Konstruktionscharakter von Geschichte vertraut machen“, S. 13) ▪ Urteilskompetenz (reflexiv bewerten, ggf. verwerfen)

* *Nach: Steuerungsrat und Expertenrat: Schulbuch Geschichte. Ein deutsch-polnisches Projekt. Empfehlungen. Berlin; Warschau 2010; Kulczycka, „Nowe spojrzenie na historię“.*

V. „... czy ryba bierze na ullańskie czako...“³⁵ – nationale Semantik vs. Mehrstimmigkeit

Die Sorge um die „historische Wahrheit“, die einen Teil der polnischen Historikerzunft umtreibt, hat zu tun mit dem großen Paradoxon der polnischen Geschichte. Dieses besteht bekanntlich darin, dass der Beginn der polnischen

³⁵ „... ob der Fisch auf den Ulanen-Tschako anbeißt...“, Zitat aus dem in Polen sehr bekannten Essay „Zwei Vaterländer, zwei Patriotismen“ des Oppositionellen Jan Józef Lipski, erschienen im Untergrund 1981. Darin prangert Lipski die polnische Xenophobie und Megalomanie sowie ihre Instrumentalisierung durch die polnischen Kommunisten an. In seinem Versuch, den Kommunisten den nationalen Gedanken zu entreißen, erinnert er an die aufklärerische Tradition des polnischen Patriotismus, die auf Respekt und Offenheit aufbaut.

neuezeitlichen Nationsbildung Ende des 18. Jhs. mit dem Untergang des polnischen (bzw. des polnisch-litauischen Vielvölker-)Staates einherging. Nach einer kurzen Zeit der Wiederherstellung der polnischen Staatlichkeit zwischen den beiden Weltkriegen folgte die deutsche und die sowjetische Besatzung bzw. nach 1945 die Eingliederung in die sowjetische Machtzone. Unter diesen Umständen war die polnische Nationsbildung bis 1989, wie auch die Nationsbildung vieler anderer osteuropäischer Völker, zahlreichen Retardationen ausgesetzt. In Folge dieser Entwicklung bildete sich in Polen ein eigentümlicher Opfer-Komplex heraus, der nicht einmal durch die Erfolge der *Solidarność*, der Beratungen am Runden Tisch, des NATO- und EU-Beitritts aufgelöst werden konnte. Dieser Komplex bleibt ohne Trost, er verwahrt behutsam und beständig nationale Mythen des eigenen Triumphes und Traumata der eigenen Unterlegenheit in tiefen Schichten des kollektiven Gedächtnisses. Selbst die Gelder aus dem europäischen Kohäsionsfonds können hier nichts ändern, ja paradoxerweise verschlimmern sie noch die Sachlage, da sie die eigene Abhängigkeit im Relief des neu entstehenden Autobahnnetzes verewigen.

Jener Teil der polnischen Eliten, der sich die Verwaltung dieses postkolonialen Komplexes ins Programm schrieb, hat also keine Mühe, die polnische Geschichte nach 1989 ebenfalls als eine weitere Niederlage zu deuten, zumal die Früchte des Erfolgs im für ein postkommunistisches Land ungewohnten Maße ungleich verteilt wurden. Hohe Arbeitslosigkeit verbunden mit erzwungener Arbeitsmigration, harte Startbedingungen für junge Familien, ein unausgereiftes System der Sozialleistungen ließen einen Graben zwischen Gewinnern und Verlierern der Transformation entstehen.³⁶ Angesichts der Schwäche der polnischen Linken wandten sich viele Benachteiligte instinktiv dem nationalen Denkhorizont zu.³⁷

³⁶ B. Helbig erklärt die jetzige Entwicklung in Polen mit der Metapher des Weges. Mit der Wahl der Partei Recht und Gerechtigkeit habe die polnische Gesellschaft auf dem Weg der Modernisierung haltgemacht, um die zurückgelassenen Schwachen zu holen. So kritisch man die Eingriffe dieser Partei in das polnische Rechtstaatlichkeitssystem beurteilen mag, so Helbig im Hinblick auf die Auseinandersetzung um das Verfassungstribunal und die Medien, so aufmerksam muss man die soziale Perspektive betrachten, um den Ausgang der letzten polnischen Parlamentswahlen zu begreifen (vgl. Helbig, B.: „Wer Polen basht, hat nicht viel verstanden.“ In: *Die Zeit Online* [1.2.2016], <http://www.zeit.de/politik/ausland/2016-01/polen-pis-eu-zugehoerigkeit-situation> [15.2.2016]).

³⁷ Vom „Instinkt“ kann man deshalb sprechen, weil die Idee eines Wohlfahrtsstaates von Anfang an an die Idee der Nation gekoppelt war, vgl. Habermas, *Die postnationale Konstellation*, S. 94. Zum symbolischen Katalysator dieser Entwicklung wurde das Flugzeugunglück vom April 2010, in dem der polnische Staatspräsident Lech Kaczyński und seine Frau Maria sowie weitere 94 Persönlichkeiten polnischer Politik auf dem Weg nach Katyń, dem Ort,

Für dieses Geflecht aus Verletzung und kompensatorischem Nationalstolz stellt das deutsch-polnische Schulbuch eine Herausforderung dar. Dass uns Polen immer wieder von außen Unrecht angetan wurde,³⁸ ist doch nicht verhandelbar, ebenso wenig wie die essentialistische Präsupposition des homogenen, statischen und territorialen nationalen „wir“, das in Opposition zu einem „nicht wir“ steht. Diese stark auf sozialer Kategorisierung aufbauende politische Semantik knüpft an die Semantik der Nationaldemokratie der Zwischenkriegszeit an bzw. an ihre Fortsetzung unter kommunistischer Federführung.³⁹ Die sakrosankte *polskość* lässt keine Unschärfe zu, keine „dritten Räume“, sie duldet vielleicht gerade eben andere Stimmen, schon jedoch bei Fragen ihrer Gleichberechtigung kommen Zweifel auf.

Abschließend möchte ich die semantische Usurpation eines dialogischen Schulbuchs unter Rückgriff auf Jean-François Lyotard beleuchten. In „Le Différend“⁴⁰ beschäftigt sich Lyotard damit, was im Diskurs anwesend ist und was andererseits nicht die Chance bekam, diskursiv manifest zu werden, und was deshalb abwesend ist. Ihn beschäftigen die verbauten Wege, die nicht aufgezeichneten Entwürfe, die nicht gestellten Fragen. Er zeichnet nach, wie

an dem 1940 Tausende polnische Offiziere durch die Sowjets erschossen wurden, ums Leben kamen. Gerüchte über ein mögliches Attentat gepaart mit monatlichem Gedenken an dieses traumatische Ereignis befeuerten die Erzählung über Polens Ruin, Unfreiheit und Leiden.

³⁸ Zu den Hintergründen und Alternativen des polnischen Opferdiskurses s. Traba, R.: „Der Opferdiskurs als zentraler identitätsstiftender Faktor der polnischen Meistererzählung.“ In: Loew, P. O.; Prunitsch, C. (Hrsg.): *Polen. Jubiläen und Debatten. Beiträge zur Erinnerungskultur*. Wiesbaden 2012, S. 27-36; Garsztecki, S.: „Warschauer Aufstand und Zweiter Weltkrieg. Polnische Gedächtnispolitik zwischen nationaler Kanonbildung und europäischen Ansätzen.“ In: ebd., S. 134-156; Telus, M.: „Polnische ‚Leiden für das Vaterland‘ im kulturhistorischen Umfeld des Polnischkuratorats in Deutschland.“ In: Jaśkiewicz, G.; Wol-ski, J. (Hrsg.): *Genuss und Qual*. Rzeszów 2014, S. 301-314.

³⁹ Vgl. Telus, M.: „Konstrukcja narodowego ‘my’ czyli dlaczego kochamy ojczyznę.“ In: *Język a kultura 14: Uczucia w języku i tekście*, 2000, S. 253-287; Telus, M.: „Textuelle Verfahren zur Konstruktion der Kategorien ‚wir‘ und ‚nicht wir‘ in polnischen Schulbüchern für Geschichte in Anlehnung an das Thema Deutsche-Polen-Juden.“ In: Maier, R.; Stöber, G. (Hrsg.): *Zwischen Abgrenzung und Assimilation – Deutsche, Polen, Juden. Schauplätze ihres Zusammenlebens von der Zeit der Aufklärung bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs*. Hannover 1996, S. 271-316. Zygmunt Bauman beschreibt die „Flexibilisierung“ der Moderne als eine „Flucht aus der Kategorie“ und den Kommunismus als der Moderne „letzte Festung“. Indem der Kommunismus aus der Vorstellung eines linearen Fortschritts heraus ja-nein-Antworten generierte und am Begriff der objektiven Wahrheit als Fluchtpunkt der eigenen gesellschaftlichen Diagnose festhielt, erwies er sich als ein kulturkonservatives Denksystem, s. Bauman, Z.: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Frankfurt a. M. 1995, S. 320 ff.

⁴⁰ Vgl. Lyotard, J.-F.: *The Differend. Phrases in Dispute*. Manchester 1988.

das Daseiende Macht über das Abwesende entfaltet, indem es den Raum füllt und das Abwesende verhindert. Aus der Partikularität des Anwesenden wird ein Anspruch auf Universalität erhoben. Dabei stellt das Anwesende – und das ist der entscheidende Punkt – eine Stimme zur Verfügung, mit der das Abwesende nicht adressiert werden kann, nicht an-gerufen im Althusserschen Sinn. Für das Andere ist keine Subjektposition vorgesehen. Nationale Narrative sind einstimmig und selbstreferentiell, Mehrstimmigkeit bedeutet für sie stets eine Gefährdung, sie bauen auf der wir-sie-Opposition auf, die Möglichkeit eines wir-ihr nehmen sie nicht zur Kenntnis. Nationale Narrative drehen sich im Kreise stets der gleichen Symbole, selbst Debatten bauen auf festgefahrenen Positionen auf, die *a priori* für unverrückbar deklariert werden. Durch die permanente Rückprojektion verhindern nationale Narrative die geschichtliche Entfaltung der Zeit – wie nationale Stereotype, die in einem zeitlosen Präsens gehalten werden.

Die Geschichte der deutsch-polnischen Schulbucharbeit mit ihren mehrfachen Versuchen der Dialogaufnahme, Retardationen und Asymmetrien zeigt allerdings, dass bereits das bloße Nebeneinander der Stimmen, wie im Falle deutsch-polnischer Schulbuchgespräche in den 30er Jahren des 20. Jhs., ein Potential zur Stimmenvermehrung in sich birgt. Eines Tages, vielleicht aus Langeweile, vielleicht, weil es sonst trostlos und philosophisch mager ist, adressiert man den Anderen. Dann werden Dinge gesagt, die in der nationalen Erzählung nicht gesagt wurden, es werden Begriffe eingeführt, die bis dahin nicht existierten oder mit anderen Bedeutungen aufgeladen waren, die Progression der Erzählung erfährt die Verkomplizierung eines „wie sehen das die Anderen“-Blickes, und während sich die Erzählanfänge vermehren, verschieben sich die Gewichtungen, Wertungen werden nicht mehr unumstößlich, das „Hier“ und das „Dort“ gewinnen an Dynamik. Nichts bleibt, wie es früher war, wenn sich der Horizont der nationalen Selbstverständlichkeit verflüchtigt.

Textkasten 4:

Prof. Krzysztof Skubiszewski (1926-2010) im Saarland: Ein saarländischer Beitrag zum deutsch-polnischem Grenzvertrag von 1990?

1976 regt der saarländische Minister für Kultus, Bildung und Sport, Werner Scherer, gegenüber dem Unipräsidenten Prof. Dr. Hans Faillard an, einen polnischen Rechtswissenschaftler zu einem Forschungsaufenthalt an die Universität des Saarlandes einzuladen. Die Einladung des Fachbereichs

Rechtswissenschaft ergeht an den Spezialisten für internationales Recht Krzysztof Skubiszewski, Professor der Adam-Mickiewicz-Universität Posen und Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau. Im Mai 1978 arbeitet der prominente Gast in Saarbrücken, untergebracht im Alten Gästehaus und gefördert mit einem Stipendium des Landes. Er forscht zur Theorie des Völkerrechts und über Resolutionen zwischenstaatlicher Organisationen, nimmt an einem Völkerrechtskolloquium teil, führt Gespräche mit deutschen Kollegen... Im tiefen Kommunismus wird ein Forschungsaufenthalt im Westen völlig vorbei an offiziellen Vermittlungswegen möglich. Dazu Skubiszewski in seinem Dankesbrief vom 5. Juni 1978*, abgeschickt aus Warschau zu Händen von Prof. Dr. Wilhelm Karl Geck:

„Natürlich man bestreitet nicht die Wichtigkeit einer wissenschaftlichen Zusammenarbeit, die zentral gelenkt bleibt, z. B. die Vereinbarung zwischen dem Deutschen Akademischen Austauschdienst und der Polnischen Akademie der Wissenschaften, laut deren die hiesigen Kandidaten sich über die Akademie um einen Studienaufenthalt bewerben müssen. Es ist aber auch besonders wichtig, dass eine solche Prozedur durch andere und vielleicht mehr individualisierte Initiativen ergänzt ist.“

Prof. Krzysztof Skubiszewski wurde 1989 bis 1993 der erste polnische Außenminister nach der Wende. In dieser Funktion war er Mitbegründer des Weimarer Dreiecks, er unterzeichnete den Grenzvertrag von 1990 und verhandelte den Nachbarschaftsvertrag von 1991. Er war maßgeblich am polnischen NATO-Beitritt beteiligt.

Die Episode geriet zu Unrecht in Vergessenheit, doch sie ist ein schönes Beispiel dafür, wie der Eiserne Vorhang durch die europäischen Eliten unterwandert werden konnte. Obendrauf lehrt sie uns, welcher Weg im deutsch-polnischen Dialog zurückgelegt wurde. Nach Verabschiedung von Prof. Skubiszewski schrieb sein saarländischer Gastgeber, Prof. Dr. Wilhelm Karl Geck, an den Universitätskanzler, er halte „eine Fortsetzung dieses Experiments für begrüßenswert“ (Prof. Geck an Dr. Schuster am 15.6.1978). Glücklicherweise wurde das „Experiment“ zur Normalität.

* Die Quellen zu diesem Vorgang befinden sich im Archiv der Universität des Saarlandes.

Autoren und Zusammenfassungen

Mateusz Chmurski

Mateusz Chmurski (1985), docteur ès lettres, post-doctorant à l'UMR EUR'ORBEM Cultures d'Europe centrale, orientale et balkanique (CNRS – Univ. Paris-Sorbonne), auteur d'une thèse en cotutelle Varsovie-Paris-Sorbonne (à paraître en 2016) : *Traces du vécu, lignes de l'œuvre. Géza Csáth, Karol Irzykowski, Ladislav Klíma et l'autre modernité dans les littératures d'Europe centrale (1890–1920)* ; coordinateur du projet de recherche Enjeux de la littérature et de la culture moderne en Europe centrale à l'Université de Varsovie (NPRH). Co-auteur de l'édition bilingue du roman de K. Irzykowski, *La Chabraque le Rêves de Maria Dunin* (Paris, IES, 2013) et du volume *Modernizm[y] Europy Środkowo-Wschodniej* (Varsovie, PFL, 2013). Bourcier de la Fondation pour la recherche polonaise (FNP, 2015-2017).

Mateusz Chmurski – doktor nauk humanistycznych (2012), stypendysta programu Start Fundacji na rzecz Nauki Polskiej (2015, 2016). Postdoktorant w Instytucie Literatur i Kultur Europy Środkowej, Wschodniej i Bałkanów w Paryżu (UMR 8224 EUR'ORBEM) oraz asystent koordynatora projektu NPRH Problemy literatury i kultury modernizmu Europy Środkowo-Wschodniej na Uniwersytecie Warszawskim. Autor monografii *Traces du vécu, lignes de l'œuvre. Géza Csáth, Karol Irzykowski, Ladislav Klíma et l'autre modernité dans les littératures d'Europe centrale (1890-1920)* (w druku); współautor tomów: *Modernizm[y] Europy Środkowo-Wschodniej*, „Przegląd Filozoficzno-Literacki”, nr 1-2, 2013 (z E. Paczoską) oraz *Karol Irzykowski, La Chabraque. Les Rêves de Maria Dunin*, Paryż 2013 (z K. Siatkowską-Callebat).

Une trajectoire, des migrations, un héritage : Lorraine, la polonaise

De sa statue à la place Stanislas à la rue Stanislas, du Lycée Stanislas, le plus grand de la ville, au Restaurant Stanislas au Grand Hôtel de la Reine de la place éponyme, la ville de Nancy est décidément liée par de liens forts, symboliques et intenses, avec son grand-duc polonais du siècle des Lumières, Stanislas Leszczyński. Le présent article dresse un panorama non-exhaustif de trois périodes, pendant lesquelles les liens de la Lorraine avec la Pologne furent le plus intenses : le siècle du bon duc Stanislas, les migrations ouvrières du XXe siècle, et enfin, la situation actuelle depuis l'entrée de la Pologne en Union européenne (2004). Aussi s'agit-il d'évoquer tour-à-tour

l'épopée du grand duc, les enjeux historiques de la migration polonaise dans la région au siècle dernier, afin de conclure, enfin, par un témoignage plus personnel sur les enjeux que pose de nos jours la présence polonaise dans la région permettra de renfermer le parcours proposée.

Polska Lotaryngia: trajektorie, migracje, dziedzictwo

Nancy, „najbardziej polskie z francuskich miast” – naznaczone jest niezwykle silnie obecnością Stanisława Leszczyńskiego, jak świadczą o tym główny plac, restauracje czy sklepy, którym nadano jego imię. Celem niniejszego artykułu jest syntetyczny przegląd trzech najważniejszych epok, w których polska obecność w Nancy i Lotaryngii najwyraźniej się zaznaczyła: od epoki króla Stanisława, przez migracje zarobkowe dwudziestolecia międzywojennego, po zmiany, jakie przyniosło otwarcie granic po wstąpieniu Polski do UE. Jako świadkowie i czynni uczestnicy polskiego życia kulturalnego w Nancy na płaszczyznach edukacyjnej, uniwersyteckiej i badawczej w zakończeniu tekstu chcielibyśmy zaś przedstawić kilka uwag o dzisiejszym stanie relacji polsko-francuskich w Lotaryngii i dalszych perspektywach ich rozwoju.

Mateusz Falkowski

Philosoph, lehrt an der Fakultät „Artes Liberales“ der Warschauer Universität; Mitbegründer (und bis 2014 Mitglied) der Initiative „Orgia Myśli“ [„Orgie des Denkens“]; seit 2012 Vorsitzender des Vorstandes der „Barbara-Skarga-Stiftung für die Sache des Denkens“ [„Fundacja na Rzecz Myślenia im. Barbary Skargi“].

Bücher:

Wisława. Kryteria sprzedajnej manifestacji. Zadania domowe [Wisława. Kriterien der käuflichen Manifestation. Hausaufgaben] (mit Marek Sobczyk), Warszawa 2013;

O maszynach. Tom I. Wiek XVII a filozofia techniki [Von Maschinen. Band I. Das siebzehnte Jahrhundert und die Philosophie der Technik], Warszawa 2014;

Twórca i perspektywy [Schöpfer und Perspektiven], Warszawa 2014.

Filozof, wykłada na Wydziale „Artes Liberales” UW, autor książek: *O maszynach. T. 1. Wiek XVII a filozofia techniki* (Warszawa 2014), *Twórca i perspektywy* (Warszawa 2014). Współautor (z Markiem Sobczykiem) *Manifestu kina grawitacyjnego*. Prezes Zarządu Fundacji na Rzecz Myślenia im. Barbary Skargi.

Ausdruck, Kritik, Denken: Einige Bemerkungen zur (neueren und neuesten) polnischen Kunst

In den letzten dreißig Jahren durchlief die polnische (visuelle) Kunst überaus interessante Transformationen. Sie alle hatten verständlicherweise mit dem gesellschaftlich-politischen Wandel zu tun (hauptsächlich jenem, der Polen selbst betraf). Auf der anderen Seite war es aber oft die Kunst selbst, die es uns erst erlaubte, diesen Wandel zu verstehen. Man kann sagen, dass die polnischen Künstler und Künstlerinnen aus drei verschiedenen Perspektiven auf die Wirklichkeit blickten:

In den finsternen achtziger Jahren stellen viele Arbeiten eine unmittelbare Reaktion auf die Repressionen des im Niedergang begriffenen, deshalb umso grausameren Regimes dar. Die expressionistische „Wildheit“ zeitgenössischer Gemälde (beispielsweise jener, die im Rahmen der „Gruppe“ geschaffen wurden) wurde so zu einem *Ausdruck* künstlerischer Freiheit – gleichzeitig auch der politischen und kulturellen Situation.

Paradoxerweise entdeckte die polnische Kunst nach dem Jahr 1989 rasch die dunklen Seiten der endlich aufgekommenen Konsumgesellschaft. Katarzyna Kozyra, Grzegorz Klaman, Joanna Rajkowska, Artur Żmijewski, Paweł Althammer und andere konzentrierten sich auf die Verflechtungen von gesellschaftlicher Macht, Körperlichkeit und Kapitalismus. Die Kunst wurde zur *Kritik*.

In den letzten Jahren sind schließlich neue Phänomene und Strategien zu beobachten. Die Hinwendung zur (vergangenen wie zukünftigen) Geschichte und zur (intimen wie auch das eigene Ich entwerfenden) Privatsphäre (bei Zbigniew Libera, Anka und Wilhelm Sasnal, Oskar Dawicki) zeugt von einem Bewusstsein für die wachsende Komplexität, die nun vor allem durchdacht werden muss. Der Künstler – so z. B. Marek Sobczyk – wird zum *Denker*.

Wyraz, krytyka, myślenie: Kilka uwag o (nowszej i najnowszej) sztuce polskiej

W ostatnich trzydziestu latach polska sztuka (wizualna) ulegała bardzo interesującym transformacjom. Wszystkie, rzecz jasna, wiązały się też z przemianami społeczno-politycznymi (głównie zachodzącymi w samej Polsce). Z drugiej strony nierzadko to sama sztuka dopiero pozwalała nam zrozumieć owe przemiany. Można powiedzieć, że polscy artyści i polskie artystki patrzyli na rzeczywistość z trzech podstawowych perspektyw.

W mrocznych latach osiemdziesiątych wiele dzieł stanowi bezpośrednią reakcję na opresję ze strony upadającego i tym okrutniejszego reżimu.

Ekspresjonistyczna „dzikość“ ówczesnych obrazów (np. tych tworzonych w ramach Gruppy) stała się przeto *wyrazem* artystycznej wolności – równocześnie też sytuacji politycznej i kulturalnej.

Paradoksalnie, po roku '89 polska sztuka szybko odkryła ciemne strony powstałego wreszcie społeczeństwa konsumpcyjnego. Katarzyna Kozyra, Grzegorz Klaman, Joanna Rajkowska, Artur Żmijewski, Paweł Althammer i inni koncentrowali się na splocie społecznej władzy, cielesności i kapitalizmu. Sztuka stała się *krytyką*.

W ostatnich latach można zauważyć nowe zjawiska i strategie. Zwrot ku (zarówno przeszłej, jak i przyszłej) historii oraz ku (zarówno intymnej, jak i autokreacyjnej) sferze prywatnej (u Zbigniewa Libery, Anki i Wilhelma Sasnalów, Oskara Dawickiego) świadczy o świadomości rosnącej komplikacji, którą przede wszystkim trzeba rozważyć. Artysta, jak np. Marek Sobczyk, staje się *myślicielem*.

Agnieszka Jezierska

Agnieszka Jezierska ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Warschau. Sie studierte Polonistik und Germanistik an der Universität Warschau, promovierte über Elfriede Jelineks Prosa (Doktormutter: Prof. Bożena Chołuj), arbeitete als interne Rezensentin für verschiedene Warschauer Verlagshäuser. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Elfriede Jelineks Schaffen und die Rezeption ihres Werkes in Polen, das Bild der bösen Mutterschaft in der deutschsprachigen und polnischen Literatur sowie der deutsch-polnische Kulturtransfer. Sie ist Mitherausgeberin von *O kobietach po niemiecku* (mit Bożena Chołuj) und von Elfriede Jelinek: *Moja sztuka protestu. Eseje i przemówienia* (mit Monika Szczepaniak). Sie ist Redaktionsmitglied des Jahrbuchs *OderÜbersetzen*.

Agnieszka Jezierska jest adiunktem w Insytucie Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego, ukończyła polonistykę i germanistykę na tym uniwersytecie, pod opieką prof. Bożeny Chołuj przygotowała doktorat poświęcony prozie Elfriede Jelinek, współpracowała z warszawskimi wydawnictwami jako recenzentka wewnętrzna. Jej obszary badawcze to twórczość Elfriede Jelinek i jej recepcja w Polsce, obraz złego macierzyństwa w literaturze polskiej i niemieckojęzycznej, a także polsko-niemiecki transfer kulturowy. Wraz z Bożeną Chołuj wydała *O kobietach po niemiecku*, z Moniką Szczepaniak współredagowała zbiór Elfriede Jelinek: *Moja sztuka protestu. Eseje i przemówienia*, należy do redakcji rocznika *OderÜbersetzen*.

Ungeliebte Töchter – gebrochene Matrilinearität in Joanna Bators Dilogie Sandberg und Wolkenfern

Der Artikel stellt einen Versuch dar, die Beziehung zwischen Großmutter, Mutter und Tochter in zwei Romanen von Joanna Bator zu rekonstruieren: in *Sandberg* und *Wolkenfern*. In beiden Romanen finden wir eine tiefgründige, in der polnischen Literatur selten anzutreffende Analyse gestörter Familienbindungen vor. Bator dekonstruiert zahlreiche polnische Mythen (den Mythos des guten Polen, den Mythos des Polen als Opfer u. a.), konzentriert sich vor allen Dingen aber auf das Thema der weiblichen Genealogie. Als Kontext für die Analyse werden kritische Äußerungen Bators über die Familie sowie über ihr literarisches Debüt, den Essay *Kobieta*, herangezogen, in dem zahlreiche philosophische und kulturelle Aspekte zum Thema der weiblichen Genealogie zum Tragen kommen (die Erzählung über die Mutter der Athene, Auszüge aus Texten der feministischen Philosophinnen Kristeva, Rich oder Irigaray).

Niekochane córki – załamana matrylinearność w dylogii Joanny Bator Piaskowa góra i Chmurdalia

Artykuł jest próbą rekonstrukcji relacji babka-matka-córka w dwóch powieściach Joanny Bator: *Piaskowa góra* i *Chmurdalia*. W obu powieściach odnajdziemy mało spotykaną w polskiej literaturze pogłębioną analizę zaburzonych więzi rodzinnych. Bator dekonstruuje liczne polskie mity (mit dobrego Polaka, mit Polaka jako ofiary itp.), jednak przede wszystkim skupia się na kobiecej genealogii. Jako kontekst do analizy w artykule służą krytyczne wypowiedzi Bator dotyczące rodziny oraz jej debiutancki utwór literacki, esej *Kobieta*, w którym zostają przywołane liczne inspiracje filozoficzne i kulturowe związane z kobiecą genealogią (opowieść o matce Ateny, wyimki z tekstów feministycznych filozofek Kristevy, Rich czy Irigaray).

Krzysztof Kostrzewa

Krzysztof Kostrzewa ist Professor für Musik an der Universität Rzeszów. Im Jahr 1987 schloss er sein Studium im Bereich der Musiktheorie an der Hochschule für Musik in Krakau ab, 1992 beendete er bei Prof. Dr. Bogusław Schaeffer sein Studium der Komposition. Er studierte auch elektronische und Computermusik – bei Józef Patkowski, Marek Chołoniewski und Magdalena Długosz. Von 1994 bis 1997 studierte er bei Prof. Dr. Matthias Hermann an der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Stuttgart

Musiktheorie. In der Zeit von 1989 bis 2002 nahm er an zahlreichen Kursen für elektronische und Computermusik teil: in Krakau, Amsterdam, Schwaz, Stuttgart, Helsinki. In den Jahren 2005 und 2007 nahm er an Analyse- und Kompositionskursen unter der Leitung von Karlheinz Stockhausen in Kürten bei Köln teil. 1999 promovierte er an der Hochschule für Musik in Krakau, und im Jahr 2012 erhielt er an derselben Hochschule einen Post-Doc-Abschluss in Komposition, bezogen auf sein Werk *Magnificat* für Sopran, Tenor, Chor und Orchester. Er komponierte mehr als 50 Stücke, meist Solo-, elektronische und Kammerwerke. Er ist auch als Pianist für zeitgenössische Musik tätig. Er ist Autor zahlreicher Artikel über die zeitgenössische polnische Musik, serielle Musik und die Rezeption des Serialismus in Polen. Im Jahr 2011 veröffentlichte er die Monographie *Mój Magnificat w kontekście postmodernistycznych technik kompozytorskich* [*Mein Magnificat im Rahmen der postmodernen Kompositionstechniken*].

Krzysztof Kostrzewa jest profesorem Uniwersytetu Rzeszowskiego na Wydziale Muzyki. W 1987 roku ukończył w Akademii Muzycznej w Krakowie studia z teorii muzyki, a w roku 1992 kompozycję, w klasie prof. dr Bogusława Schaeffera. Studiował również muzykę elektroniczną i komputerową – u Józefa Patkowskiego, Marka Chołoniewskiego i Magdaleny Długosz. W latach 1994-1997 studiował teorię muzyki (studia podyplomowe) w Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst w Stuttgarcie, u prof. dr Matthiasa Hermanna. W okresie 1989-2002 uczestniczył w wielu kursach muzyki elektronicznej i komputerowej: w Krakowie, Amsterdamie, Schwaz, Stuttgarcie, Helsinkach. W 2005 i 2007 brał udział w kursach kompozycji i analizy prowadzonych przez Karlheinz Stockhausena w Kürten/ k Kolonii. W 1999 roku obronił doktorat w Akademii Muzycznej w Krakowie, a w 2012 roku w tejże uczelni uzyskał stopień doktora habilitowanego w zakresie kompozycji, na podstawie utworu *Magnificat* na sopran, tenor, chór i orkiestrę. Jest autorem ponad 50 utworów, głównie solowych, kameralnych i elektronicznych. Występuje również jako pianista wykonując muzykę współczesną. Jest autorem licznych artykułów na temat polskiej muzyki współczesnej, muzyki serialnej oraz recepcji serializmu w Polsce. W roku 2011 opublikował monografię pt. „*Mój Magnificat w kontekście postmodernistycznych technik kompozytorskich*”.

Polnische zeitgenössische Musik

Der Beitrag präsentiert das Schaffen polnischer Komponisten von 1945 bis heute, unterteilt in fünf Perioden: I. 1945-56: Sozialismus (sozialistischer Realismus), Folklorismus und Neoklassizismus; II. 1956-65: Beschleunigte Rezeption der Avantgarde, u. a. der Zwölftonmusik und des Serialismus; III. 1958-75: Polnische kompositorische Schule: die sogenannte Sonorität; IV. Nach 1975: Postmoderne, Mischung aus Moderne und Tradition: Barock, Klassizismus, neue Romantik; V. Nach 1989: verschiedene Richtungen. Außerdem wird das Œuvre von herausragenden Komponisten besprochen: von Witold Lutoslawski, Krzysztof Penderecki, Henryk Mikołaj Górecki, Bogusław Schaeffer und Paweł Szymański. Es wird auch die Rolle der Wendepunkte im Zusammenhang mit der politischen Situation betont, die das Schaffen der polnischen Komponisten und den Zustand der polnischen Kunst im Allgemeinen erheblich beeinflussten: z. B. setzte 1956 (drei Jahre nach Stalins Tod) ein politisches Tauwetter ein, das den Warschauer Herbst ermöglichte, der sich zu einer Plattform der Begegnung zwischen der polnischen und der westlichen Musik ausbildete. Von großer Bedeutung war auch der im Jahr 1989 einsetzende Zerfall des Kommunismus in Mittel- und Osteuropa.

Der Beitrag schließt mit dem Programm eines monographischen Konzerts, bestehend aus Werken von Krzysztof Kostrzewa, das am 9. Juni 2015 im Rahmen der Polnischen Woche an der Universität des Saarlandes gegeben wurde.

Polska muzyka współczesna

Artykuł prezentuje twórczość polskich kompozytorów od roku 1945 do czasów współczesnych, z podziałem na 5 okresów: I. 1945-56: socrealizm, folklorizm i neoklasycyzm; II. 1956-65: przyspieszona recepcja awangardy, m. in. dodekafonii i serializmu; III. 1958-75: polska szkoła kompozytorska: tzw. sonoryzm; IV. po roku 1975: postmodernizm, zmieszanie modernizmu i tradycji: baroku, klasycyzmu i nowego romantyzmu; V. po roku 1989: różne kierunki. Dokładniej omówiona została twórczość kompozytorów najwybitniejszych: Witolda Lutosławskiego, Krzysztofa Pendereckiego, Henryka Mikołaja Góreckiego, Bogusława Schaeffera i Pawła Szymańskiego. Podkreślono też rolę momentów przełomowych, związanych z sytuacją polityczną, które znacząco wpłynęły na twórczość kompozytorów polskich i na kondycję sztuki polskiej w ogóle: np. w 1956 rozpoczęła się polityczna odwilż (3 lata po śmierci Stalina), dzięki temu powstał festiwal Warszawska Jesień,

będący miejscem spotkań muzyki polskiej i zachodniej. Duże znaczenie miał też zapoczątkowany w roku 1989 upadek komunizmu w Europie środkowej i wschodniej. W zakończeniu artykułu podany jest program monograficznego koncertu złożonego z utworów Krzysztofa Kostrzewy (oraz ich krótkie omówienie), który odbył się 9.06.2015, w ramach Polskiego Tygodnia na Uniwersytecie w Saarbrücken.

Wojciech Kwieciński

Wojciech Kwieciński ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Abteilung für Neuere Geschichte des Historischen Instituts der Universität Rzeszów. Er beschäftigt sich mit der Frage der Zwangsarbeit von Polen im Dritten Reich. Er ist Autor mehrerer Artikel sowie einer Monographie zu diesem Thema: *Polscy robotnicy przymusowi w regionie bielefeldzkim podczas drugiej wojny światowej (1939-1945)*.

Wojciech Kwieciński, adiunkt w Zakładzie Historii Najnowszej Instytutu Historii Uniwersytetu Rzeszowskiego. Zajmuje się kwestią pracy przymusowej Polaków na rzecz Trzeciej Rzeszy. W zakresie tej problematyki opublikował szereg artykułów oraz monografię: *Polscy robotnicy przymusowi w regionie bielefeldzkim podczas drugiej wojny światowej (1939-1945)*.

Lebens- und Arbeitsbedingungen polnischer Zwangsarbeiter in Deutschland am Beispiel der Bielefelder Region

Der Artikel behandelt das Problem der Zwangsarbeit der Polen für das Dritte Reich aus einer regionalen Perspektive. Die Stadt Bielefeld, ein mittelgroßes Industriezentrum mit einer gut entwickelten Landwirtschaft, dient hierbei als ein hervorragendes Beispiel für die Funktionsweise des Zwangsarbeiterregimes auf der Mikroebene. Während des Zweiten Weltkriegs arbeiteten in Bielefeld insgesamt etwa 16.515 Zwangsarbeiter, darunter ca. 1.500 Polen. Sie wurden in allen Bereichen der lokalen Wirtschaft, vom Dienstleistungssektor bis zur Schwerindustrie, und sogar in kirchlichen Einrichtungen eingesetzt. In der Stadt gab es etwa 230 Lager, in denen Zwangsarbeiter untergebracht waren! Die Praxis der Beschäftigung von polnischen Zwangsarbeitern im untersuchten Gebiet unterschied sich nicht wesentlich von derjenigen in anderen Regionen des Dritten Reiches. Dies betrifft insbesondere Aspekte wie: Beschäftigungsentwicklung, Lebens- und Arbeitsbedingungen, rechtliche Fragen hinsichtlich der „Fremdarbeiter“ sowie die Art, wie diese durch den Machtapparat behandelt wurden. Aus diesem Spektrum von Fakten und

Prozessen, die für ganz Deutschland galten, arbeitet der Autor dennoch einige Elemente heraus, die für die untersuchte Region charakteristisch waren und sie auszeichneten.

Warunki życia i pracy polskich robotników przemysłowych w Niemczech na przykładzie regionu bielefeldzkiego

Artykuł prezentuje problem pracy przymusowej Polaków na rzecz Trzeciej Rzeszy w ujęciu regionalnym. Miasto Bielefeld, będące średniej wielkości ośrodkiem przemysłowym i posiadającym dobrze rozwinięte zaplecze rolnicze, stanowi doskonały przykład funkcjonowania modelu pracy przymusowej w ujęciu mikro. W okresie II wojny światowej pracowało tam łącznie około 16.515 robotników przymusowych z czego około 1.500 Polaków. Byli oni zatrudnieni we wszystkich branżach lokalnej ekonomiki, od sektora usług po przemysł ciężki, a nawet w instytucjach kościelnych. W samym mieście zlokalizowanych było około 230 obozów, w których zakwaterowani byli robotnicy przymusowi! Praktyka zatrudnienia polskich robotników przymusowych na wskazanym obszarze nie odbiegała zasadniczo od realiów panujących w innych regionach Trzeciej Rzeszy. Dotyczy to w szczególności takich zagadnień jak: rozwój zatrudnienia, warunki życia i pracy, aspekty prawne dotyczące „Fremdarbeiter” i sposób ich traktowania przez aparat władzy. Jednak z pośród całego spektrum faktów i procesów odpowiadających realiom ogólnoniemieckim autor wyodrębnia również pewne elementy charakterystyczne i wyróżniające badany obszar.

Anna Mróz

Philologin, Dozentin am Sprachenzentrum der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder und an der Universität Warschau, Workshopleiterin. Sie studierte an der Universität Warschau, an der Freien Universität Berlin und an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie promovierte im Bereich der juristischen Linguistik am Institut für Polnische Sprache an der Universität Warschau. Ihr Forschungsgebiet umfasst die Problematik der polnischen Jura-Fachsprache, Mediensprache und Genderlinguistik. Ihre Beiträge wurden u. a. in den Sammelbänden *Humanizm w języku polskim [Humanismus in der Polnischen Sprache]* und *Wortsemantik zwischen Säkularisierung und (Re)Sakralisierung öffentlicher Diskurse (Westostpassagen)* veröffentlicht. Sie ist Herausgeberin von Büchern, die sich vor allem der polnischen Jura-Fachsprache widmen, u. a. *Kultura jako przestrzeń dialogu. Polska-Niemcy [Kultur als ein Raum für Dialog. Polen-Deutschland]*, *Prawo, język, etyka [Recht,*

Sprache, Ethik], *Prawo, język, media* [*Recht, Sprache, Medien*]. Sie ist Mitbegründerin und erste Vorsitzende des Forschungskreises „Lingua Iuris“ an der Universität Warschau.

Ihr wissenschaftliches Interesse gilt ebenfalls der Zweisprachigkeit, vor allem im Zusammenhang mit verlorener und verdrängter Sprache. Sie leitet das Projekt „Akademia Wspierania Dwujęzyczności – Akademie der Zweisprachigkeit“ in Berlin.

Filolog, wykładowca w Centrum Języków Obcych Europejskiego Uniwersytetu Viadrina we Frankfurcie nad Odrą oraz Uniwersytetu Warszawskiego, szkoleniowiec. Studiowała na Uniwersytecie Warszawski, Wolnym Uniwersytecie oraz Uniwersytecie Humboldtów w Berlinie. Obroniła doktorat z dziedziny jurslingwistyki w Instytucie Języka Polskiego na Uniwersytecie Warszawskim. Jej zainteresowania oscylują wokół problematyki polskiego języka prawa, języka medialnego, lingwistyki genderowej. Jej artykuły zostały m. in. opublikowane w dwóch publikacjach zbiorowych *Humanizm w języku polskim* oraz *Wortsemantik zwischen Säkularisierung und (Re)Sakralisierung öffentlicher Diskurse* [*Semantyka słów pomiędzy sekularyzacją a resakralizacją dyskursu publicznego*]. Jest redaktorem naukowym książek poświęconych polskiemu językowi prawa, m.in. *Kultura jako przestrzeń dialogu. Polska-Niemcy, Prawo, język, etyka, Prawo, język, media*. Jest współzałożycielką i pierwszym prezesem Koła Naukowego „Lingua Iuris” na Uniwersytecie Warszawskim.

Do jej zainteresowań naukowych należy również wielojęzyczność, przede wszystkim w kontekście języka utraconego i wypartego. Prowadzi projekt „Akademia Wspierania Dwujęzyczności – Akademie der Zweisprachigkeit“ w Berlinie.

Neue lexikalische und grammatische Erscheinungen im Bereich Frauen- und Männerstatus im Polnischen und Deutschen

Der Artikel gründet sich methodisch auf zwei moderne Trends der gegenwärtigen Linguistik – auf die juristische und die gender-Linguistik. In ihm werden die dynamischen Veränderungen reflektiert, die in den letzten Jahren im Polnischen und im Deutschen im Bereich der Berufsbezeichnungen bei Frauen stattgefunden haben. Der von den Autoren verfolgte vergleichende Ansatz macht den deutlichen Unterschied hinsichtlich des Umfangs und des Grades des Wandels auf diesem Gebiet in beiden Sprachen sichtbar. Im Deutschen dauert diese Entwicklung bereits deutlich länger an als im Polnischen

und verläuft aufgrund der spezifischen Grammatik beider Sprachen auch in anderer Richtung.

Analysiert werden ebenso nationale Gesetzestexte wie Bestimmungen des polnischen und deutschen Hochschulrechts sowie amtliche Texte. In diesem Bereich treten die Unterschiede noch deutlicher hervor. Zwar werden die deutschen Rechtstexte weiterhin in männlicher Form geschrieben, was dem Usus in der polnischen Gesetzgebung entspricht (z. B. bei der Form *Ten, kto...*), jedoch liegt eine offiziell anerkannte Auflistung von Berufen vor, welche die gänzliche Symmetrie der männlichen und der weiblichen Bezeichnungen berücksichtigt. Eine solche Liste fehlt im Polnischen. Was das deutsche akademische Umfeld betrifft, so werden die weiblichen Formen streng befolgt nicht nur im Sinne der politischen Korrektheit, sondern auch der Neutralität. Dies stellt in Polen bis heute eine Seltenheit dar.

Im Artikel wird den möglichen Gründen für diese Verhältnisse nachgegangen, die überwiegend in der Verschiedenheit beider Sprachsysteme zu suchen sind, vor allem in den unterschiedlichen morphologischen Möglichkeiten beider Sprachen. Entscheidend für das Tempo des Wandels in diesem Bereich können jedoch die gesellschaftlichen Veränderungen werden, die auf die Sprachwirklichkeit einwirken.

Nowe zjawiska leksykalne i gramatyczne w obszarze statusu kobiet i mężczyzn w języku polskim i niemieckim

Artykuł metodologicznie czerpie z dwóch nowoczesnych kierunków współczesnego językoznawstwa – jurys- i genderlingwistyki. Podjęto w nim refleksję na temat dynamicznych przemian, jakie w ostatnich latach dokonały się w języku polskim i niemieckim w przestrzeni nazewnictwa zawodów wykonywanych przez kobiety. Przyjęte przez autorów ujęcie komparatystyczne pozwoliło zilustrować wyraźną różnicę w zakresie i stopniu zaawansowania przemian w obu językach. W języku niemieckim proces ten trwa znacznie dłużej niż w polszczyźnie, ma także inny przebieg ze względu na specyfikę gramatyczną obu języków.

Analizie poddano również wybrane akty prawa krajowego Polski i Niemiec oraz uniwersyteckie akty prawne i teksty urzędowe. W tej sferze różnice zaznaczają się jeszcze wyraźniej. Co prawda niemieckie teksty prawne nadal pisane są w formie męskiej, co koresponduje z polskim ustawodawstwem (np. z formą *Ten, kto...*), natomiast istnieje oficjalnie uznany spis zawodów, który uwzględnia całkowitą symetrię w ujęciu nazw męskich i żeńskich. Takiego dokumentu w Polsce brakuje. Jeśli chodzi o niemieckie

środowisko akademickie formy żeńskie są bezwzględnie przestrzegane jako wyznacznik nie tyle poprawności politycznej, ile neutralności. W Polsce nadal jest to rzadkością.

W artykule podjęto również refleksję na możliwymi przyczynami przedstawionego stanu rzeczy, które w ogromnej mierze leżą w odmienności systemów językowych, przede wszystkim zaś odmiennych możliwości morfologicznych obu języków. Decydujące dla przyszłego tempa przemian w tej dziedzinie mogą jednak okazać się przemiany społeczne oddziałujące na rzeczywistość językową.

Radosław Pawelec

Linguist, arbeitet auf dem Gebiet der historischen Semantik, der Sprache der Medien, der polnischen Amts- und Rechtssprache. Leiter der Abteilung für Sprache und mediale Rhetorik am Institut für Journalistik an der Universität Warschau. Autor, Co-Autor und Herausgeber von Dutzenden wissenschaftlichen Arbeiten, unter anderem der Monographien: *Ciemne Zwierciadło. Semantyka antywartości* (2013) [*Dunkler Spiegel. Die Semantik der Anti-Werte*], *Polski z urzędu. O poprawności polskiego języka urzędowego* (2013) [*Polnisch von Amts wegen. Über die Korrektheit der polnischen Amtssprache*], *Humanizm w dziejach języka polskiego. Wartości humanistyczne w polskiej leksyce i refleksji o języku* (2011) [*Humanismus in der Geschichte der polnischen Sprache. Humanistische Werte in polnischer Lexik und Sprachreflexion*], *Gdzie prawo niepewne, tam nie ma prawa. Rozważania o prawie, języku i kulturze* (2008) [*Wo das Recht unsicher ist, gibt es kein Recht. Gedanken über Recht, Sprache und Kultur*], *Najnowsze słownictwo a współczesne media elektroniczne* (2008) [*Die neueste Lexik und die aktuellen elektronischen Medien*], *Przyjazna gramatyka* (2005) [*Eine freundliche Grammatik. Lehrbuch für Schüler*]. *Dzieje sztuki. Pojęcia i leksemy* (2003) [*Kunstgeschichte. Begriffe und Lexeme*], *Wielki słownik wyrazów obcych i trudnych* (2001) [*Großes Wörterbuch fremder und schwieriger Wörter*].

Teilnehmer an polnischen und internationalen Forschungsprojekten, langjähriger Mitarbeiter des Polnischen Rundfunks und vieler staatlicher Institutionen, Tätigkeit als Verbreiter von Wissen über richtiges Polnisch.

Językoznawca zajmujący się badaniami z zakresu semantyki historycznej, języka mediów, polszczyzny urzędowej i prawnej. Kierownik Zakładu Języka i Retoryki Mediów w Instytucie Dziennikarstwa Uniwersytetu Warszawskiego. Autor, współautor i redaktor kilkudziesięciu artykułów naukowych oraz m. in. książek: *Ciemne Zwierciadło. Semantyka antywartości* (2013), *Polski z*

urzędu. O poprawności polskiego języka urzędowego (2013), *Humanizm w dziejach języka polskiego. Wartości humanistyczne w polskiej leksyce i refleksji o języku* (2011), *Gdzie prawo niepewne, tam nie ma prawa. Rozważania o prawie, języku i kulturze* (2008), *Najnowsze słownictwo a współczesne media elektroniczne* (2008), *Przyjazna gramatyka* (podręcznik dla uczniów, 2005). *Dzieje sztuki. Pojęcia i leksemy* (2003), *Wielki słownik wyrazów obcych i trudnych* (2001).

Uczestnik polskich i międzynarodowych projektów badawczych, wieloletni współpracownik Polskiego Radia oraz wielu instytucji państwowych, popularyzator wiedzy o poprawnej polszczyźnie.

Neue lexikalische und grammatische Erscheinungen im Bereich Frauen- und Männerstatus im Polnischen und Deutschen

s. Anna Mróz

Wiesław Rzońca

Arbeitet seit 1989 am Institut für Polnische Literatur der Universität Warschau. Von 1999 bis 2004 Lektor für polnische Sprache und polnische Literatur an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen.

Sein Forschungsschwerpunkt ist die polnische Literatur der Romantik, der Moderne und das literarische Erbe des 20. Jahrhunderts. Methodisch ist er von den Theorien der Dekonstruktion und des Postkolonialismus inspiriert. In der deutschen Literatur faszinieren ihn Friedrich Hölderlin, Johann Wolfgang von Goethe, Heinrich Heine, Hermann Hesse, Günter Grass.

Od 1989 roku pracuje w Instytucie Literatury Polskiej na Uniwersytecie Warszawskim. W latach 1999-2004 był zatrudniony na stanowisku lektora języka polskiego i literatury polskiej w Uniwersytecie imienia Eberharda Karla w Tübingen.

Zajmuje się literaturą polską epok: romantyzmu, modernizmu oraz spuścizną 20. wieku. Metodologicznie korzysta z inspiracji dekonstrukcjonizmu i postkolonializmu. W literaturze niemieckiej fascynują go: Friedrich Hölderlin, Johann Wolfgang von Goethe, Heinrich Heine, Hermann Hesse, Günter Grass.

Der „polnische“ Günter Grass – das Phänomen der Rezeption seiner Werke

Der Artikel handelt von der literarischen Gemeinschaft zwischen Günter Grass und Tadeusz Konwicki hinsichtlich der „Kresy“, der „Ostgebiete“ – im Sinne eines für immer verlorenen magischen Raumes. Die literaturhistorischen Analogien beziehen sich auf Danzig (bei Grass) und Wilno (bei Konwicki), die beide vor dem Zweiten Weltkrieg Räume kultureller Vielfalt waren. Die Interferenz der Kulturen ermöglichte hier nicht nur ein enormes künstlerisches Schaffenspotenzial, sondern wurde auch zu einer metaphorischen Vorankündigung für die Wirklichkeit unseres heutigen Europas, in dem die Völker, samt ihren Heimatzugehörigkeiten, friedlich zusammenleben.

Die Verbindung zwischen der Prosa von Grass und Konwicki tangiert auch die Frage der großen Popularität des Autors der *Blechtrommel* in den 1990er Jahren in Polen, die mit dem starken kulturellen Einfluss der deutschen Literatur zu Zeiten Goethes und Thomas Manns verglichen werden kann.

„Polski“ Gunter Grass. Fenomen recepcji dzieła

Artykuł mówi o wspólnocie literackiej Günтера Grassa i Tadeusza Konwickiego, co się tyczy „Kresów” czyli Ostgebiete jako przestrzeni magicznej, niejako na zawsze już utraconej. Historycznoliterackie analogie dotyczą Gdańska (Grass) oraz Wilna (Konwicki), które przed II wojną światową były przestrzenią kulturowej wielości. Interferencja kultur posiadała wówczas wielką moc artystyczną, ale też stanowiła metaforyczną zapowiedź rzeczywistości współczesnej nam Europy, w której zgodnie koegzystują narody przynależące do „małych ojczyzn”.

Owa wspólnota epiki Grassa i Konwickiego jest również sprawą wielkiej popularności czytelniczej autora „Blechtrommel” w latach 90. XX wieku w Polsce, co przypomina jedynie dawne silne inspiracje kulturowe literaturą niemiecką w czasach Goethego a następnie Thomasa Mana.

Hans-Christoph Seidel

Hans-Christoph Seidel ist Geschäftsführer des Instituts für soziale Bewegungen der Ruhr-Universität Bochum. Er ist Historiker und promovierte 1996 an der Universität Bielefeld mit einer Arbeit zur Geschichte der Geburtshilfe im 18. und 19. Jahrhundert (*Eine neue „Kultur des Gebärens“*. *Die Medikalisierung von Geburt im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland*, Stuttgart 1998). 2009 habilitierte er an der Ruhr-Universität Bochum mit einer Untersuchung

zur Sozialgeschichte des Ruhrbergbaus im Zweiten Weltkrieg (*Der Ruhrbergbau im Zweiten Weltkrieg. Zechen – Bergarbeiter – Zwangsarbeiter*). Sein aktueller Forschungsschwerpunkt ist die Migrationsgeschichte des Ruhrgebiets nach 1945.

Hans-Christoph Seidel jest kierownikiem Instytutu Ruchów Społecznych na Uniwersytecie Ruhry w Bochum. Historyk, w 1996 r. obronił pracę doktorską o położnictwie w XVIII i XIX w. (*Eine neue „Kultur des Gebärens“: Die Medikalisierung von Geburt im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland*, Stuttgart 1998 [*Nowa „kultura rodzenia“: Medykalizacja porodu w XVIII i XIX w. w Niemczech*]) na Uniwersytecie w Bielefeldzie. W 2009 r. uzyskał habilitację na Uniwersytecie Ruhry w Bochum na podstawie pracy badawczej o historii społecznej górnictwa w Zagłębiu Ruhry w czasie drugiej wojny światowej (*Der Ruhrbergbau im Zweiten Weltkrieg. Zechen – Bergarbeiter – Zwangsarbeiter* [*Górnictwo w Zagłębiu Ruhry w czasie drugiej wojny światowej. Kopalnie – górnicy – robotnicy przymusowi*]). Jego aktualnym przedmiotem badań jest historia migracji w Zagłębiu Ruhry po 1945 r.

Polnische Zwangsarbeiter im Ruhr- und Saarbergbau während des Zweiten Weltkrieges

Der Steinkohlenbergbau im Ruhrgebiet und an der Saar gehörte während des Zweiten Weltkrieges zu den wichtigsten Bereichen der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft. Um die Steinkohlenförderung hoch zu halten, wurden auf den Zechen im Ruhrgebiet und im Saarland seit dem Frühjahr 1940 Hunderttausende von Zwangsarbeitern eingesetzt, darunter auch zahlreiche polnische Arbeitskräfte. Die Gruppe der polnischen Zwangsarbeitskräfte auf den Steinkohlenzechen war allerdings nicht homogen, sondern unterschied sich nach dem Zeitpunkt und Ort der Rekrutierung u. a. m. Mit diesen Unterschieden verband sich auch eine unterschiedliche Behandlung der verschiedenen polnischen Zwangsarbeitergruppen durch das nationalsozialistische Regime. Nachdem zunächst einige Charakteristika der Zwangsarbeit im Steinkohlenbergbau genannt werden, gibt der Aufsatz einen Überblick über die verschiedenen Gruppen polnischer Arbeitskräfte, die während des Zweiten Weltkrieges im Ruhr- und Saarbergbau Zwangsarbeit leisteten.

Polscy robotnicy przymusowi w górnictwie Zagłębia Ruhry i Kraju Saary w czasie drugiej wojny światowej

W czasie drugiej wojny światowej górnictwo węgla kamiennego w Zagłębiu Ruhry i w Kraju Saary należało do najważniejszych dziedzin narodowo-socjalistycznej gospodarki wojennej. Aby utrzymać wysokie wydobycie węgla kamiennego zatrudniano w kopalniach Zagłębia Ruhry i Kraju Saary setki tysięcy robotników przymusowych, w tym licznych pracowników z Polski. Jednakże grupa polskich robotników przymusowych w kopalniach węgla kamiennego nie była homogeniczna, lecz zróżnicowana w zależności od momentu i miejsca rekrutacji oraz innych czynników. Z tymi różnicami wiązało się też odmienne traktowanie różnych grup polskich robotników przymusowych ze strony reżimu nazistowskiego. W artykule przedstawia się niektóre okoliczności charakterystyczne dla robót przymusowych w kopalnictwie węgla kamiennego, a następnie różne grupy polskich pracowników, którzy podczas drugiej wojny światowej wykonywali roboty przymusowe w górnictwie Ruhry i Saary.

Monika Sitek

Monika Sitek, maître de langue polonaise à l'Université de Lorraine, doctorante à l'ED Stanislas l'Université de Lorraine – intitulée de la thèse : *Dimension culturelle dans l'enseignement de la langue polonaise à distance*, sous la dir. de Stanislas Fiszer ; membre du Centre de recherches sur les littératures et cultures européennes (EA 4372), présidente de l'Association Les Amis de la culture polonaise ; diplômée de philologie romane à l'Université de Wrocław (Pologne). Domaines de recherche : enseignement à distance (e-learning), interculturalité, méthodes et techniques d'enseignement à distance.

Monika Sitek – asystent w Katedrze Bohemistyki i Polonistyki Université de Lorraine, doktorantka na tejże uczelni, członek Centrum Badań nad Literaturami i Kulturami Europejskimi CERCLE, mgr romanistyki Uniwersytetu Wrocławskiego ; przewodnicząca Stowarzyszenia Les Amis de la culture polonaise. Obecnie kończy rozprawę doktorską *Dimension culturelle dans l'enseignement de la langue polonaise à distance* pod kier. dr hab. St. Fiszera, poświęconą zagadnieniom e-learningu, wielokulturowości i technik nauczania języka polskiego na odległość.

Une trajectoire, des migrations, un héritage : Lorraine, la polonaise

s. Mateusz Chmurski

Magdalena Telus

Magdalena Telus promovierte an der Ruhr-Universität Bochum mit einer Arbeit über gruppenspezifische Stereotype (Gruppenspezifisches Stereotyp. Ein Modell der Einbettung in die Textproduktion. An russischem, polnischem und deutschem Material, Frankfurt a. M. u. a. 2002). 1995-2000 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig. Heute ist sie Unternehmerin und Lehrbeauftragte für Polnisch an der Universität des Saarlandes. Sie ist Vorsitzende der Bundesvereinigung der Polnischlehrkräfte und Herausgeberin der Zeitschrift *Polski w Niemczech/Polnisch in Deutschland*.

Magdalena Telus obroniła pracę doktorską o stereotypach grupowych na Uniwersytecie Ruhry w Bochum (*Gruppenspezifisches Stereotyp. Ein Modell der Einbettung in die Textproduktion. An russischem, polnischem und deutschem Material [Stereotyp grupowy. Model włączania w produkcję tekstu. Na materiale języka rosyjskiego, polskiego i niemieckiego]* Frankfurt a. M. u. a. 2002). W latach 1999-2000 była pracownikiem naukowym w Instytucie Georga-Eckerta ds. Międzynarodowych Badań Podręcznikowych w Brunzwiku. Obecnie jest przedsiębiorcą, uczy też języka polskiego na Uniwersytecie Kraju Saary. Jest przewodniczącą Federalnego Związku Nauczycieli Języka Polskiego i wydawcą pisma fachowego *Polski w Niemczech/Polnisch in Deutschland*.

Das deutsch-polnische Geschichtsbuch: Über den Vorteil des Dialogischen

In dem Beitrag wird die Geschichte des deutsch-polnischen Geschichtsbuchs nachgezeichnet. Ausgerufen als ein politisches Projekt durch den deutschen Außenminister Frank-Walter Steinmeier im Jahre 2006, wurde das Schulbuch, dessen erster Band im Schuljahr 2016/17 in die Schulen kommen wird, zu einer Dialogplattform für die deutsche und die polnische Geschichtsdidaktik. Das Schulbuch greift auf langjährige Erfahrungen der deutsch-polnischen Schulbucharbeit zurück, vor allem auf die Forschungen und Debatten der 1972 gegründeten Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission. Es wird auf mögliche Rezeptionsbarrieren in Polen hingewiesen, die mit Besonderheiten des polnischen Nationsbildungsprozesses zu tun haben.

Polsko-niemiecki podręcznik do historii: O przewadze dialogiczności

W artykule przedstawiona została historia polsko-niemieckiego podręcznika do historii. Ogłoszony jako projekt polityczny przez niemieckiego ministra spraw zagranicznych Franka-Waltera Steinmeiera w roku 2006 podręcznik, którego pierwszy tom wejdzie do szkół w roku szkolnym 2016/17, stał się platformą dialogu dla polskiej i niemieckiej dydaktyki historii. Podręcznik sięga do długoletnich doświadczeń polsko-niemieckich dyskusji o podręcznikach szkolnych, przede wszystkim do badań i debat utworzonej w 1972 roku Polsko-Niemieckiej Komisji Podręcznikowej. Zwraca się uwagę na bariery w recepcji podręcznika w Polsce, których można się spodziewać w związku ze specyficznym przebiegiem polskiego procesu narodotwórczego.

Das Buch *Ost-westlicher Dialog – Dialog Wschodu i Zachodu. Polnische Woche – Tydzień polski* versammelt Beiträge polnischer und deutscher Wissenschaftler zu aktuellen Themen kultureller Wechselbeziehungen zwischen Polen und Deutschland bzw. zwischen Polen und Frankreich. Die Beiträge gehen alle auf Vorträge zurück, die im Rahmen der *Polnischen Woche* vom 8.-12. Juni 2015 an der Universität des Saarlandes gehalten wurden. Organisiert wurde die *Polnische Woche* von der Fachrichtung Slavistik der Universität des Saarlandes im Zusammenhang mit den Musikfestspielen Saar, deren Schwerpunkt 2015 auf der polnischen Musik lag. Neben einem Überblick über die neuesten Tendenzen der polnischen Musik enthält der Band Studien zu literatur-, sprach-, geschichts- und kunstwissenschaftlichen Themen und trägt so in vielfältiger Weise zu einem vertieften Verständnis der deutsch-polnischen bzw. französisch-polnischen kulturellen Beziehungen bei, dies durchaus auch im Sinne des „Weimarer Dreiecks“.

Książka *Ost-westlicher Dialog – Dialog Wschodu i Zachodu. Polnische Woche – Tydzień polski* gromadzi artykuły niemieckich i polskich naukowców, podejmujące aktualne tematy w obszarze wzajemnych relacji w kulturze między Polską a Niemcami, jak również Polską i Francją. Wszystkie teksty to pisemne wersje wykładów wygłoszonych na Uniwersytecie Kraju Saary w ramach Tygodnia Polskiego w dniach 8-12 czerwca 2015 r. *Tydzień polski* został zorganizowany przez Zakład Slavistyki Uniwersytetu Kraju Saary w kontekście Muzycznego Festiwalu Kraju Saary, którego motywem przewodnim w 2015 r. była muzyka polska. Obok przeglądu najnowszych tendencji w polskiej muzyce tom zawiera prace z zakresu literaturoznawstwa, językoznawstwa, nauk historycznych oraz nauki o sztuce i tym samym w różnorodny sposób przyczynia się do pogłębionego zrozumienia polsko-niemieckich tudzież polsko-francuskich relacji w kulturze, wpisując się w ideę „Trójkąta Weimarskiego“.